Zwölf Stufenpsalmen.

In eben so vielen Vorträgen

gehalten

in der Capucinerkirche in Wien

in der

Quadragesima des Jahres 1862.

Von

Dr. Joh. Emanuel Veith

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Wien, 1863.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Homiletische Werke

[illegible]

von

Dr. Joh. Emanuel Veith

[illegible]

[illegible]

Wien, 1863.

Wilhelm Braumüller

[illegible]

Homiletische Werke

von

Dr. Joh. Emanuel Veith

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Achter Band.

Wien, 1863.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Zwölf Stufenpsalmen.

In eben so vielen Vorträgen

gehalten

in der Capucinerkirche in Wien

in der

Quadragesima des Jahres 1862.

Von

Dr. Joh. Emanuel Veith

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Wien, 1863.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

I.

Der 120. Stufenpsalm *).

„Ich habe meine Augen erhoben zu den Bergen, von wannen mir Hilfe komme."

Eingang.

In seinem Sendschreiben an die Gemeinde zu Ephesus will der Apostel, daß die Gläubigen, um die Segnungen des Christenthums besser zu würdigen, an die Zustände der sittlichen Verkommenheit zurückdenken, worin vordem der heidnische Wahn sie gefangen hielt. Das ganze Gewicht des geistigen Elendes jedoch, aus dem sie errettet worden, legt er in den Ausspruch: „Ihr waret ohne Gott in der Welt" **). Götter hatten oder verehrten die Heiden allerdings, und zwar in einer Ueberfülle von Gestalten und Namen; allein diese Gottheiten, wie sie schon in den uralten Gesängen (Veda's) der Arier geschildet werden, konnten als persönlich vorgestellte chaotische Naturmächte keinen sittlichen

*) Nach der in der Vulgata gebräuchlichen Zählung.

**) Ephes. 2, 12.

Einfluß üben; der wahrhafte, heilige, alleinige, überweltliche Gott war den Völkern fremd geworden, und so führten sie ohne Verkehr mit Gott ein wirres, wüstes, ziel- und hoffnungsloses Leben, das im Sinne des Evangeliums diesen Namen gar nicht einmal verdient.

Unsere jetzige oder moderne Welt hat dem äußern Gepräge nach längst aufgehört, heidnisch zu sein; sie betet keine Götter an, sie ist auch von mancherlei abergläubigen Meinungen der Vorzeit frei geworden; allein auch die Idee der Persönlichkeit Gottes ist ihr in unsicherm und trübem Lichte verschwommen; sie zeigt wenig Neigung, an den lebendigen Gott lebendig zu glauben, und zieht es vor, entweder der Vernunft oder der Natur mit leerer Bewunderung zu huldigen. Allein, was ist die sichtbare Welt ohne Gott? Ein unlösbares Räthsel des unaufhörlichen Entstehens und Vergehens, dessen Uranfang und Endziel in Nacht verhüllt bleibt. Und was ist ohne Glauben an Gott dem menschlichen Geiste beschieden? Mag er noch so entschlossen den Täuschungen sich hingeben, von denen er Befriedigung erwartet, so können diese doch nicht lange nachhalten; bei jedem Mißgeschicke wird er von schrecklichen Zweifeln bestürmt, und vom Gefühle trostloser Oede und Verlassenheit ergriffen; er gleicht dann dem Wrack, das ohne Mast und Steuer auf den Wogen umher treibt.

Von solchen Mißgeschicken heimgesucht, von Gefahren und Schrecken umringt war der fürstliche Psalmensänger, als er ausrief: „O hätte ich Fittige gleich

der Taube; ich würde mich aufschwingen und Ruhe finden an sicherer Stätte *)! Die gejagte und verscheuchte Taube flüchtet in die geschützte Kluft einer Felswand oder Mauerzinne; der Hort und Fels, zu welchem die geängstigte Menschenseele sich erheben soll, ist der allmächtige, ewige Gott. Woher aber die geistigen Fittige, die diesen geistigen Aufschwung ermöglichen? Sie werden in den Psalmen uns dargeboten, zumal in jenen, die unter dem Namen der Stufenpsalmen bekannt sind, einem Namen, der ihren eigenthümlichen, stufenweise fortschreitenden Gedankengang bezeichnet. Indem wir aus diesen kleinen aber inhaltreichen und schwungvollen Liedern eine Zwölfzahl auswählen, stellen wir jenen voran, der mit den Worten beginnt: „Ich habe meine Augen erhoben zu den Bergen, von wannen mir Hilfe komme. Meine Hilfe ist vom Herrn (von Jehovah) dem Erschaffer des Himmels und der Erde.“

Offenbar ist es dieser Nachsatz, auf welchem das hier ausgesprochene Vertrauen ruht. Von Jehova wird die Rettung erhofft, weil er der Erschaffer des Weltalls ist. Wer hat nicht irgend einmal den Lehrsatz vernommen, daß es ohne Glauben unmöglich sei, Gott wohlzugefallen? Denn wer Gott naht, oder zu Gott hintritt, wer sich anbetend und hoffend Ihm darstellt, muß vor allem von dem Sein und Wesen des Unsichtbaren die Gewißheit des Glaubens besitzen; da ja Niemand in einen persönlichen Verkehr mit Dem treten kann, dessen persönliche Wirklichkeit er nicht einmal

*) Ps. 54, 7.

anerkennt. Die andere Grundbedingung ist dann noch die Zuversicht, daß Gott denjenigen, die aufrichtig und angelegentlich ihn suchten, als ein gnadenreicher Belohner sich erweiset *). Wie so nun diese gläubige Ueberzeugung, diese zuversichtliche Hoffnung darauf sich gründe, daß Gott als der Erschaffer des Himmels und der Erde erkannt wird, warum ferner alle unsere Hilfe von Ihm, und worin diese Hilfe bestehe — dieß sind die Fragen, über welche die nähere Betrachtung des Psalmes uns Aufschluß geben soll.

1.

Auf einem Felsrücken am Ufer der Lahn, dicht an der Ausmündung dieses Stromes in den Rhein, erhob sich vordem eine dem heil. Johannes dem Täufer geweihte Kirche, die jetzt in Trümmer zerfallen ist. Was von diesem Gebäude noch bis ins letztverflossene Jahrzehend aufrecht stehen geblieben, ist ein einziger Pfeiler oder Balken, der dem Orgelchor angehörte, und auf welchem noch deutlich lesbar die Inschrift sich erhalten hat: „Im Anfang war das Wort" **). Nicht wenige Parteigänger, die gewöhnlich nur der Meinung des Tages folgen, getrösten sich der ihnen erfreulichen Aussicht, das positive Christenthum und dessen Weltstellung und Ausbau: die katholische Kirche, sei ziemlich nahe daran, in Trümmer zu fallen. Allein den

*) Hebr. 11, 6.

**) In principio erat Verbum. — Bürge dieser Thatsache ist der berühmte „Rheinische Antiquar."

Einen Pfeiler, welcher der Träger der eben bezeichneten Inschrift ist, vermag keine geschöpfliche Macht zu erschüttern oder umzustürzen, und auf diesen wird die Kirche immerfort und immer neu sich erbauen.

Soll aber diese Behauptung erwiesen werden, so handelt es sich nur darum, wie man den erhabenen Eingang des Evangeliums erfaßt, der mit jener Inschrift beginnt. „Im Anfang" d. h. vor allem Anfang der Zeit, des Raumes und der Zeitlichkeit. Die vorhandene Welt ist ohne irgend einen Anfang ihrer Entwicklung nicht denkbar, und es kann wenig oder gar nichts nützen, wenn man diesen Anbeginn auf unzählige Milliarden und Billionen von Jahren zurückschiebt, weil damit die Frage nach dem ursächlichen Anfang nicht gelöst wird. Immer wird etwas vorausgesetzt werden müssen, was keinen Anfang hat, sondern denselben bedingt. „Im Anfang also, d. h. von Ewigkeit war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses (und nichts anderes) war im Anfang bei Gott."

Wollen wir die heilvolle und allerdings unerläßliche Mühe des Denkens nicht von uns weisen, so werden aus diesen und den folgenden Sätzen die wesentlichsten Grundzüge der Glaubenserkenntniß hervorleuchten. Was vor allem die Bezeichnung „das Wort" oder „der Logos" anbelangt, so gefallen sich Manche in der sehr willkürlichen Umdeutung: im Anfang war die Vernunft, die Weisheit; diese war bei Gott und war Gott. Allein die Vernunft hat an sich keine reale selbstständige Wirklichkeit, sie ist eine geistige Befähigung,

die einem (vernünftigen) Wesen zukommt, nicht aber selber wesenhaft; die Eigenschaft eines Wesens kann nicht früher vorhanden sein, als dieses selbst. Andere wieder treten kühn hervor, um mit einem Machtgebot zu lehren: im Anfang war die Kraft, und die Kraft war bei dem Stoff, als die in der Materie verborgene, den Stoff begeistende Vernunft; oder: im Anfang war die Ur-Elektrizität, und diese bewegte den Wirbel der Atome, den Weltennebel, das Chaos. Wie darf man sich aber den Widersinn erlauben, das Geistlose, das um sich selbst nicht weiß, für ein Unendliches und Ewiges zu erachten? Wie soll aus diesem finsteren Boden der denkende Geist sich entwickeln; oder zu welcher längst veralteten und verurtheilten Scheinweisheit müßte man zurückkehren, um in dem Gegensatz von Kraft und Stoff zwei gleich ewige Weltmächte zu entdecken?

Das erste demnach, was in jenen Lehrsätzen uns mitgetheilt wird, ist die Kunde von Gott, der, als der Ewige und Unendliche (Absolute) auch der Sich selbst Wissende, oder der Gegenstand seiner eigenen Anschauung ist. Darum wird der Logos der Abglanz, das unendliche Ebenbild des göttlichen Wesens genannt; und so ist in dem Ausspruche, daß der Logos ewiglich bei Gott und selber Gott ist, die (formale) Verschiedenheit der Personen und die Gleichheit (Einerleiheit) des Wesens angedeutet, worin das Mysterium des göttlichen Lebens beruht. Gleichwie nun Gott im Logos und durch ihn sein eigenes unendliches Wesen schaut, so bringt er auch durch denselben Alles hervor, was

nicht seines Wesens, sondern ein Werk seines Willens ist; eine Verwirklichung seiner schöpferischen Ideen *). Dieß ist, in Uebereinstimmung mit dem Eingang der Schöpfungsgeschichte und mit dem Bekenntniß unseres Psalmes, die zweite Lehre. „Durch Ihn (den Logos) sind alle Dinge erschaffen, und ohne Ihn ist nichts erschaffen von allem, was geworden ist." Dieses All der Schöpfungswelt umfaßt den Himmel und die Erde, oder, wie die Kirche erklärend hinzusetzt: die sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Es können nämlich die Eingangsworte der heil. Urkunde: „im Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde," weder auf den sichtbaren Sternenhimmel, noch auf unsere Erde als einzelnen Planeten und ihre Atmosphäre bezogen werden, da von allem dem erst im weiteren Verlaufe berichtet wird. Der sichtbare Himmel steht auch in keinem wesenhaften Gegensatze zur Erde, da in der Luft, im Aether, in der Sonnen-Atmosphäre, und wohl auch in den übrigen Himmelskörpern ähnliche Stoffe oder Elemente vorhanden sind, wie auf unserem Planeten. Als allgemeiner Ausdruck bedeutet also Erde (Erez, Erz) das Materielle, den Weltenstoff, dessen unermeßliche Regsamkeit des Machtgebotes „es werde Licht" bedurfte, um geweckt und in seine (polarischen) Gegensätze entfaltet zu werden. Der Körperwelt gegenüber bezeichnet

*) So zu der vielfach gedeuteten Stelle (Hebr. 11, 3) der heil. Thomas Aquinos: Ex invisibilibus rationibus idealibus in verbo Dei, per quod omnia facta sunt, res visibiles sunt productae.

der Himmel die Welt der selbstbewußten sittlich freien Wesen, oder der erschaffenen Geister. Als Mittelglied aber, um Getrenntes und Fremdes zu verbinden, die Einheit des Weltganzen an sich darzustellen und durch sittliche Macht die Natur zu beherrschen und zu erheben, wurde der Mensch ins Dasein gerufen, welcher, weil in ihm die beiden Hälften (Hemisphären) der irdischen und sittlichen Welt sich berühren, schon von Plato der Horizont des Universums genannt wurde.

Je wunderbarer nun diese Bestimmung und Weltstellung des Menschen ist, und zwar in dem Grade, daß er, seiner eigenen Kraft überlassen, sich darin nicht zu behaupten vermag, desto dringender bedarf er der Beschirmung und Erleuchtung von Seite dessen, der als sein Schöpfer auch sein Gebieter, Gesetzgeber und Lebensziel ist, dessen Willen und Gesetz er erkennen und mit freiem Gehorsam erfüllen soll. Darum wird ferner von dem göttlichen Logos gesagt: „in Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.“ Nur der Ewige, der das Leben als selbstbewußtes und seliges Sein, unendlich und unbedingt in sich selber trägt, kann das leibliche (organische) wie das geistige Leben schaffen, deren harmonische Einigung im Dasein des Menschen sich darstellen soll. Was daher die Evangelien als das Leben (Zoë) bezeichnen, ist bei weitem mehr und höher, als was der gemeine Sprachgebrauch unter diesem Namen versteht; es ist jene selige, geistig leibliche, unsterbliche Lebensfülle, die der göttlichen Idee vollkommen entspricht und die erst dadurch gewonnen wird, daß der geistige Mensch jener ihm

geoffenbarten Idee gehorchend, in seiner Herrschaft über die Natur sich befestigt.

Zu dieser Vollendung durch eigene Wahl und freie That vorzudringen, war er schon in der Morgenzeit seines Daseins aufgefordert; dazu empfing er Licht und Kraft in hinreichendem Maße. Sowie er jedoch durch den Reiz der Selbstsucht sich verlocken ließ, die Schranken, die das Gebot ihm gesetzt, eigenwillig zu überschreiten, und so vom Lichte und der Liebe Gottes sich loszusagen, mußte sein Geist unausbleiblich der Finsterniß und Gottentfremdung verfallen, und aus der wunderbaren Verbindung mit der Natur oder Körperwelt scheiden. Allein die ewige Liebe hatte beschlossen, ihn dem gänzlichen Untergange nicht anheim zu geben, sondern ihn aufrecht zu halten und seine Wiederherstellung dadurch anzubahnen, daß sich das schöpferische Wort mit ihm aufs neue in Verbindung setzte, und zwar zunächst in der (objektiven) Mahnung des Gewissens an das Sittengesetz und die sittliche Weltordnung. Darum wird der Logos „das wahrhafte Licht" genannt, „das einen jeglichen Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt." Ohne solche innere Erleuchtung würde dieser in Finsterniß bleiben; er würde nämlich nicht bloß der Gotteserkenntniß entbehren, sondern auch in der Verkehrtheit des Herzens verharren, von welcher auch in dem Zusatze gesagt wird: „das Licht leuchtet in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht ergriffen," weil nämlich diese, dem Lichte feindselig, sich nicht erleuchten lassen will.

„Finsterniß bedeckt den Erdkreis und Dunkelheit die Völker, die da wandeln in dem Schatten des Todes" *). Es ist gleichfalls die Unkenntniß Gottes und der Widerstand gegen das geistige Gesetz, die hier der Seher schildert. Welch' eine traurige, selbstverschuldete Verdüsterung des Menschen, wenn er, der das Auge der Körperwelt, das Gesammtbild des Universums, das Gegenbild Gottes ist, dennoch das Dasein Gottes und der Geisteswesen, folglich auch das seiner eigenen Seele bezweifelt, und wenn gerade solche Zweifler, die den Geist als Realgrund läugnen, darauf Anspruch machen, für große Geister zu gelten! Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat beim Beginne der Schlacht von Blenheim ein britischer Soldat sein Gebet in der skeptischen Formel empor gesendet: „O Gott, wenn ein Gott ist — rette meine Seele, wenn ich eine habe!" Die Geschmacksbildung der Neuzeit ist weit genug gediehen, um den Zweifel in eine Gebetsformel zu kleiden, und anstatt einfach und redlich Gott den Herrn zu nennen, wodurch man sich allerdings der Frömmelei verdächtig machen würde, umschreibt man seinen Namen mit gewissen hochtönenden allgemeinen Ausdrücken, die darauf berechnet sind, die Idee der Persönlichkeit Gottes zu umgehen. Man nennt ihn „die unbekannte Macht, welche den Menschen in sein traumhaft flüchtiges Dasein gerufen, — den räthselhaften, unerkannten uud unerkennbaren Geist, der im ganzen Getriebe des Weltalls lebt, webt und wirkt." Mit solch' geschraubten Redens-

*) Isai. 9, 2. — 60, 2.

arten möchte man den überweltlichen Gott in das Dunkel der Körperwelt herabziehen, um der Finsterniß zu huldigen. Wo ist der Apostel, der diesen neuen Athenern von ihrem unbekannten Gott die Kunde wieder bringt? Ist wohl der unsichtbare Gott in der That so gänzlich unbekannt und unerkennbar geworden?

Der vielberühmte oder berüchtigte Diderot hat den Erziehern der Jugend den Rath gegeben, während der Essenszeit einen leeren Sessel an den Tisch zu stellen, um die Kinder an die Gegenwart des unsichtbaren Gottes zu erinnern. Gewiß ein ganz inhaltloses, leeres Symbol! Ohne Vergleich größer und lehrreicher ist das Bild, welches der Apostel in der sichtbaren Schöpfungswelt, oder im Kosmos uns vor Augen stellt, indem er uns mahnt, daß wir kraft unseres Geistes befähigt, und daher auch verpflichtet sind, das Unschaubare Gottes, seine ewige Macht und Gottheit (d. h. den Inbegriff aller seinem Wesen zukommenden Allmacht, Heiligkeit und Weisheit) seit der Weltschöpfung an seinen Werken zu erkennen, und sonach denkend zu erschauen *). Nun ist es aber nicht bloß die sichtbare Welt, deren Betrachtung unserm denkenden Geiste die Erkenntniß des unsichtbaren Schöpfers vermittelt; diese Kenntniß ward uns noch unendlich näher und anschaulicher gegeben, seitdem das schöpferische Wort, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, selber in menschlicher Gestalt und Wesenheit in die Welt

*) Röm. 1, 20.

eingetreten ist; denn „das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, als des Eingebornen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit."

Nun erst, im Hinblick auf dieses Mysterium, kann uns klar werden, was der Eingangsvers unseres Psalmes bedeutet: „ich habe meine Augen erhoben zu den Bergen, von wannen mir Hülfe komme." Welche Berge sind hier gemeint? Auf den Hochebenen der Gebirge, auf ihren wolkenumhüllten, unzugänglichen Gipfeln hat wohl die Phantasie kindlicher Völker die Wohnung der Götter gesucht; von solcher heidnischen Vorstellung aber kann hier keine Rede sein. Im bildlichen Sinne werden als Berge und Höhen auch die weltlichen Mächte und Gewalten, so wie jede vermeintliche Erhabenheit weltlicher Weisheit bezeichnet, die sich dem Evangelium feindlich entgegen stellt *). Man könnte sonach annehmen, der Psalmensänger berichtige und verbessere im Nachsatz sich selbst, indem er, den ersten Gedanken zurechtweisend, das Bekenntniß ablegt: nicht von den Bergen, nicht von irdischer Macht und Weisheit erwarte er die Hilfe, sondern von dem Unsichtbaren und Ewigen, dem Schöpfer des Himmels und der Erde. Allein diese Umdeutung, die an sich schon gezwungen erscheint, erweiset sich als überflüssig. Die Wallfahrer und Pilger, die ehedem aus dem Tieflande nach Jerusalem hinaufzogen, erhoben in der That ihr Auge gläubig und hoffend zu den

*) 2. Cor. 10, 5.

Bergen, auf welchen die Stadt und der Tempel erbaut waren, und zwar eben um dieses Tempels willen. Denn wie jedes Gotteswerk in der Menschenwelt in räumlich zeitlichen Maßen sich bewegt und entwickelt, so waren auch die Berge Sions vor allen Orten der Erde zur Stätte der Offenbarung des lebendigen Gottes ausersehen, wo das Werk der Erlösung ein Jahrtausend hindurch vorbereitet wurde, um in der Fülle der Zeiten in Vollendung zu treten.

Die rechte Deutung unseres Verses wird also diese sein: Ich erhebe meine Augen zu den heiligen Bergen, von wannen mir die ersehnte Hilfe verheißen ward; denn meine Hilfe ist von Jehova, dem Erschaffer der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt, der die Gebilde seiner Macht und Güte nicht hilflos dem Unheil überlassen will. Der Alles trägt durch das Wort (das Gebot) seiner Macht *), wie sollte er nicht der Allwissende und dadurch Allgegenwärtige sein? Und der die Fülle aller Gnade, Wahrheit und Treue in sich trägt, wie sollte er nicht die Geschöpfe, die er zur Kenntniß und Theilnahme seiner Herrlichkeit berufen, für diese Bestimmung bewahren und schützen? — Wie allseitig aber und wie nothwendig wir dieser göttlichen Hilfe bedürfen, und in welchen Gebieten wir vorzugsweise an sie gewiesen seien, das sind Fragen, von welchen alles sittliche und religiöse Leben abhängt.

---

*) Hebr. 1, 3.

2.

Zur Zeit, da die Engländer (im J. 1759) die wichtigste Stadt und Festung von Canada eroberten, konnte dieß Ereigniß nicht verfehlen, in Europa ein großes Aufsehen zu erregen. Angelegentlich erkundigte sich damals ein berühmter Herrscher bei dem britischen Gesandten, ob es wahr sei, daß es den Engländern gelungen, Quebeck einzunehmen? Allerdings, erwiederte dieser: „mit Gottes Beistand." Wie dann, fragte der König, der sich in solchen Witzen gefiel, gehört der liebe Gott gleichfalls zu euern Allirten? Gewiß, antwortete der Gesandte, und er ist der Einzige, dem wir für seine Hilfe keine Subsidien zahlen. — Wir werden diesem Staatsmanne zugestehen müssen, daß er nicht bloß der christlichen Sitte gemäß sich ausgedrückt, sondern auch darauf hingedeutet habe, wie vielseitig wir Menschen an die göttliche Hilfe angewiesen seien, während Gott der menschlichen Hilfe niemals bedarf, es sei dann in der Angelegenheit unserer geistigen Wohlfahrt. In diesem Gebiete dürfen wir es allerdings an unserem Mitwirken und eigenen Bemühen nicht fehlen lassen, so fest wir doch andrerseits an der Ueberzeugung halten, daß wir ohne Beistand von oben so viel wie nichts vermögen. Ohne Mich, hat der Herr gesagt, könnet ihr nichts thun!

Dem oberflächlichen und vorlauten Urtheil kann dieser Ausspruch immerhin nicht anders als mißliebig erscheinen. Wenn wir, wie schon Kritobulus eingewendet, in allem unsern Thun und Wirken den Beistand

Gottes nöthig haben, so können wir demnach weder gehen noch stehen, weder essen noch trinken, lachen oder weinen, sofern uns Gottes Macht nicht dazu verhilft! Darauf hat jedoch Hieronymus erwiedert, daß es sich wirklich so verhalte, nur aber nicht im unmittelbaren, buchstäblichen Sinne, sondern in einer höhern, übernatürlichen Beziehung. Wollte man, wie es hie und da noch geschieht, in vermeintlicher Pietät behaupten, Gott sei in der That die einzige Wesenheit und die einzige Kraft, die alles bewegt und belebt, so würde man dadurch entweder die Wirklichkeit oder Realität der Welt läugnen, die dann eine bloße Erscheinung Gottes wäre, oder Gott als die Seele der Welt erklären, was auf dasselbe hinaus geht. Nach dieser Annahme könnte kein Käfer kriechen, kein Vogel fliegen, kein Tiger die Antilope zerfleischen, keine Schlange durch ihren Giftzahn tödten — ja sogar der Fürst der Finsterniß könnte nicht lügen und Unheil anstiften, und der Mensch nichts Böses thun ohne unmittelbares Wirken der göttlichen Macht. Man würde also vor lauter Eifer für Gottes Ehre in die alten Irrthümer der indischen und griechischen Weltweisen hinein gerathen und den Glauben an den unendlichen Weltenschöpfer aufgeben, der alle Geschöpfe hervorgerufen, welche **sind** *), d. h. welche ein wirkliches, vom göttlichen verschiedenes, reales Sein und Dasein haben, und der ihnen theils die geistigen Kräfte, theils die natürlichen Organe und Triebe (Instinkte) gegeben, ohne

*) Ps. 148, 5.

welche sie in ihrer besondern Daseinsform sich nicht erhalten könnten.

Was also an jener Behauptung wahr bleibt, ist einzig auf die übernatürliche Richtung der menschlichen Thätigkeit zu beziehen, insofern nämlich das, was wir denken, begehren, wollen oder thun, im Geiste des Glaubens, des Gehorsams, der Gottesliebe sich bewegen und den Gewinn des göttlichen Wohlgefallens zur Absicht haben soll. In allen solchen Bestrebungen, die über den Kreis unserer geschöpflichen Beschränktheit hinausreichen, sind wir von der göttlichen Wirksamkeit der Gnade abhängig, die uns zuvor kommt, weckt, erleuchtet und beisteht; weßhalb auch der Herr, als Erlöser, Mittler und Wiederhersteller der Menschheit, in demselben Sinne gesagt hat: ohne Mich vermögt ihr nichts (Gottgefälliges und Heilvolles) zu thun. Nun wird aber, nach dem Sprachgebrauch des Orients, die Religion überhaupt oder das Streben nach dem von Gott gesetzten Ziele, als Weg und Wandel bezeichnet. Der Mensch, der solch ein Ziel vor Augen hat, verhält sich demnach wie ein Pilger oder Wanderer, und dieser Vorstellung entspricht auch die Schilderung von der Art und Weise der göttlichen Gnadenhilfe, wie unser Psalm sie darstellt.

Die erste Gefahr und Beschwerde, die dem Wanderer sich fühlbar macht, ist die Rauhheit des schroffen, mit Steinen und Dornengestrüpp bedeckten Pfades, so daß er bald ermüdet, oder bei jeder Versäumniß der Umsicht strauchelt und sich verletzt. Wie das natürliche Gehen des Menschen bekanntlich eine Art von

Drehung um die eigene Axe, ein stets abwechselndes Verlieren und Wiederherstellen des Gleichgewichtes ist, so verhält es sich auch mit seinem sittlichen Wandel, der mehrentheils ein stetes Schwanken zwischen dem Zuge der sinnlichen Neigung, der selbstsüchtigen Leidenschaft und den Forderungen des geistigen Gesetzes zu sein pflegt, und darum stets von der Gefahr des Anstoßens und Fallens bedroht wird. Aehnlich daher, wie es anderwärts heißt: „seinen Engeln hat der Herr für dich befohlen, daß sie dich beschirmen auf allen deinen Schritten", gibt auch unser Psalm die Zusicherung: „nicht wanken lassen wird er deinen Fuß". Nach der Sprache des Evangeliums ist das die Gewährleistung für die Erhörung der Bitte, daß der ewige Vater uns in keiner Art von Tentation hilflos lassen, oder ihr preis geben möge.

Um jedoch diese Bitte nicht zu versäumen und ihrer Erhörung sicher zu sein, würde von unsrer Seite eine Wachsamkeit erfordert, wie sie in solchem Grade nicht in unsrer Macht steht. Auf weiter Wanderung wird der Pilger nicht selten in Folge der Ermüdung von der Neigung zum Schlummer heimgesucht, überdieß bedarf er zur Erholung des ernährenden (plastischen) Lebens, und um den Kraftaufwand des wachen Sinnenlebens zu ersetzen, des nächtlichen Schlafes. Daß dieses Bedürfniß des leiblichen Menschen eine noch ganz andere Bedeutung habe, als die in der organischen Ordnung gegründet, ist von jeher geahnt oder anerkannt worden. Wenn schon Augustinus bemerkt hat: unser Leib sei ein Haus des Schlafes,

so war es die Form des Naturlebens, welche sein Scharfblick erkannte. Das Leben der Pflanzen, das im Wachsen und Gestalten sich abschließt, ohne Empfindung und Rückwirkung, ist einem steten Schlafe vergleichbar; jenes der Thiere einem bloßen Traumleben, weil es lediglich die Erscheinungen oder Bilder der Außenwelt auffaßt, ohne je zum rechten Erwachen, d. h. zum Wissen vom eigenen Selbst vorzudringen. Aber auch das geistig leibliche Menschenleben muß erst aus dem Schlaf- und dem Traumzustande der Kindheit zum völlig wachen Bewußtsein sich entwickeln; und was die Thätigkeit des denkenden Geistes und seines freien Willens anbelangt, so hat der heil. Thomas Aquinos auch von dieser nachgewiesen, daß alles, was wir wissen, wollen oder vermögen, in uns ruht und gleichsam schlummert, weil wir dann erst uns dessen erinnern, uns darauf besinnen, oder dazu entschließen, wenn wir durch irgend einen Anlaß in dieser Richtung geweckt werden*). Und dieß ist der Grund, daß sich der Erdenpilger im Wachen wie im Schlafe der Obhut des Unendlichen, Ueberweltlichen, ewig Wachenden empfiehlt und anvertraut, von dem im Psalme gesagt wird: „Nicht schlummern wird dein Behüter; siehe es schlummert und schläft nicht der Hüter Israels", d. i. der Gläubigen, die er die Seinen nennt.

---

*) „Dispositio qua quis est habitu tantum considerans aut volens aut agens, assimilatur dispositioni dormientis."

Zur Zeit, da neben den Römern auch Burgunder und Franken in der Herrschaft über Gallien sich theilten, hielt Avitianus, der Statthalter von Tours, eine große Zahl von Leuten in Gewahrsam, über die er wegen verschiedener, großentheils unerwiesener Vergehen das Todesurtheil gefällt hatte. Der Tag, den er zur Vollziehung des Urtheils festgesetzt, war in unmittelbarer Nähe; gleich am folgenden Morgen in der frühesten Stunde sollten die Unglücklichen sammt und sonders hingerichtet werden. Da wurde Avitianus mitten in der Nacht aus dem Schlafe geweckt; er hörte eine Stimme, die ihm Mark und Bein erschütterte, und vernahm deutlich die vorwurfsvollen Worte: „der Diener Gottes liegt vor deiner Thüre und du schläfst!" Erschrocken fuhr er auf, rief seinen Wächtern und Hausleuten, und befahl ihnen, nachzusehen, ob Jemand an der Pforte sei. Sie gehorchten nur lässig, öffneten hie und da die Thüren, suchten in einigen Winkeln und Höfen, und da kein Fremder sich vorfand, beruhigten sie den Gebieter mit der Versicherung, es sei, was ihn aufgestört, nichts anderes als ein Traum gewesen. Avitianus gab sich damit zufrieden und entließ die Leute; kaum aber hatte er von neuem zum Schlummer sich angeschickt, als er durch den nämlichen, dießmal noch mächtiger tönenden Ruf wieder aufgeschreckt wurde. Nun wollte er sich nimmer auf seine Diener verlassen; er nahm selber die Schlüssel zur Hand, und durchwanderte forschend alle Räume des Hauses, bis er zur Pforte des vordersten Hofes gelangte, die auf die Straße sich öffnete. Und siehe, draußen auf einer der

Stufen saß der heil. Bischof Martinus, der von den bevorstehenden Metzeleien Kunde erhalten, und nun hier, um nicht zu spät zu kommen, den Morgen erwartete. Avitianus aber rief: Ich weiß, was dich mitten in der Nacht hieher geführt hat; sei getrost und kehre in dein Haus zurück; ich werde die Gefangenen begnadigen!

Wie dieser treffliche Hirte für die ihm Anvertrauten wachte, und hinwiederum die göttliche Allmacht durch ihre Boten, die Engel, für ihn, eben so darf jeder Glaubensgetreue überall, wohin Beruf und Pflicht ihn führen, dieser Obhut vertrauen, so mannigfaltig auch die Gefahren und Schädlichkeiten sein mögen, von welchen zumal der Furchtsame auf jedem Schritte sich umlauert sieht, und die so vielfacher Art sind, daß es unmöglich wird, sie im Einzelnen vollständig aufzuzählen. Dem gewählten Bilde entsprechend gedenkt unser Psalm nur der Feinde und Wegelagerer, die offen oder aus dem Hinterhalte den Reisenden überfallen; sodann der versengenden Sonnengluth und der empfindlichen Kälte, die in mondhellen Nächten sich einstellt, und wohl auch des nachtheiligen Einflusses, der dem Vollmonde zugeschrieben wird *).

---

*) Entweder ist hier, wie man gewöhnlich annimmt, von dem erkältenden Thau die Rede, der in monderleuchteten Nächten häufig fällt, oder, viel wahrscheinlicher, von den Mondesstrahlen selbst, die man nicht bloß in Syrien fürchtet, sondern auch in Batavia und an den Ostküsten Amerika's (Texas, La Plata). Im letzteren Gebiete vermeidet man auf den Schiffen sehr sorgfältig,

„Jehova ist dein Hüter, dein schattender Schirm zu deiner Rechten, auf daß am Tage die Sonne dich nicht versehre, noch der Mond während der Nacht. Jehova wird dich behüten vor allem Uebel', behüten wird er deine Seele. Er wird beschirmen deinen Ausgang und deinen Eingang, von nun an und ewiglich" *).

Von jeglichen Uebel frei zu machen vermag, wie Chrysostomus sagt, nur Gott allein; auch ist es einzig die Macht seiner Gnade, die unsre Seele behütet; und zwar (nach der Bemerkung des heil. Prosper) nicht mit diesem Erfolg, daß wir gar keine Widerwärtigkeit erdulden, sondern daß unsre Seele durch dieselbe nicht Schaden leide und den Kampf bestehe, ohne verwundet zu werden. Im Hinblick aber auf eine unbegrenzte Zukunft wird in jenen Psalmversen uns zugesichert, daß der Herr uns erlösen und befreien wolle vom Uebel jeglicher Art, von den leiblichen und geistigen, von den Uebeln der Schuld, wie von denen ihrer Strafe und ihrer Folgen, daher auch in allumfassender Weise, am Ziele unseres Erdenweges und über das Grab hinaus in das ewige Leben. Deßhalb ist auch früher vom Ausgang, und dann erst vom Eingang die Rede, weil diese Ordnung dem Bilde des Wanderers entspricht, der des Morgens von der Heimat ausgeht,

---

im Mondschein auf dem Deck zu schlafen, weil davon Gesichtskrämpfe und andere Uebel entstehen sollen. — Matrosen, die man in solcher Beleuchtung schlafend findet, werden von den Wächtern rasch und heftig wachgerüttelt.

*) Nach der Vulgata ist die Ordnung umgekehrt: „Der Herr behüte deinen Eingang und deinen Ausgang."

um Abends in irgend eine Station oder Herberge einzukehren und daselbst zu übernachten. Seinem leiblichen oder animalischen Leben nach erfolgt der Ausgang des Menschen bei der Geburt, da er aus der Stätte seiner (embryonischen) Entwicklung an das Licht und die Atmosphäre der irdischen Welt hervortritt; seine Rückkehr oder Einkehr ist, wie man zu sagen pflegt, die Aufnahme in den Schooß der Erde, die jedoch nicht den Leib, sondern nur die der Erde angehörigen Bestandtheile desselben aufnimmt, bevor sie anorganisch zerfallen. Sein Ausgang, dem Geiste nach, ist das Scheiden aus der geheimnißvollen Verbindung mit dem animalischen (sensitiven) Leben und der Erdenwelt; sein Eingang soll unter göttlicher Obhut eine Aufnahme sein in das Gebiet der Geisterwelt, das ein Reich des reinen Lichtes und des Friedens ist, wiewohl (wovon bei einem künftigen Anlaß) nur für einen zeitweiligen Zustand, dessen Ziel in der großen Epoche zu suchen, in welcher die Unsterblichkeit des ganzen Menschen zu Stande kommen soll.

Daß auch dieser letzterwähnte Aus- und Eingang mit einer Wanderung verglichen wird, das zeigt nicht bloß der gemeine Sprachgebrauch, sondern auch der Apostel sagt von seinem bevorstehenden Tode: die Zeit meines Aufbruches (meiner Abreise, meines Hinausgehens aus diesem Leben) ist nahe *). Und da diese Reise in eine Region führt, welche unserer Vorstellung völlig fremd ist, da sie auf Wegen und durch bewegende

*) 2. Timoth. 4, 6.

Kräfte vor sich geht, die wir weder begreifen noch ahnen, und unter Verhältnissen, an die wir beinahe nur mit Furcht zu denken gewohnt sind: wer vermöchte da uns zu helfen, wo nicht der absolute Herr der Schöpfungswelt, der Gebieter über Leben und Tod, und der Gnadenreiche, der für uns durch die Pforte des Todes gegangen? Zeugniß dafür geben die Psalmenworte: Reich ist der Herr an Mächten der Rettung; der Allgebieter hat Auswege aus der Todesnoth *).

Es war im Frühling des Jahres 1713, da ein biederer schwedischer Gelehrter, Namens Johannes Runius, sein Lebensende heran nahen fühlte. Nachdem er den Mai über viele Schmerzen erduldet, feierte er den letzten Tag dieses Monats mit einem Reimspruche (einem sogenannten Alexandriner) des Inhaltes: „Gar bitter war der Mai dem armen Runius; Gott mach' ihm sanft und mild den ersten Junius." Dieser erste Juni war sein Geburtstag. Als nun die Stunde nahe war, worin er zur Welt gekommen, ließ er ein Gläschen Wein herbei bringen und trank oder nippte davon zuerst zur Danksagung an Gott für den glücklichen Eingang in das Leben, ein zweites Mal zum Dank für den glücklichen Durchgang, dann noch einmal zur Begleitung der Bitte um einen friedvollen Ausgang aus dem Leben; worauf er sanft und heiter von hinnen schied, genau in der Stunde, da er geboren worden**).

*) Ps. 67, 21.

**) Fryrell: Lebensgeschichte Carls XII.; übersetzt von Janssen und Rohrdantz, 1861.

Wie immer dieser eigenthümliche Vorgang beurtheilt werden mag, ein frommes und dankbares Anknüpfen des ganzen Daseins, im Diesseits wie im Jenseits, an Gottes Huld und Obhut ist darin nicht zu verkennen. An solch einen Aufblick des Glaubens und Vertrauens sind wir ja sämmtlich angewiesen. Auch uns geziemt Tag für Tag die inständige Bitte, daß der Herr unsern Lebensgang lenke nach seinem heiligen Wohlgefallen, damit all unser Denken, Streben und Handeln unter seinem Schutze beginne, zu seiner Verherrlichung beitrage, und daß in allen unvermeidlichen Trübsalen und Prüfungen der göttliche Mittler mit uns sei, der unsere Leiden auf sich genommen, und der deßhalb auch mächtig ist, Allen, die geprüft werden, hilfreich beizustehen. Wir erheben unsre Augen zu den ewigen Bergen, von wannen uns Hilfe komme. Unsere Hilfe ist von Jehova, der Himmel und Erde erschaffen. Unsere Hilfe ist von Jesu, der Himmel und Erde versöhnt hat.

II.

Der 129. Stufenpsalm.

„Aus den Tiefen rufe ich, o Gott, zu Dir; Herr, erhöre meine Stimme.“

Eingang.

An einer Brücke in Stockholm, zur Zeit, da in dieser Hauptstadt eine verheerende Seuche wüthete, war ein blinder Spielmann, der hier gewöhnlich saß und Almosen sammelte, behaglich eingeschlafen, als ein Leichenwagen dicht an ihm vorüber kam. Die Führer, die zu einer nähern Beobachtung weder Zeit noch Lust hatten, hielten ihn für einen Todten, luden ohne Umstände ihn auf, und warfen ihn mit in die Grube. Nicht lange nachher erwachte er aus dem Schlafe, und in der Voraussetzung, sich auf dem gewohnten Platze zu befinden, griff er nach der Violine, die unter seinem Mantel hängen geblieben, fing wieder an zu spielen, und sang dazu eines der Lieder, die er seinem Gedächtniß eingeprägt. Dieß unzweideutige Lebenszeichen ward, als eben ein zweiter Leichenwagen am

Rand der Grube anlangte, das Mittel seiner Rettung. Das Lied aber, das er zu seinem Saitenspiel gesungen, war die alte damals vielbekannte Weise: „Aus tiefer Noth rufe ich o Herr zu Dir *).

Da in unsrer Erdenwelt nichts in solchem Ueberflusse vorhanden, als Noth und Elend jeder Art; wie häufig hätten wir, in der Schwebe zwischen Leben und Tod, allen Anlaß, diesen Gesang zu wiederholen! Allein gar viele Sterbliche scheinen blind genug, das Schlimmste davon nicht zu wissen, daß sie nämlich in die sehr namhafte Zahl derjenigen gehören, die der Herr in den Worten angedeutet hat: Lasse die Todten ihre Todten begraben — überlasse es den geistig Todten, die leiblich Todten in die Erde zu senken. Will uns dieser Ausdruck seiner Schroffheit wegen mißfallen, so vergessen wir eben nur, daß wir ja selber einen Jeglichen, der weder Witz und Fassungsgabe noch sonst ein reges und lebhaftes Benehmen zeigt, einen todten Menschen zu nennen gewohnt sind. Der Herr, wenn er vom Leben redet, hat etwas anderes im Auge, als die Gabe der Unterhaltung und was man sonst unter dem Fremdworte Esprit versteht. Wenn wir an die Bedeutung des Satzes denken: „in Ihm war das Leben, und dieses Leben ist der Menschen Licht," so werden wir auch einsehen, daß überall, wo der echte Gebrauch der sittlichen Freiheit, die Gotteserkenntniß, der Glaube, die Gottesliebe mangeln, auch das echte Leben nicht vorhanden

*) Fryxell a. a. O.

ist, indem ein solcher Zustand des menschlichen Daseins, der den Keim und die Bürgschaft der Beseligung weder bewahrt noch achtet, im Sinne des Evangeliums nicht einmal den Namen des Lebens trägt.

„Aus tiefer Noth rufe ich, o Herr, zu Dir." Diese Worte sind dem vielgebräuchlichen 129. Psalm entlehnt, und es handelt sich darum, von welch' einer Noth und Gefahr darin die Rede sei. Der Vers: „ich erhebe meine Augen zu den Bergen" ist der Ausdruck des gläubigen Vertrauens; der folgende: „meine Hilfe ist vom Ewigen," ein Trostwort im Munde des Gerechten und in Gottes Huld Befestigten. Ganz anders das Gefühl, das in den Worten sich ausspricht: „aus den Tiefen rufe ich, o Gott, zu Dir." Indem wir nun dem Inhalt dieses Psalmes folgen, denken wir zuerst an die Tiefen, in denen wir Sterblichen uns befangen finden; an die Höhen, zu welchen unser Bitten und Rufen empor gelangen soll; und endlich an die Vermittlung, durch welche dieß ermöglicht und bewirkt wird. —

1.

Bei den alten Hellenen war in der Landschaft Böotien eine Kluft berühmt, die Höhle des Trophonius genannt, eines Mannes, von dem die Sage ging, daß er den delphischen Tempel erbaut habe, nachher aber, zur Strafe eines von ihm verübten Brudermords, von der Erde verschlungen worden sei. Alle, die dort hineingingen, um einen Orakelspruch zu hören, kehrten, so erzählte man, tiefsinnig und schwermüthig zurück,

und hatten für die ganze Folgezeit ihres Lebens das Lachen verlernt. In der That ist der Scherz und das Lachen nur einem leichten Sinne eigenthümlich; Schwermuth deutet auf Schwere, wie Tiefsinn auf Tiefe. An die Tiefe gebunden sind wir durch jene physische Wechselwirkung, die wir als Schwere oder Anziehung bezeichnen, so daß wir von der Sonne, die wir hoch über unserm Haupte sehen, dennoch aussagen dürfen, daß sie als Centralkörper, um den die Planeten kreisen, unterhalb unsrer Erde sei. Schon dieser Zug der Schwere in der Körperwelt mahnt uns an die Gefangenschaft unseres Geistes, der sich zwar als etwas wesenhaft Anderes, Edleres, und zur vollen Freiheit berufen fühlt oder weiß, und doch die Ohnmacht seines Willens als eine Schmach empfinden muß.

Mit solch einer unheimlichen und bangen Empfindung denken wir an das geheimnißvolle Innere der Erde, an Abgründe und Meerestiefen, an die Klüfte der Gletscher und der erstarrten Lavaströme, an die Schachten und bösen Wetter der Bergwerke, an die Schrecknisse der Kerker und Burgverließe der Vorzeit. Es ist der Gedanke an die grauenvolle Finsterniß, die Gebundenheit, die Oede, die Vereinsamung und Hilflosigkeit, der sich bei solch einer Vorstellung unseres Geistes bemächtigt. Forschen wir in einem der inhaltreichsten Psalmen *), so wird dort die uranfängliche

*) Ps. 138, 13—16. Vgl. Eccles. 11, 5. — F. Delitzsch Comment. über den Psalter II. S. 303. Dr. Loch und Reischl in der Anmerkung zu dieser Stelle.

Gestaltung und Bildung des Menschenleibs, die dem Allwissenden allein bekannt ist, geschildert als ein furchtbares und schauerliches Wunder in der Tiefe der Erde, d. h. im Innern des Mutterleibes; eine Schilderung, die um so bezeichnender erscheinen muß, wenn man der Thatsache gedenkt, daß der menschliche Embryo in seiner Entwicklung alle Stufen hindurch geht, die an den übrigen thierischen Gebilden der Erde beobachtet werden. Wie fremd fühlt sich der denkende, sich selbst wissende Geist in diesem Gebiete der Nothwendigkeit, des steten unfreien Entstehens und Vergehens! Und wie zahlreich überdieß sind die Drangsale und Gefahren, die im Gebiete der moralischen Freiheit inmitten der menschlichen Gesellschaft ihn umringen! Eine große Tiefe, sagt der heil. Gregor, ist dieses sterbliche Leben, wo nirgends Sicherheit und Ruhe, wo der Gerechte bestürmt wird, der Ruchlose untergeht und versinkt wie in einem bodenlosen Sumpfe.

Alles Denken, so hat ein berühmter Forscher bemerkt, ist ein Bemühen des Geistes, aus der Finsterniß herauszukommen *). Wie nun vollends das Gebet, als Bestreben des Geistes, sich zum Urheber und Beseliger seines Daseins zu erheben, welches, auf sich allein angewiesen, nur Finsterniß und Oede sein kann! Jeder Sterbliche, der das sittlich geistige Gesetz nicht achtet, und der somit vom Lebens- und Liebesverkehr Gottes sich losgesagt, um seinen hochmüthigen selbstischen Bestrebungen und den unfreien Trieben

*) Wilh. v. Humboldt.

des Sinnenlebens zu folgen, stürzt unausbleiblich in die bodenlose Tiefe, in welche die sittliche Verschuldung ihn hinabzieht. Soll er gerettet werden, so kommt es darauf an, ob er seinerseits das Gewicht der Schuld, die Tiefe des Abgrunds erkennen, und sich vom Lichte erleuchten lassen will, welches die ewige Liebe in das Dunkel seines Herzens sendet.

Vor ungefähr sechs Jahrhunderten trieb sich im westlichen Spanien, aus einer adeligen catalonischen Familie entsprossen, ein zügelloser jugendlicher Mann umher, Pedro Armengol genannt, der an der Spitze einer Rotte von Wüstlingen vielfache Frevel verübte, bis er endlich von den Gerichten verfolgt sich gezwungen sah, in eine Gebirgswüste oder Sierra zu flüchten, wo er als Anführer einer Räuberbande der Schrecken der Umgegend wurde. Es ereignete sich in der Folge, daß Jago, König von Arragon, von Valencia aus eine Reise nach Frankreich unternahm. Aus diesem Anlasse wurde, um die Schluchten und Pässe der Pyrenäen zu überwachen und zu säubern, unter dem Befehle eines erfahrenen und tapferen Edelmannes eine Kriegsschaar vorausgesendet. Nachdem es diesem Führer gelungen, die Räuber theils gefangen zu nehmen, theils unschädlich zu machen, gerieth er selbst einmal, als er gerade ganz einsam durch das Gebirge ritt, an den Häuptling der Bande, so daß er genöthigt war, mit diesem einen Zweikampf zu bestehen, der mit sehr ungleichen Kräften geführt wurde. Schon hatte der rüstige Gegner die Uebermacht gewonnen, als plötzlich eine unerwartete Wendung eintrat. Weinend und schluchzend fiel er

dem Edelmanne zu Füßen und bot sein Schwert und sein Leben an zur Sühnung. Es war Pedro Armengol, der verlorne Sohn; er hatte in dem Befehlshaber, gegen den er kämpfte, seinen eigenen Vater erkannt.

Daß dieser des Bittenden sich erbarmte und ihm Verzeihung angedeihen ließ, ist kaum zu berichten nöthig; die Art und Weise aber, wie der Reuige auch Gottes Gnade und Huld, und zwar in reichem Maße, wieder erworben, wird sich später ergeben, da wir auf ihn wieder zurückkommen. Hier tritt aus dem Bilde dieser vereinzelten Begebenheit zunächst ein Gedanke uns entgegen, der einen allgemeinen und unendlich höheren Werth hat. Wer nämlich mitten in den Todesschatten der Gottentfremdung und Sünde vom Zuge der Gnade berührt, vom Lichte des Heiles erleuchtet wird, der begnügt sich keineswegs mit dem dürren, herz- und geistlosen Geständniß, womit er seine bisherige Gesinnung und Handlungsweise als eine unmoralische, vernunftwidrige, die Rechte der Mitmenschen verletzende tadelt und verurtheilt. Er weiß vielmehr, daß er nicht bloß gegen seine Vernunft oder seine bessere Einsicht, nicht bloß gegen seine Nächsten, sondern über alles das gegen seinen ewigen Vater sich vergangen hat; er erkennt seine Schuld als eine Verachtung der Majestät des absoluten Gesetzgebers und Gebieters, als einen Widerspruch gegen Gottes unendliche Willensheiligkeit, als Verletzung des wunderbaren innersten Lebensverkehrs, welchen die göttliche Liebe mit dem menschlichen Geiste unterhalten will; mit einem Worte, als eine Beleidigung Gottes. Und je klärer

ihm dieß einleuchtet, desto lebhafter fühlt er auch, daß kein anderer Ausweg, keine andere Hilfe ihm dargeboten sei, als die Anrufung eben dieser von ihm verschmähten und beleidigten Huld des Vaters.

„Aus den Tiefen, o Ewiger, rufe ich zu Dir; Herr, erhöre meine Stimme.“ Auch dieses Rufen, dieses Bemühen, die Stimme in ferner Höhe vernehmlich zu machen, hat seine wohlbegründete bildliche Deutung. Im lauten Rufen, wie S. Bonaventura zeigt, gibt sowohl die Zuständigkeit als die Fernständigkeit sich zu erkennen; die Innigkeit des Gebets, die Ferne des Bittenden *). Die erstere versteht sich von selbst; die Ferne kann in zweifacher Beziehung verstanden werden. Nach sinnlicher Fassung nämlich würde sie wie ein unermeßlicher Abstand des Raumes erscheinen, wenn die übliche Benennung Gottes als des Allerhöchsten nicht gleichfalls eine bildliche wäre. Nach der Unendlichkeit seines Wesens, mit welcher das endliche (bedingte) nichts gemein hat, ist er der Ueberweltliche, über die gesammte Schöpfungswelt Erhabene, weßhalb er auch in unserm Psalm bald als der Ewige, bald als der absolute Herr und Gebieter angeredet wird **). Allein, kraft seiner schöpferischen und lenkenden Macht und Weisheit ist er doch auch innerhalb

*) Instantia et distantia.

**) Es ist dem 129. Psalm, der bekanntlich unter die sieben Bußpsalmen gezählt wird, eigen, ähnlich wie im Ps. 85., mit den Anrufungen „Jehova“ und „Adonai“ zu wechseln; eine Abwechslung, deren Sinn und Absicht in der gewöhnlichen Uebersetzung „Herr, Herr“ ihren Ausdruck nicht findet.

der Welt allgegenwärtig; und daß es daher nicht die räumliche Distanz sein kann, die hier gemeint ist, dieß verbürgen fast unzählige andere Stellen, wie z. B. der 138. Psalm in seinem ganzen Verlaufe; so auch die Verse: „nahe ist der Herr Allen, die ihn anrufen; an allen Orten seiner Herrschaft preise meine Seele den Herrn." Die wirkliche Gottesferne, nämlich nach ihrer sittlich religiösen Bedeutung, ist der Abstand zwischen dem unendlich Heiligen und seinem durch Untreue von ihm abgewandten, schuldvollen Geschöpfe.

In gleichem Sinne ist daher auch die Bitte zu verstehen, welche flehentlich nach der Annäherung und Herablassung der erbarmenden Liebe verlangt. „Der Du thronest über den Cherubim, neige Dein Ohr und höre" *). Und in unserm Psalm: „Möge Dein Gehör achtsam sein auf die Stimme meines Flehens." Es ist da gleichnißweise die Rede eines Kranken und Kraftlosen, welchem der Arzt sein Ohr nähern soll, um die schwache Stimme zu vernehmen, oder des Verunglückten, der in eine tiefe Grube gestürzt, und nun auf den Retter hofft, der zu ihm hinab steigen möge, weil er sich aus eigener Kraft nicht herauf zu helfen vermag. Diese Unmacht, diese Hilflosigkeit wird dargelegt in dem unmittelbar folgenden Verse: „Wenn Du die Uebelthaten bewahren würdest, o Jehova; Herr, wer könnte dann bestehen?" Es ist die absolute Unfähigkeit des gegen Gott Verschuldeten, aus eigenen Mitteln seine Schuld auszugleichen, und

*) Jesai. 37, 16.

in den Stand der Gerechtigkeit oder Schuldlosigkeit sich wieder zurück zu versetzen.

Allerdings handelt es sich hier um eine Thatsache, die den Oberflächlichen nicht einleuchten will, indem sie meinen, zur Umkehr und Besserung werde sonst nichts erfordert, als ein rüstiger Entschluß und die Vollführung desselben durch einen gerechten und sittlichen Wandel. Wie grundlos diese Meinung sei, hat der heil. Anselmus in einem so gemeinfaßlichen Gleichniß nachgewiesen, daß Jeder es anzuwenden im Stande ist. Ein Diener (so lautet dieses Gleichniß) wird mit einem Auftrage ausgesendet, der sein eigenes Wohl zum Zwecke hat; zugleich wird ihm die Warnung mitgegeben, sich sorgfältig vor einer Grube in Acht zu nehmen, an der sein Weg vorüberführt. Er achtet aber der Warnung nicht, er stürzt sich muthwillig hinein; und da er den Fuß gebrochen, oder sonstwie sich beschädigt hat, vermag er den erhaltenen Auftrag nimmer zu vollziehen. Wird er mit dieser Hilflosigkeit sein Versäumniß entschuldigen können? Er selber trägt ja die Schuld an diesem Unvermögen, und da es widersinnig wäre, ein Unrecht durch das andere zu entschuldigen, so hat er nun eine zweifache Schuld sich aufgebürdet, indem er, was ihm verboten wurde, gethan, und was ihm befohlen worden, unterlassen hat.

In diesem Bilde nun spiegeln sich das Verhängniß und die Schuld, die der Mensch in der Urzeit auf sich geladen, als er die erste That seiner Willensfreiheit in gottwidriger Weise vollbrachte. Was im Stande

der ursprünglichen Gerechtigkeit oder Unschuld ihm zu thun oblag: die Befestigung in der göttlichen Huld durch die Ehrfurcht des Gehorsams, und somit die Erreichung seiner eigenen seligen Bestimmung zum unsterblichen Leben und zur Herrschaft über die Erdenwelt, das versäumte er; die Warnung vor dem zweifachen Tode, dem er verfallen mußte, sobald er von dem Schutze der Gnade sich lossagte, schreckte ihn nicht zurück von der Grube, die der Feind ihm gegraben. Und obwohl die Gottesmacht, die gleich anfangs das Werk der Rettung und Erlösung eingeleitet, ihn und sein ganzes Geschlecht zwischen Leben und Tod in der Schwebe erhielt, so finden sich doch Alle in dem Zustande der Zerrüttung und Ungerechtigkeit, in welchem sie vor Gott des Ruhmes entbehren und kein eigenes Verdienst aufzuweisen haben, das ihnen die Rechtfertigung zu erwerben vermöchte.

Dieß ist der Zustand der Unfähigkeit, das verschuldete Uebel gut zu machen, oder mit einem andern Worte, der Insolvenz, auf welchen unser Psalm das ganze Gewicht legt. Wollte der Ewige, welcher der absolute Herr und Gebieter (Adonai) ist, vor seiner richterlichen Allmacht die Schuld des Sünders stehen lassen, oder, wie es anderswo heißt, sie versiegelt bei sich bewahren *), bis der Zeitpunkt der Ahndung und Strafe heran gekommen, dann wäre der Sünder rettungslos verloren. So ist es aber nicht; und daß die ewige Liebe das Verderben des Verirrten nicht

*) Deut. 32, 34. — Hiob 14, 17.

wolle, dieß setzt der Bittende in einer Form der Verneinung hinzu. „Allein (doch nein!) bei Dir ist Verzeihung, damit du gefürchtet werdest" *). Nicht als gerechter, strenger, erbarmungsloser Richter willst du gefürchtet werden, sondern als huldvoller Erbarmer, der dem Reuigen verzeiht, und durch diese Güte ihn wieder aufrichtet und belebt. So lautet in der, dem Jünger Johannes gewordenen Offenbarung der Lobgesang der Sieger: „Wer sollte nicht Dich fürchten, o Herr, und Deinen Namen preisen, da Du allein mild und gütig bist?" **)

Wie das Wesen der Sünde, als Beleidigung seiner heiligen Liebe, auf Gott allein sich bezieht, so ist es auch einzig nur er, der sie zu verzeihen und sammt ihren bösen Folgen zu tilgen die Macht hat; und um so gewisser deßhalb sollen wir mit kindlicher Furcht und Ehrerbietung seinem Namen huldigen. Die Art und Weise aber, wie diese Tilgung der Schuld vor sich geht, beruht in jenem wunderbaren Werke der Vermittlung zwischen Höhen und Tiefen, auf welches unser Psalm in seinem weitern Gange hinzeigt.

---

*) Nach der Vulgata: „Doch bei Dir ist Sühne, und um deines Gesetzes (um deiner Verheißung willen) harre ich deiner, o Herr."

**) Offenb. 15, 4.

2.

Ein gewaltthätiger und grausamer Mann, der unter den kleinen Tyrannen des Mittelalters vielleicht der schrecklichste war, der berüchtigte Ezzelino, Fürst von Verona, wurde zuletzt in der Schlacht von Cassano (1259) vom Schlag einer Keule getroffen, und von seinem Gegner (dem Markgrafen Pallavicini) gefangen genommen. Die Zeit seiner Gräuelthaten war zu Ende. Während der ersten Nacht, die er in streng bewachter Haft zubrachte, wurde in einer nahen Kapelle zur Feier des Sieges fortwährend geläutet. Ueber diese Störung seines Schlummers ergrimmt, rief Ezzelino in seiner gewohnten despotischen Weise: Gehet hin, und hauet den Priester, der so stürmt, in Stücke! Herr, erwiederten die Wächter, vergesset nicht, daß ihr im Gefängniß seid. Als man ihn zur Buße ermahnte, erwiederte er: Ich wüßte keine andre Sünde zu bereuen als die, daß ich nicht alle meine Feinde aus der Welt geschafft, und daß ich von falschen Rathgebern mich täuschen ließ. Starr auf den Boden blickend und finstere Gedanken brütend, saß er schweigsam bis er den günstigen Augenblick ersah, um den Verband von seinen Wunden wegzureißen. So starb er an der Verblutung im Kerker, seine unzähligen Mordthaten mit dem Selbstmord beschließend, um vielleicht auch seiner Seele die ewige Kerkerhaft zuzusichern.

Von dieser innern Finsterniß ward also, wie es scheint, kein Strahl des Lichtes aufgenommen; aus diesen Tiefen stieg kein Rufen zu Gott empor. Wenn

selbst ein Ezzelino sich für nichts weniger als einen Sünder, und folglich für einen Gerechten hielt, wie erst die zahlreichen übrigen Leute, die weder den Tigermuth besitzen, noch jemals die Gelegenheit fanden, so haarsträubende Frevel zu verüben! Wer wird sie einer Sünde zeihen dürfen? Sie haben ja Niemanden umgebracht! Zur Zeit, als die Saint-Simonisten und Sozialisten in Paris (seit 1830) ihren doctrinären Unfug trieben, wurde ein Mann dieser Partei, der das Werk der Erlösung läugnete, von einem Gläubigen gefragt: Hast du niemals etwas Böses gethan? Hast du dir durchaus nichts der Art vorzuwerfen? — Ich? erwiederte er, nichts, absolut gar nichts. — Nun dann, sprach Jener, da es so sich verhält, so nimmt es mich nimmer Wunder, daß du an Christus nicht glaubst, der ja einzig zur Sühnung der Schuld, zur Rettung der Sünder gekommen. Es ist augenscheinlich, daß diese ganze Sache dich nichts angeht. — In der That, wie Viele reden und benehmen sich so, als ob das Werk des Heiles sie gar nichts anginge. Wie groß müßte die Zahl der Schuldlosen und Gottgenehmen in der Welt sein, wenn alle diejenigen recht hätten, die da vermeinen oder vorgeben, daß sie keines Erlösers bedürfen!

Weil nun aber die Lüge gegen die thatsächliche Wahrheit nichts vermag, und weil es Niemanden zu behaupten erlaubt ist, sein Herz sei rein und lauter, sein Leben frei von aller Sünde, so können weder die schwungvollen und gemüthlich empfindsamen Redensarten helfen, noch die sogenannt philosophischen Aus-

sprüche, die sich auf die nothwendige Unvollkommenheit jedes endlichen Wesens berufen; sie machen das Todte nicht lebendig; sie führen die innern Wirren und Mißklänge nicht zum wahren Frieden; sie bauen keine Brücke über den Abgrund; sie öffnen keine Pforte aus dem Kerker der Todesschuld; sie können vom Uebel nicht erlösen. Einzig nur die Wahrheit hat befreiende Macht, und diese Wahrheit ist enthalten in dem Bekenntniß: „Bei Dir, o Gott, ist Verzeihung, damit du gefürchtet werdest."

Um diesen Satz, wie sein gewichtiger Inhalt es erheischt, gehörig zu würdigen, wird es nicht ohne Nutzen sein, gleichsam mit drei Schritten darauf einzugehen, indem wir die Ausdrücke: „Bei Dir," „bei Dir ist Verzeihung" und endlich „damit Du gefürchtet werdest," vereinzelt betrachten. Wir wenden uns fürs erste zu den Worten: Bei Dir. Wenn die Gegner Christi behaupteten, niemand habe Macht, die Sünde zu vergeben, als Gott allein, so redeten sie dießmal die Wahrheit, weil die Sünde ein thatsächlicher Widerspruch gegen den göttlichen Willen ist, und daher, wenn kein persönlicher Gott wäre, auch von keiner Sünde die Rede sein könnte. Bei Gott ist die verzeihende Huld, oder, wie es in einem spätern Verse unsres Psalmes wiederholt wird, „bei Gott ist Barmherzigkeit," und einzig nur bei Ihm, weil die Sünde den geistigen und leiblichen Tod zur unausbleiblichen Folge hat, und folglich die Verzeihung als Werk der Gnade, nichts geringeres als eine neue Belebung ist, die nur durch göttliche (schöpferische)

Macht bewirkt werden kann. Davon wird in den Psalmen bezeugt: Bei Dir, o Gott, ist der Quell des Lebens *), und in Deinem Lichte werden wir das Licht schauen." Bestimmter und genauer noch wird von Johannes dieser Urquell bezeichnet, als das Wort, so vom Anfang bei Gott, und als das ewige Leben, welches bei dem Vater war und uns erschienen ist.

Die Erlösung, als erneuerte Schöpfung, als neuer Lebensanfang in der zerrütteten Menschenwelt, konnte nur vom schöpferischen Worte, vom göttlichen Logos den Ausgang nehmen. Andererseits jedoch, da nicht Gott für die Menschen Genugthuung leisten, sondern nur ein Mensch für die Menschen sühnend einstehen kann, muß das Erlösungswerk in der Menschheit und durch dieselbe sich vollenden. Und dieß war die Aufgabe des Mittlers, von welchem der Apostel lehrt: „Gott habe ihn hinaus gestellt (gleichsam vor den Augen aller Welt) als Sühnopfer der Sünde, um nicht bloß die Strenge seiner richterlichen Gerechtigkeit offenkundig zu zeigen, sondern auch Alle gerecht zu machen, die an Christum glauben **). Das sind aber diejenigen, die an dem großen Mysterium aller echten Religion festhalten, daß Christus als menschgewordener Logos vom Himmel in die Tiefen unserer Erdennoth herabgestiegen, um aufzusuchen und zu retten, was verloren war; daß er durch seinen Gehorsam und die Treue seiner Liebe, die er in der furchtbarsten

*) Ps. 35, 10.

**) Röm. 3, 25. — 1. Timoth. 3, 15. 16.

Prüfung bis zum Tode bewahrte, die Schuld gesühnt, den Tod überwunden habe, und durch seine Auferstehung und Verklärung über die Himmel erhöht worden sei, „um Alles zu erfüllen,“ d. h. um durch die Sendung des göttlichen Geistes und die Aufrechthaltung seiner Kirche sein ganzes Werk zur Vollendung zu führen, und zwar für die Gesammtheit sowohl als für den Einzelnen. Denn, wie ebenfalls Johannes lehrt: „Wir haben einen Sachwalter (Fürsprecher) bei dem Vater, Jesum Christum den Gerechten, und dieser ist die Sühnung (Vergebung) für unsere Sünden, und nicht für die unsrigen bloß, sondern für die der ganzen Welt,“ d. h. der gesammten von Gott abgefallenen Menschenwelt.

Bei Gott also ist Verzeihung, weil der Mittler und Versöhner, der verklärte Menschensohn in unzertrennlich persönlicher Einigung mit dem Logos, bei Gott ist, zur Rechten des Vaters thronend. Und eben daraus erklärt sich schon das Dritte, nämlich der Zusatz: „Damit du gefürchtet werdest.“ Der unendliche Gebieter ist der Einzige, der zu verzeihen oder schöpferisch wieder zu beleben vermag, und dieß auf der Grundlage des Wesens der Menschheit, in welcher der Gegensatz von geistigem und natürlichem oder physischen Leben, sodann von Person und Individuum (organischem Einzelwesen), sowie von diesem und der Gattung die Stellvertretung dergestalt ermöglicht, daß Einer für Alle gut machen kann, was Einer für Alle verdorben. Da es demnach der Allmächtige allein ist, welcher die Sünde sammt

ihren grauenhaften Folgen tilgen kann, wie sollten wir eben deßhalb ihn, den unendlich Heiligen nicht fürchten? Er verzeiht, wie schon die Propheten es verkündet haben, um Seiner selbst, um seines eigenen Namens willen, d. h. um die Heiligkeit seiner Güte zu offenbaren, und um den schöpferischen Gedanken, den er in der Gründung des Menschengeschlechts verwirklicht hat, aufrecht zu erhalten. Er hat aber auch die ganze Wucht seiner Gerechtigkeit dargelegt dadurch, daß er des eigenen Sohnes nicht geschont, sondern für Alle ihn hingegeben; wo sollte da noch die Ehrfurcht, mit der wir ihm, dem Allerbarmer, zu huldigen verpflichtet sind, eine Gränze haben?

Was nun aus diesen Thatsachen des Glaubens noch ferner hervorgeht, ist die Zuversicht der Hoffnung, die in Gott ihren Ankergrund findet, und die unser Psalm in den folgenden Versen schildert. „Ich hoffe auf Jehova, es hoffet meine Seele; seines Wortes harre ich. Meine Seele ist zum Herrn (d. h. ganz und immerfort zu Ihm gewendet), mehr als die Nachtwachenden auf den Morgen *). Harre o Israel auf Jehova; denn bei Ihm ist die Gnade und überaus reich ist er an Erlösung. Und wahrlich er wird Israel (die Gläubigen) erlösen von allen ihren Vergehungen." —

*) So der Wortlaut. Die letzten Worte sind wiederholt. Nach der Vulgata: „Von der Morgenwache bis zur Nacht vertraue Israel auf den Herrn." Treffender ist das Bild der nächtlichen Wächter, die auf das Licht des Morgens harren.

Das wahre Leben der Seele hienieden, oder, was dasselbe bedeutet, des mit dem sterblichen Leibe verflochtenen erschaffenen Geistes ist der innersten Gesinnung nach ein fortwährendes Aufstreben zu Gott, und daher auf Hoffen und Harren angewiesen. So lange die Ungnade (die unversöhnte Gerechtigkeit) Gottes auf einer Seele lastet, bleibt sie geistig in Nacht und Finsterniß gehüllt; mit der Huld Gottes erscheint ihr wieder das Morgenlicht. Auf den ewigen und unverlierbaren Besitz dieser Huld und Liebe harren die Gläubigen, bis der Tag anbricht, bis die Schatten sich neigen, und werden deßhalb den Wächtern verglichen, die während ihrer Nachtwache mit Sehnsucht auf die Dämmerung des Morgens harren.

Nicht umsonst wird diese Vergleichung Wort für Wort wiederholt. Es soll dadurch die Verzögerung der ersehnten Zukunft, die beschwerliche Aufgabe und die lange Dauer des Wartens den Ausdruck finden. Denn in der That, wie Fenelon treffend bemerkt hat: das Leben ist kurz, die Stunden sind lang. Es ist jedoch die Zahl jener Erdenpilger nur allzu groß, welche dem lästigen Gefühl der leeren, gedanken- und geschäftslosen Zeit durch mancherlei übelgewählte Mittel abzuhelfen suchen, während jeder religiöse oder auch nur metaphysische Gedanke ihnen Langweile und Ueberdruß verursacht. Von Menschen dieser Gesinnung, welche weder um die Liebe Gottes noch um ihr eigentliches Lebensziel sich gekümmert, läßt sich wahrlich nicht rühmen, ihre Seele habe auf die göttliche Verheißung

geharrt, gleich den Nachtwachenden auf den Morgen. Da man daher auch nicht füglich behaupten kann, das Licht der vollen Gotteshuld, das sie auf Erden nicht gesucht, werde ihnen im Augenblicke, da sie von hinnen schieden, plötzlich aufgegangen sein, um sie, gleichsam gegen ihren Willen, wie durch einen Zauber umzuwandeln und zu beseligen, so wird es einleuchtend genug, daß zum Heile derjenigen, die für das Einwirken der Gnade noch empfänglich geblieben, nun jener Mittelzustand eintritt, welcher das Feuer der sittlichen Läuterung genannt wird.

Um zur Ansicht von diesem geheimnißvollen Zustande ein Bild oder Gleichniß zu gewinnen, wollen wir noch einmal auf jenen Pedro Armengol zurückblicken, dessen früheren Lebensgang wir bereits kennen gelernt. Seit ihn die Gnade aus der Tiefe des Verderbens herauf gehoben, widmete er sich ohne Vorbehalt dem überaus beschwerlichen und gefahrvollen Berufe, den gefangenen Christen, die in Tunis und Algier in harter Sklaverei schmachteten, nicht nur Trost und Beistand zu bringen, sondern auch, soweit die Lösegelder reichten, sie loszukaufen. Auf einer der vielen Reisen, die er in die Barbaresken- oder Berberstaaten unternahm, war er für einen Christensklaven, zu dessen Befreiung das Lösegeld mangelte, als Bürge oder Geißel zurückgeblieben. Nachdem jedoch die festgesetzte Frist verstrichen war und die Sendung jener Summe ausblieb, ergrimmten die Barbaren ob der vermeintlichen Täuschung dermaßen, daß sie den Bürgen vor die Stadt hinaus-

schleppten, und nach mancher Mißhandlung an einem Pfahle aufknüpften.

Verweilen wir, ehe wir weiter gehen, einen Augenblick bei diesem Geschicke, welches dem Schutze nicht zu entsprechen scheint, den die Vorsehung ihren irdischen Dienern und Boten verheißen hat. Ist die Hinrichtung durch den Strang nicht die Strafe, die über den Straßenräuber verhängt zu werden pflegt? Und war dieß nicht das Gewerbe, womit Pedro in seiner Jugend sich abgegeben? Wenn der Apostel Paulus, nach einer übel angewendeten mosaischen Vorschrift, von seinen wüthenden Gegnern als Gotteslästerer gesteinigt wurde, so war er dabei wohl reuevoll der Steinigung des Stephanus eingedenk, die er in seinem irrthümlichen Eifer angezettelt und geleitet hatte. Allein wie Paulus in Lystra unter der Wucht der Steine wieder auflebte, so geschah es auch hier. Als der Missionär Guilelmo mit dem rückständigen Lösegeld aus Spanien herüber kam, fand er seinen Ordensbruder wunderbarer Weise noch am Leben erhalten. Vom Strange gelöset und sorgfältig gepflegt, erholte er sich bald in dem Maße, daß er in die Heimat zurückkehren konnte, wo er noch mehrere Jahre lebte; die Haltung seines seitwärts geneigten Hauptes behielt er als Zeichen der tödtlichen Mißhandlung sowohl als der Rettung, die er erfahren.

Aber auch eine andere Erinnerung noch hatte er bewahrt, die sein Herz mit Wonne und mit der innigsten Verehrung der heiligsten Jungfrau erfüllte.

Im Ganzen jedoch ist das was er als Vision erlebte viel zu wunderbar und zu sehr einer eingehenden Erörterung bedürftig, als daß es rathsam wäre, diese Geschichte einfach zu erzählen und dem Glauben gleichsam aufzudringen *). Wahrheit aber enthält sie jedenfalls, insoferne sie als ein Bild des Zustandes jener Abgeschiedenen dienen kann, die noch der sittlichen Läuterung bedürfen. Gleichwie dieselben auf dem irdischen Wege zwischen der Mahnung des innern Gesetzes und den Verlockungen der Sinne, zwischen dem Leben der Gnade und dem Tode der Sünde schwankend geblieben, und vielleicht erst in den spätesten Augenblicken entschieden zu Gott sich gewendet, so müssen sie auch nun fürs erste zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Lebenshoffnung und Todesschrecken in der Schwebe bleiben, durchglüht von dem Abscheu vor all dem Bösen, das sie im Herzen gehegt, aber auch von der Sehnsucht nach Gott. Auch sie also sind die Nachtwachenden, die da hoffen und harren auf den Morgen; und daß man es von jeher so verstanden hat, dafür zeugt die Anwendung unseres Psalmes in den Gebeten für die Abgeschiedenen, welche als Glieder der Kirche, und zwar der leidenden betrachtet werden. Eine anderweitige, bestimmte und genauere Kenntniß

---

*) Ausführlich nach den Quellen findet sich diese Geschichte im September-Hefte der vielgelesenen „Legende“ von Prof. Alban Stolz. Sie ist psychologisch nicht schwer zu begründen, ohne daß sie deßhalb aufhört, wunderbar zu sein.

von ihren Zuständen ist uns der Regel nach nicht mitgetheilt. Oder wäre es vernünftig, wenn wir wünschen wollten, auf dem Wege der sinnlichen Vorstellung, der Anschauung und Erfahrung solch' eine Kunde zu erlangen?

In der berühmten Moschee Omar zu Jerusalem, die auf der ehemaligen Stätte des Sionstempels sich erhebt, ragt in einem innersten abgeschlossenen Raume unter einem pupurnen Zelt oder Baldachin ein roher Felsblock aus der Erde hervor, und dicht an demselben führen mehrere Stufen in eine Felsenkammer hinab, deren Boden eine Marmorplatte bildet. Diese bedeckt den sogenannten Seelenbrunnen, an welchem man ehedem, nach einer arabischen Sage, mit den Seelen der Abgeschiedenen sich besprechen konnte, bis zuletzt eine Witwe zwischen den Lebendeu und Todten allzu schlimme Nachrichten hin- und wieder getragen habe, die auf beiden Seiten viel Unruhe und Groll erregten, weßhalb dieser Weg zur Unterwelt verschlossen worden sei. Das Wahre an diesem Märchen beruht darin, daß die irdische Tagesseite unseres Lebens in der Regel (denn Ausnahmen sind nicht zu läugnen), keine Mittel des Verkehrs mit den Abgeschiedenen bietet; daß hingegen zwischen den Gliedern der irdischen (dienenden) und jener der leidenden Kirche keine Feindseligkeit herrschen kann, weil die eine und dieselbe göttliche Liebe in Christo sie alle mit der Macht der Erlösung umfaßt und schirmt, so daß unsere Theilnahme, es sei durch Fürbitte oder Werke und Opfer, ihnen zum Heile gereicht, wie dieß

schon durch das Beispiel des Apostels bezeugt wird, der für seinen vielbewährten Freund Onesiphorus auch nach dem Tode desselben zu beten nicht unterließ *). Uns Irdischen aber wird geboten, auf das feste prophetische Wort der Verheißung zu achten, als auf eine Leuchte in der Dunkelheit, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in unseren Herzen **).

*) 2. Timoth. 1, 16—18.
**) 2. Petr. 1, 19.

III.

Der 130. Stufenpsalm.

„Herr, mein Herz ist nicht übermüthig, meine Augen sind nicht erhoben.“

Eingang.

Der berühmteste unter den Helden, die in den Zeiten der Kreuzzüge sich hervor gethan, war Gottfried von Bouillon. Obwohl zum ersten christlichen König von Jerusalem erhoben, wollte er sich doch nicht entschließen, diesen hohen Titel zu führen. Die Einfachheit liebend und jeglichem Prunke abhold, pflegte er, wenn er sich ermüdet fühlte, nicht wählerisch nach einem anständigen Ruheplatz zu suchen; er setzte sich auf die Erde. Als nun einstmals arabische oder saracenische Häuptlinge, die ihn zu sprechen wünschten, ihn auf so niedrigem Sitze fanden, konnten diese Orientalen, die nur auf einen Teppich sich niederzulassen gewohnt sind, nicht umhin, ihre Verwunderung darüber zu äußern. Ihnen erwiederte der siegreiche Fürst: warum sollte die Erde nicht gut genug sein, uns zum Sitze zu dienen,

da wir doch für lange Zeit in ihrem Schooße ruhen werden?

Das eigentliche und volle Gewicht dieses Gedankens hat der Psalm uns erkennen lassen, der mit den Worten beginnt: „Aus den Tiefen, o Gott, rufe ich zu Dir empor.“ Welch eine widersinnige Thorheit wäre es, vor Gottes Angesicht sich schuldvoll, elend und hilflos zu bekennen, dabei aber dennoch auf das eigene Selbst zu vertrauen, und über Maß und Gebühr sich hoch zu schätzen? Soviel der Mensch vor Gott ist, hat Franziskus Seraphikus gesagt, so viel ist er und nicht mehr. Es versteht sich von selbst, daß dieser Ausspruch eben nur auf das Verhältniß des Menschen zu Gott sich bezieht, indem in der irdischen Weltordnung die Verschiedenheit, die das Alter, der Stand oder Rang, das Talent und Verdienst mit sich bringen, dadurch nicht aufgehoben wird. Was aber den Einzelnen und seine Gesinnung anbelangt, so ist es da Jedem geboten, sich selber nur vor Gott und im Verhältnisse zu Gott zu betrachten. Der Hochmüthige steht sich selbst im Lichte; die Hoffart, wie Gregorius lehrt, ist jederzeit von der Wahrheit abgewendet.

Dieß ist die lebensvolle Erkenntniß, welche den ganzen Inhalt des kleinen Stufenpsalmes bildet, der mit den Worten beginnt: „Herr, mein Herz ist nicht übermüthig, noch sind meine Augen hoch erhoben. Auch ist mein Wandel nicht in großen und wunderbaren Dingen, die mir unerschwinglich bleiben.“ Ueberblicken wir das Ganze, so sehen wir darin zuerst die

drei Stufen des Hochmuths angedeutet: den Hochmuth des Herzens, der Augen, des Geistes; sodann die drei Mittel, dieses Uebel zu bekämpfen: die Beschwichtigung, die Entwöhnung, die Erwartung. Das Verständniß davon wird ohne Mühe sich finden.

1.

Wie es beinahe kein Volk gibt, das nicht zu irgend einer Zeit die Fülle seiner Kraft entwickelt, so haben im achten und neunten Jahrhundert auch die Bulgaren zu einer kriegerischen Macht sich erhoben, die dem byzantinischen Reiche große Gefahr brachte. Einer ihrer Könige, Namens Bogoris, war noch barbarisch genug, um nach der Sitte der Halbwilden die Hirnschale des griechischen Kaisers Nicephorus, in Gold gefaßt, als Pokal zu benützen, aus dem er bei festlichen Gelagen zu trinken pflegte. Bei solchen Festen kauerten seine, als Unmenschen verrufenen, schrecklichen Krieger zu seinen Füßen auf dem Boden; auf einem erhöhten Platze saß er allein. Nachdem es jedoch seiner christlichen Schwester und dem heil. Cyrillus gelungen war, ihn und sein Volk zur Annahme des Christenthums zu bewegen, wendete er sich, um über manche Verhältnisse Belehrung zu empfangen, an den edlen Papst Nikolaus I., der ihm und den Seinigen die wichtigsten Verhaltungsmaßregeln vorschrieb. Unter andern hatte Bogoris angefragt, ob es der christlichen Sitte gemäß sei, von der Königin, den Stammfürsten und Edlen abgesondert, ganz allein an der Tafel zu

sitzen? Der Papst erwiederte, dieß sei nichts weniger als christlich, und nahm davon Anlaß, ihn zur Demuth zu ermahnen.

Eigentlich hätte ihn schon jener abschreckende Pokal, mit dem er prunkte, an die Hinfälligkeit irdischer Größe, und insbesondere an den Tod mahnen sollen, der, wie Augustinus sagt, den Sterblichen kredenzt worden ist aus dem Pokale der Hoffart. Die Hoffart aber bewirkt (wie derselbe Lehrer erklärt) das Verderben dadurch, daß sie zwar Gott nachzuahmen strebt, aber in verkehrter Weise. Wenn nämlich der erschaffene und zum Selbstbewußtsein erwachte Geist in der Freude an seinem Dasein vergißt oder nicht beachtet, daß er alles was ihm eigen, von seinem Schöpfer empfangen; wenn er vollends dem Irrthume sich hingibt, als ob er es sich allein (oder der Natur und den Atomen) verdanke, und daher in voller Unabhängigkeit von göttlichen Gesetzen sich behaupten will, so verstrickt er sich in die dämonische Lüge, der Huld und Gnade Gottes gar nicht zu bedürfen. Dieß ist die Untugend, deren ererbter Keim schon in den Kindern, lange vor der Ausbildung des begrifflichen Denkens, durch den Trotz des selbstischen Willens sich verräth, und die unser Psalm den Uebermuth des Herzens nennt; die Thorheit der Selbstüberschätzung, die in jedem Herzen schlummert, aber schon durch die geringste Veranlassung geweckt wird.

Bei einer Volksversammlung in Sparta, in welcher es um die Wahl von 300 Gemeinderäthen sich handelte, fiel ein gewisser Pädaretos durch, obwohl er als

einer der angesehensten und verdienstvollsten Bürger auf diese Ehre den meisten Anspruch hatte. Ohne eine Spur von Verstimmung ging er wohlgemuth und fröhlich von dannen. Die Ephoren, oder obersten Würdenträger, die darüber in Verwunderung geriethen, riefen ihn zurück, um ihn über die Ursache dieser Heiterkeit zu befragen. Er aber erwiederte: warum sollte ich meine Freude verbergen? Ich wünsche meiner Vaterstadt Glück und freue mich, daß sie 300 Bürger besitzt, die besser sind als ich! — Woher kommt es, daß dieses Benehmen das Staunen jener erfahrenen Greise erregte, und daß es auch uns denkwürdig genug erscheint? Weil Stolz oder Eitelkeit in jedem Menschen unfehlbar und als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt wird, so daß Niemand an die Anspruchslosigkeit eines Andern glaubt; und weil nichts gewöhnlicher ist, als daß die selbstische Gesinnung, wenn auch nur gelegentlich, an die Aeußerlichkeit hervortritt.

Diese unverkennbare Kundgebung des innern Hochmuths ist es, die im Psalme das Erhobensein der Augen genannt wird; jenes hochtrabende Wesen nämlich, das in der Sucht zu glänzen und sich auszuzeichnen, den Menschen bis zum letzten Augenblicke begleitet. Der Sterbende unterhält und erfreut sich nicht selten noch an der Pracht, die bei der Leichenbestattung sein Andenken verherrlichen werde; und ein zu seiner Zeit vielgenannter Herr, der Ritter Ambleville von Saint-Preuil, der (im Jahre 1641) zur Enthauptung verurtheilt wurde, klagte noch auf dem

Blutgerüste dem Priester, der ihm zur Seite stand: ich fürchte, daß ich auf dem Gange hieher mit meiner Gemüthsruhe Parade gemacht, und daß der Stolz über den Tod hinaus mir das Geleite geben will!

Eng verflochten mit dieser Sucht, Aufsehen zu erregen, und durch irgend einen Vorzug sich geltend zu machen, ist diejenige Gesinnung, die Johannes als die Hoffart des Lebens bezeichnet, und die er von der Begierlichkeit der Augen unterscheidet, so daß darunter nicht die Pracht- und Prunkliebe gemeint sein kann, sondern im Allgemeinen jede Art von Großthuerei und hochtrabendem Benehmen. Die Hoffart des Lebens, jene Art thörichter Selbsterhebung, welche das Zufällige und Aeußerliche als wesentlich, das Vergängliche als bleibend, das Gegebene als unbedingt ansieht, sie ist jedem Sterblichen eigen, der das Unsichere und Hinfällige seiner irdischen Stellung, woran er doch so oft gemahnt wird, nicht beherzigen will, sondern auf mancherlei äußerliche Güter und Vorzüge seine vermeintliche Größe baut, die keine Dauer haben und in keinem Falle über das Grab hinaus reichen können.

Ueberall daher genügt schon der gewöhnliche Menschenverstand, um diese Thorheit, wenigstens an Anderen, zu verurtheilen. Wenn der überaus vornehme englische Herzog von Somerset gegen seine minder vornehme Gemalin in heftigen Zorn entbrannte, weil sie sich die Freiheit genommen, ihm mit dem Fächer auf die Schulter zu klopfen, so finden wir das nicht weniger albern und kleinlich, als die vorsorgliche Mahnung eines Kleinbürgers an den Photographen,

Bedacht darauf zu nehmen, daß an seiner Westentasche die darin befindlichen Fünffrankenthaler im Umrisse deutlich zum Vorschein kommen. Ob Körperkraft und Schönheit, oder geistige und künstlerische Begabung, ob der Zauber der Stimme, oder das Funkensprühen des Witzes, wie rasch schwindet das alles dahin, und wie wenig wird erfordert, um es zu tilgen! Und wie reichlich ist überdieß in unsern Tagen dafür gesorgt, die Reizbarkeit der Hochmüthigen und Eitlen, durch die Urtheile der Presse, durch den Hohn und die Zerrbilder der Flugblätter zu verwunden oder abzustumpfen!

Wenn jedoch nach der Warnung des Apostels, keine geringe Anmaßung dazu gehört, sich der Gaben und Vorzüge, die man wirklich besitzt, in solcher Weise zu rühmen, als hätte man sie nicht (durch göttliche Fügung) empfangen, sondern rein dem eigenen Selbst zu verdanken; wie widersinnig ist es vollends, sich entweder mit Vorzügen zu brüsten, die man gar nicht besitzt, oder sich in solchen Fällen darauf zu berufen, in welchen sie gar keine Geltung haben! So hat es sich (um ein harmloses Beispiel zu wählen) einstmals in der Hauptstadt Frankreichs zugetragen, als in einem vielbesuchten Hause zwischen zwei Schachspielern ein Wortstreit sich erhob, indem jeder von beiden sich als den Sieger betrachtete. Die Zuschauer riefen einen gewissen Martin, den berühmtesten Meister dieses Faches herbei, damit er als Schiedsrichter sein Urtheil abgeben möchte. Während nun dieser Mann herbeikam, traf der eine der Streitenden die Fürsorge, seinen

Rang in der Gesellschaft kund zu geben, um dadurch die Entscheidung zu seinen Gunsten zu wenden. Er war nämlich als Ritter des Ordens vom heil. Geiste durch einen Rang ausgezeichnet, an welchem nur eine geringe Zahl von Erwählten theilnahm. Er beeilte sich daher seinen Oberrock aufzuknöpfen, um das blaue Ordensband hervorleuchten zu lassen. Allein der Schiedsrichter ließ sich dadurch nicht einschüchtern, er entschied die Frage, wer den Sieg gewonnen, auf den ersten Anblick, und gab seinen Urtheilsspruch in den trockenen Worten: Herr Herzog, Ihr habt Unrecht, knöpft Euch wieder zu! *)

Wie Vielen, die durch ähnliche Mittel die öffentliche Meinung beherrschen, ihre beschränkten Ansichten Jedermann aufdringen wollen, wäre eine freundschaftliche Zurechtweisung der Art vonnöthen! Weil ihr etwa mit Geschmack und Eleganz euch zu kleiden und zu benehmen versteht, weil ihr in einigen modernen Sprachen geübt seid, verschiedene Romane gelesen, in irgend einer Kunstfertigkeit Beifall geerntet, oder die landläufigen Stich- und Schlagworte euch angeeignet habt, meint ihr schon zur Genüge befähigt und berechtigt zu sein, über Gott und Welt, über das Wesen der Dinge, über religiöse Wahrheit und Theologie, über Staats- und Gemeinwesen das entscheidende Wort zu führen. Aber mit all diesen glänzenden Nebenbehelfen, die auf das Wesen der Sache gar keinen Bezug haben, bleibt ihr doch im Unrecht; lasset

*) Nach Charles Rozan.

die Dinge, die in solchen Streitfragen durchaus ohne Gewicht sind, aus dem Spiele; knöpft euch wieder zu.

Immerhin ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß eine solche Mahnung kein Gehör finden würde. Kann sich mit jenem blauen Bande Niemand mehr hervorthun, weil der Orden vom heiligen Geiste, der nur hundert Mitglieder zählte, einem längst vergangenen Zeitalter angehört, so sind dafür diejenigen um so zahlreicher, die ihres Dafürhaltens durch den Adel und großen Reichthum ihres Geistes die gewöhnlichen Menschenkinder überragen, und auf der Skala des geistigen Fortschrittes die oberste Stufe erklimmt haben. Mit aller, von der Mode gebotenen Verachtung blicken sie auf die Vergangenheit herab oder zurück, die doch an großen Helden, Denkern und Erfindern so überaus reich war; sie suchen einen besondern Ruhm darin, Söhne des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, als ob die übrigen Christenseelen nicht auch in demselben Säculum lebten, und als ob unsere Voreltern nicht eben so viel auf das achtzehnte sich eingebildet hätten. Sie sind stolz auf Erfindungen, die sie nicht gemacht, und spielen mit schimmernden Phrasen, deren Sinn und Tragweite sie gar wenig verstehen. Unermüdlich im Kampfe gegen Aberglauben und Servilismus, haben sie gelernt, daß sie selber nur Erdgeborne, Autochthonen seien, ihre Gefühle und Gedanken nur Produkte des Phosphors, des Wasserstoffs und der elektrischen Spannung; und dennoch ist ihr Mund von Begeisterung voll für Menschenwürde, Geistesbildung und Freiheit.

Zu solchen inneren Widersprüchen, die ins Nichtige und Leere sich auflösen, gelangen die Sterblichen auf jener dritten Staffel des Hochmuths, die in unserem Psalm geschildert wird als ein Wandel in hohen, wundersamen Gedanken und in Bestrebungen, die außerhalb des irdischen Fassungsvermögens und Gesichtskreises liegen. Wenn die Naturwissenschaft nach den Grundkräften und Verhältnissen der Körperwelt forscht, so wählt sie nur dadurch den richtigen Weg, daß sie nicht auf bloße Voraussetzungen und Hypothesen, sondern auf strenge Beobachtung des Thatsächlichen und Wahrnehmbaren baut. Wenn die Wissenschaft des Geistes um die Erkenntniß Gottes und der sittlichen Welt sich bemüht, so kann sie nicht irre gehen, so ferne sie die (objektiven) Thatsachen der Offenbarung, und jene des eigenen Bewußtseins mit gleicher Sorgfalt im Auge behält. Diejenigen hingegen, die diesen Weg verlassen, um auf eigenem Weisheitsboden das System ihrer sogenannten Weltanschauung zu erbauen, und das große Räthsel alles Daseins zu lösen, ahmen den alten Titanen nach, welche dem Olymp und Geisterhimmel den Untergang drohten, oder der Königin Kleopatra, die, um selber die Göttin zu sein, in das Gewand der Isis sich kleidete. Und da sie, dem Cult der Natur zugewendet, gerade darum, weil sie das Wesen des Geistes läugnen, als Männer von Geist glänzen; da sie in der Knechtschaft eines Lebens, welches sie als einen chemischen Mechanismus betrachten, ihr Anrecht an die Freiheit suchen, so kann uns der Ausspruch des heiligen Chrysostomus nicht befremden, der die Hoffart einem sehr hohen

Grade von Wahn- und Blödsinn gleich achtet. Wer dieß eine zugibt, wird auch nicht anstehen, die echte Lebensweisheit in der Demuth zu suchen. Worin aber das Wesen dieser Tugend bestehe, und wie sie zu erwerben sei, darüber wird uns die andere Hälfte des Psalmes belehren.

2.

Der vielberühmte Gottesgelehrte und Kanzler der Pariser Universität, Johannes Gerson, hat eine Witwe gekannt, die so eifrig nach dem Besitze oder Rufe der Heiligkeit strebte, daß sie dieß ersehnte Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchte. Sie erwählte sich deßhalb die in jener Zeit noch übliche anachoretische Lebensweise einer Eingeschlossenen (Reclusa), und ließ unter den dabei gebräuchlichen, viel Aufsehen erregenden Feierlichkeiten in einer Zelle sich einmauern, die durch eine einzige kleine Fensteröffnung mit der Außenwelt in Verbindung stand. Außerhalb dieser Zelle hatte eine Magd ihre Wohnung, die ihrer Gebieterin Speise und Trank hinein reichte und sonst alles Nöthige besorgte. Wie die Einsiedlerin es voraus berechnet hatte, so geschah es auch; tagtäglich fand sich eine große Zahl von Andächtigen ein, die bei ihr Rath oder Trost und Erbauung, auch wohl allerhand Wunderdinge suchten. Sie hingegen, wohl wissend, daß die Grundtugend der Heiligen die Demuth sein müsse, betheuerte jedesmal mit gesenktem Blick und tiefen Seufzern, daß sie nichts als eine Sünderin sei, die schlechteste von allen, die je der Erdboden getragen, durchaus unwürdig, das Licht

des Himmels zu schauen, weßhalb sie auch dieß Leben einer Büßerin erwählt habe. Einmal geschah es, daß vor der Zelle verschiedene Leute sich sammelten, welche eine Weile warten mußten, weil, wie die Magd ihnen mittheilte, ihre Gebieterin eben schlummerte. Nach mancherlei Gesprächen und Erkundigungen, fragten endlich die Leute, was sie ihrerseits von der Reclusa halte? Die Magd, welche die Redensarten ihrer Frau schon Wort für Wort gelernt hatte und auch daran glaubte, antwortete in ihrer Einfalt: sie ist weiter nichts als eine Sünderin, die schlimmste, die jemals der Erdboden getragen, und nicht werth, das Licht des Himmels zu schauen, sonst hätte sie diese Buße nicht von nöthen gehabt. Da zeigte sich aber die Reclusa, die alles vernommen hatte, beim Fenster, um ihrem maßlosen Zorne freien Lauf zu lassen. Du niederträchtige Verläumderin, rief sie, du Giftmischerin, du lügst in deine Seele hinein; ich bin eine rechtschaffene Frau, Niemand hat Fug und Recht, mir etwas Böses nachzusagen!

Wir haben hier, grell genug, ein Beispiel jener widerlichen, mühsam erkünstelten, eitlen Demuth vor Augen, welche durch verschiedene ganz äußerliche Behelfe zu täuschen sucht, aber als falsches Metall die Feuerprobe nicht aushält. Auch ist die Annahme ganz verkehrt, als ob man, um Demuth zu erwerben, vorerst thatsächlich ein arger Sünder sein müsse, oder als ob nur im Bekenntnisse der eigenen Sündhaftigkeit diese Tugend geübt werde. Ist es nicht für Jeden ein leichtes Spiel, sich einen Sterblichen zu nennen, der als

ein solcher von Fehlern uud Schwächen nicht frei sein könne, um dadurch zugleich diese Fehler zu entschuldigen? Und ist nicht gerade die Demuth, und zwar vorzugsweise, die Tugend der Einfachen, Reinen und Gerechten? Obwohl wir an der heiligen Jungfrau, die wir ja als die Makellose verehren, auch nicht die leiseste Spur eines Fehlers bemerken, so zweifeln wir doch und zwar eben deßwegen, keinen Augenblick an der Vollkommenheit ihrer Demuth, und achten sie darin ihrem göttlichen Sohne ähnlich, der als Menschensohn nicht Sich selber, sondern dem ewigen Vater die Fülle seiner himmlischen Gaben und Werke zuschrieb. Das Wesen der Demuth ist das klare Bewußtsein von dem Verhältnisse, in welchem der erschaffene Geist zu seinem Schöpfer und Gebieter steht, und somit die treue und aufrichtige Gesinnung, die von keinem Schatten der Selbstsucht sich täuschen und verdunkeln läßt.

Wenn daher das gesuchte, bei jedem Anlaß wiederholte Beschuldigen und Anklagen seiner selbst eine ziemlich geschmacklose Gewohnheit ist, und als ein Aushängschild der Frömmigkeit Anderen verdächtig und lästig wird; welchen widerlichen Eindruck vollends muß das Selbstlob, das Anpreisen der eigenen Tugend hervorbringen! Und siehe da, die erste Hälfte unseres Psalmes hat ganz das Ansehen darnach, solch' ein zuversichtliches Rühmen zu sein. „Herr, nicht übermüthig ist mein Herz, meine Augen sind nicht erhoben." Ist das nicht ein Lob, welches, weil aus eigenem Munde, keinen sonderlichen Werth haben kann? Wir berichtigen jedoch unser Urtheil, sobald wir erwägen, wer es war,

der dieß Zeugniß von sich abgelegt, und welche Veranlassung ihn dazu bestimmte. Ein mit körperlichen und geistigen Vorzügen reich begabter, jedoch gänzlich unbekannter Jüngling, unter den Söhnen eines ehrenhaften, aber einfachen Landmannes der letzte, der auf den Triften bei Bethlehem die Schafe seines Vaters weidete, wo er einsam seine himmlischen Lieder sang, tritt plötzlich zwischen den Heeressäulen seines Volkes und der Philistäer als wunderbar siegreicher Held hervor, erweiset sich in zahlreichen Schlachten als Retter und Befreier seines Volkes, und wird zuletzt zum König des theokratischen Reichs erhoben, dem selbst die heidnischen Völker rings umher huldigen müssen.

Bei allen diesen heroischen Thaten jedoch blieb es unverkennbar, daß er nirgends sich selber vorangedrängt, sondern stets nur nach Maßgabe einer höheren Anordnung handelte, gleichwie er auch inmitten schwerer Leiden und Verfolgungen der göttlichen Fügung ohne Murren sich unterwarf, so daß er durch seine Stellung sowohl als durch seine Gottergebenheit die hohe Bedeutung gewann, nicht bloß der Ahnherr Christi der menschlichen Herkunft nach, sondern auch, wiewohl in fernem Abstand, ein Vorbild desselben zu werden. Dieser reinen, von eitler Selbstsucht ungetrübten Gesinnung, die einzig nur Gottes Verherrlichung suchte, war er nicht minder im Glanze seiner Siege als in Noth und Drangsal unverbrüchlich treu geblieben; und eben diese Gesinnung war es, von der er seinen Feinden und Neidern gegenüber Rechenschaft zu geben für gut fand, und zwar in einem Zeugnisse, welches, als Ausspruch seines Bewußtseins

und Gewissens, nur von ihm selber abgelegt werden konnte.

Aus eben diesem Grunde, und weil es etwas Großes und Seltenes war, was er von Sich aussagte, wollte er dieses Bekenntniß nicht aussprechen, ohne die Wahrheit desselben in einer feierlichen Weise zu betheuern, die ungefähr so lautet, wie die Formel des Schwures: Gott richte mich und strafe mich, soferne es sich anders verhält! Zugleich will er keineswegs verschweigen, daß auch in seinem Herzen manche Regung des Selbstgefallens, der Ehrsucht und des Hochmuths erwacht sei, indem er selber eingesteht, gegen solche Regungen manch einen Kampf geführt zu haben. Er nimmt also Gott, den Mitwissenden seines Gewissens und den strengen Richter zum Zeugen, indem er betheuert: „Fürwahr, beschwichtigt (geebnet, niedergehalten, zur Stille und Ergebung gezwungen), habe ich meine Seele, gleich dem entwöhnten Kindlein bei seiner Mutter. Gleich dem Entwöhnten ist mir meine Seele. Harre o Israel auf Jehova, von nun bis ewig" (bis ans Ende der irdischen Zeiten *).

---

*) In der Vulgata (nach der Uebersetzung von Loch und Reischl): „Wenn nicht in Demuth war mein Sinnen, sondern ich hochfahrend machte meine Seele, so werde Vergeltung meiner Seele, gleich einem, dem entzogen wird die Milch seiner Mutter." Diese Lesart, in welcher die Entwöhnung als eine Strafe (Vergeltung) erscheint, hat in einem sprachlichen Mißverständniß ihren Grund, daher auch Prof. Schegg den obigen wortgetreuen Sinn festhält.

Offenbar sind in diesen Ausdrücken die Mittel angedeutet, durch welche die einfach kindliche, selbstlose Gesinnung der Demuth errungen werden soll, die sehr bezeichnend von dem christlichen Lehrer Hugo beschrieben wird als die freiwillige Herabneigung nnd Beugung des Gemüthes, im Hinblick auf das eigene Selbst und dessen Beschaffenheit. Das erste demnach ist das Ebnen der Seele, das Umreißen der harten Scholle, das Niederpflügen des angebornen thörichten Stolzes, nach dem bekannten prophetischen Wort von der Abtragung der Berge, und der Ausfüllung der Tiefen. Denn wie einerseits (nach der Bemerkung des heil. Bernhard) der Hochmuth stets die Niederung der Kleinmüthigkeit neben sich hat, und die Ehrsucht nie von Menschenfurcht und feigen Rücksichten frei bleibt, so ist dagegen, wie Chrysostomus lehrt, die Demuth ohne echte Hoheit des Geistes kaum denkbar.

Soll aber die Hoffart des Lebens, das Hochtragen der Augen nicht aufkommen und bleibend werden, so darf es an steter Wachsamkeit und harter Selbstbeherrschung nicht fehlen, weil die Eitelkeit, gleich der Nessel und dem Bingelkraut (Mercurialis), immer unvermerkt wieder aufsproßt, auch wenn man sie ausgerottet zu haben wähnt. Dieß hat der große Menschenkenner Vincenz von Paul so trefflich eingesehen, daß keine Spur solchen Unkrautes seinem Scharfblick sich verbarg. Einer der ersten und vorzüglichsten Jünger, die er an sich gezogen, um sie zu Heilsboten auszubilden, war Jakob de la Fosse, ein gelehrter Theolog, vieler Sprachen kundig, mit Beredsamkeit begabt

und auch als Dichter anerkannt, so daß er selbst bei den schönen Geistern (Belletristen) seiner Zeit für ebenbürtig galt. Dieser junge Mann besuchte eines der üblichen Schulfeste des großen Erziehungshauses zu Clermont, um ein von den Schülern aufzuführendes dramatisches Spiel mit anzusehen. Da er sich einen Sitz erwählt hatte, der einem Vornehmeren aufbehalten war, so sendete der Rector des Hauses einen Diener, der ihm das bemerklich machte, mit dem Ersuchen, sich einen anderen Platz zu wählen. La Fosse antwortete in einem schönen Latein, von welchem der Diener kein Wort begriff, und blieb sitzen. Der Rector, davon benachrichtigt, erklärte sich das Mißverständniß dadurch, daß er ihn für einen Irländer oder Polen hielt, und schickte ihm deßhalb einen anderen Boten zu, einen der jüngeren Lehrer, der ihn lateinisch anredete. La Fosse antwortete griechisch. Um der neuen Verlegenheit abzuhelfen, wurde jetzt der Lehrer der Rhetorik an ihn beordert, welcher ihm die höfliche Aufforderung in hellenischer Sprache mittheilte. Diesem erwiederte der Angeredete wieder sehr artig, aber dießmal semitisch (hebräisch oder arabisch). Alles das erwarb ihm ein solches Ansehen, daß man ihm seinen Ehrensitz gönnte und ihn nicht weiter behelligte. Als er nach dem Missionshause (Sankt Lazarus) zurückkehrte und dieses Abenteuer erzählte, gab das vielen Stoff zur Unterhaltung; der heilige Vincenz urtheilte jedoch ganz anders darüber und ließ den Scherz nicht gelten. Ein wahrhaft demüthiger Christ, sagte er, und überdieß ein armer Missionär, wird in den Versammlungen nicht die

vordersten Plätze suchen, und hat kein Verlangen, von sich reden zu machen. Auf sein Geheiß mußte La Fosse noch einmal nach Clermont gehen, um daselbst den Vorsteher und die Glieder des Lehrkörpers um Verzeihung zu bitten, und durch diese Demüthigung den Rest des Uebermuthes nieder zu pflügen, der noch, von ihm unbeachtet, in seiner Seele geblieben.

Wo der Muth gebricht, dieses herbe Werk in Angriff zu nehmen, da kann der christliche Charakter nicht zur Reife gedeihen, und das Kindische und Kleinliche nicht überwunden werden. Der Fromme, welcher dafür, daß er der Gottesfurcht sich widmet, entweder das Lob und den Beifall der Menschen, oder den innerlichen Lohn himmlischer Freuden und süßer Tröstungen verlangt, ist einem Säugling ähnlich, der, noch nicht entwöhnt, in der Nähe seiner Mutter gar ungeduldig sich geberdet, und das Verlangen nach der leiblichen Nahrung durch Schreien und Weinen kund gibt. Einmal entwöhnt, bleibt das Kindlein ganz ruhig auf dem Schooße der Mutter, und äußert kein solches Begehren mehr. Solch einem Entwöhnten wird in unserem Psalme die Seele verglichen, die im einfachen Gehorsam des Glaubens alles hinnimmt, was Gottes erziehende und züchtigende Liebe ihr darreicht, ohne mit kindischer Ungeduld irgend einen äußerlichen oder innern Lohn zu verlangen. Nur in solchen Augenblicken, sagt Gregor der Große, sind wir im vollen Sinne des Wortes lebendig, in welchen wir ein schuldloses und demüthiges Leben führen.

Aehnlich daher, wie der Gläubige, wenn er geistig

erwachsen und erstarkt ist, die harten Wege wandelt, ohne nach jenen gehobenen Gefühlsstimmungen Begehren zu tragen, wird er auch vor dem Streben nach großen, wunderbaren, unerschwinglichen Dingen sich fern halten. Er wird nicht jedes Traum- oder Fantasiebild zu einer himmlischen Erscheinung erheben, er wird, der Mahnung des heiligen Augustinus folgend, kein Wunder verlangen, und vor jeder verdächtigen (pseudo mystischen) sogenannten Geheimlehre auf der Hut sein, die in ihrer angeblichen Gottinnigkeit und in der Nichtunterscheidung des göttlichen und des erschaffenen Geistes darauf abzielt, die menschliche Freiheit, das Wesen der Erlösung, die Wege der Heilsvermittlung, und somit auch die Heilsmysterien und die Kirche selbst in Nacht und Nebel zu verhüllen.

Gegen alle verfänglichen Bestrebungen der Art ist das einzige Mittel, das Sicherheit gewährt, in den Schlußworten des Psalmes dargelegt: „Israel hoffe auf den Herrn nun und bis in Ewigkeit.“ Denn „durch den Glauben wandeln wir, nicht durch die Erscheinung.“ Nur der Glaube ist hienieden unser Führer, nicht die Wahrnehmung oder Anschauung des Uebersinnlichen. Dasselbe gilt daher auch von der Hoffnung. „In Hoffnung sind wir theilhaft geworden des Heils. Was der Gegenstand des Hoffens, ist noch nicht sichtbar; wenn sichtbar, ist das kein Hoffen mehr. Da wir aber hoffen, was wir nicht schauen, so folgt, daß wir es zu erwarten haben in Geduld“ *).

*) 2. Cor. 5, 7. — Röm. 8, 24. 25.

All unser Rühmen aber, wie gleichfalls der Apostel lehrt, beruht in der Hoffnung auf die Glorie der Kinder Gottes, die nach dem Urbilde des Erlösers ihnen verheißen ist. Darum gibt uns Augustinus die große Wahrheit zu bedenken, daß die Würde der Christen nicht auf Erden, sondern im Himmel ihre Begründung habe, und darum ermahnt der Fürst der Apostel: „demüthiget euch unter der mächtigen Hand des Herrn, und in der Zeit der Heimsuchung wird er euch erhöhen.“

IV.

Der 121. Stufenpsalm.

„Erfreut habe ich mich an dem Zuruf, wir wollen gehen in das Haus Jehova's.“

Eingang.

Unter den christlichen Frauen der Vorzeit eine der edelsten war die heil. Nonna, Gemalin des Gregorius, eines Bürgers zu Nazianz in Kleinasien, der noch dem Heidenthum angehörte. Sie hatte sich stets davor gehütet, über religiöse Ansichten mit ihm zu streiten und ihre Ueberzeugung ihm aufzudrängen; um so beharrlicher empfahl sie ihn der göttlichen Gnade, deren Wege oft verborgen, stets aber wunderbar sind. Da geschah es nun, daß er im Schlafe oder Halbschlummer, jedoch überaus hell und deutlich, einen Gesang vernahm, der ihm sowohl dem Texte als der Melodie nach völlig neu und unbekannt war. Nonna, welche die Worte dieses Textes gar wohl verstand, wußte ihm dieselben nach ihrer ganzen Bedeutung so wirksam zu erklären, daß der Erfolg nicht ausblieb. Denn

ohne Mühe ließ er sich bewegen, mit ihr nach Nicäa zu reisen, wo der Bischof von Nazianz, als Theilnehmer an dem berühmten allgemeinen Concil eben verweilte. Und nicht bloß nahm ihn dieser in die Gemeinschaft der Kirche auf, er erkannte in ihm auch prophetisch seinen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Bekannter noch wurde Nonnas Sohn, der gefeierte Lehrer Gregor von Nazianz, der Meister in griechischer Beredsamkeit und christlicher Weisheit.

Was aber jene Worte anbelangt, die der ältere Gregor im Schlummer vernommen, so waren es die, welche den ersten Vers des 121. Psalmes bilden: „Erfreut habe ich mich an dem Zuruf, wir wollen eingehen in das Haus Jehova's." Für ihn waren sie neu, und dazu bestimmt, ihn aus dem träumerischen Wahn des Heidenthums zu wecken. Uns hingegen würde es keineswegs geziemen, diese Worte nur wie im Schlafe zu vernehmen, da wir ja, wie der Apostel erinnert, nicht mehr Fremdlinge, die des Bürgerrechts entbehren, sondern Mitbürger der Gläubigen und Hausgenossen Gottes sind, die daher erleuchtet sein sollen, um die herrliche Hoffnung zu würdigen, deren Bürgschaft in diesem Berufe gegründet *). So stellen sich demnach in Bezug auf den Gesammtinhalt des Psalmes hauptsächlich zwei Fragen heraus. Es wird nämlich darin gesagt: Jerusalem, gebaut als eine Stadt; — welches Verständniß haben wir von dieser Schilderung? Ferner heißt es, wünschet

*) Ephes. 2, 19.

Jerusalem Frieden; — mit welcher Theilnahme geschieht das von unserer Seite? Diese gewichtigen Fragen im Auge behaltend, wollen wir nun den beiden Haupttheilen des Psalmes die Aufmerksamkeit zuwenden.

1.

Es war im Jahre des Heils 500, als der Gothenkönig Theodorich (Dietrich von Bern) in Rom seinen Einzug hielt. Eben befand sich dort der Abt Fulgentius, den die Vandalen aus seiner stillen Heimath in Afrika vertrieben hatten. Der schlichte Gottesdiener, der nie vorher solchen Aufwand von Pracht und Luxus gesehen, ward von der Erhabenheit und Symmetrie der mächtigen Gebäude, der Säulengänge, des Kapitols, sowie von der edlen Haltung des Königs, vom Prunke seines Gefolges und der Senatoren dergestalt zur Bewunderung hingerissen, daß er mitten im dichten Gedränge die Römer mit dem Ausruf überraschte: wie schön und herrlich mag das himmlische Jerusalem sein, da schon das irdische Rom in einem solchen Glanze schimmert! — Die Anwendung, die dieser Vorgang hier uns darbietet, ist diese, daß wir davon auf das Entzücken jener Wallfahrer zurück schließen, die im Zeitalter Salomo's aus ihren Dörfern und Gauen nach Jerusalem hinauf kamen.

Schon der Aufruf oder die Einladung zu diesem festlichen Pilgerzuge hatte sie fröhlich gestimmt; so daß der Vers: „Ich habe mich erfreut an dem Zuruf:

wir wollen hinauf gehen in das Haus Jehova's," die Stimmung aller Theilnehmer ausdrückt. Als sie aber nach mancher Beschwerde und Mühsal an das Ziel der Wanderung gelangt, standen sie eine Weile, als wären sie festgebannt, wie das in den Worten gesagt wird: „Stille standen unsere Füße innerhalb deiner Thore, Jerusalem." Sie hielten ihre Schritte an, um dem Staunen Zeit zu gönnen, womit der Anblick des Tempels, der Königsburg und der prachtvollen Stadt sie erfüllte, die selbst noch in der spätesten Zeit von Plinius und Tacitus als die herrlichste des Orients gepriesen wurde. Auf diesen allgemeinsten Ausdruck der Bewunderung folgen nun, nach verschiedenen Beziehungen, drei besondere Lobsprüche der Vorzüge Jerusalems, deren unmittelbare Deutung leicht zu finden ist.

Der erste dieser Lobsprüche gilt dem Glanz und der Schönheit der Paläste und der symmetrischen Ordnung der Häuserreihen und Straßen, in welchen zum Unterschied von den vereinzelten und zerstreuten Gehöften der Dörfer, Haus an Haus sich anschließt, jedoch so, daß diese nachbarliche Verbindung symbolisch noch etwas unendlich Schöneres anzeigt. „Jerusalem, die du gebaut bist als eine (echte und vollkommene) Stadt, zu einer gemeinschaftlichen Einheit geschlossen," d. h. in harmonischer Eintracht und in friedlicher Theilnahme der Bürger am wechselseitigen Wohle, wie das schon im Namen Jerusalems, als der Friedensstadt, angedeutet erscheint.

Einig jedoch in ihrem eigenen Gemeinwesen war diese Stadt bestimmt, auch als Metropole (zu deutsch Mutterstadt), zugleich die Einheit des Landes und Volkes zu bewirken und darzustellen, und zwar nach jeder der beiden Richtungen oder Grundverhältnisse des menschlichen Lebens. Der ersten dieser Richtungen war fürgesorgt durch den Tempel, welcher der feierlichen Gottesverehrung und dem Opferdienste zur ausschließlichen Stätte diente. Davon nun heißt es in unserem Psalme: „Dort hinauf ziehen die Stämme, die Stämme Jehova's, nach dem Gesetze Israels, um den Namen des Herrn dankend zu preisen." Die bürgerlichen oder politischen Verhältnisse hingegen fanden ihre ordnende Mitte in Jerusalem, weil hier die Residenz des Königs und der Sitz des obersten Gerichtshofes sich befanden. „Dort waren Stühle gesetzt zu Gericht, Stühle für das Haus Davids." So war demnach Jerusalem die Centrale des religiösen sowohl als des bürgerlichen Lebens, oder der Kirche und des Staates zugleich, also der Sitz einer durch das König- und Priesterthum vertretenen Gottesherrschaft oder Theokratie; und darin lag wohl Grund genug zur innigen Theilnahme an dem Flor und der Wohlfahrt dieser Stadt und zur Aufforderung, ihr die Fülle des Heils und des Friedens zu wünschen.

Allerdings dürfte sich gegen alles bisher Erklärte ein Bedenken einstellen, dem wir rechtzeitig zu begegnen nicht versäumen wollen. In einer Dorfkirche im Gebiete von Schleswig (wo es bekanntlich auf Verdrängung der deutschen Sprache abgesehen ist), wurde

eine Predigt in dänischer Sprache abgehalten. Der Vortrag hatte kaum recht begonnen, als schon eine bejahrte Frau ihrem Manne zurief: der predigt dänisch; das können wir nicht verstehen, lass' uns nach Hause gehen! Beide verließen die Kirche und ihrem Beispiele folgte alsbald die ganze Gemeinde nach. Etwas dem ähnliches könnte auch bei der Erörterung unseres Psalmes sich ereignen. Die Ausdrucksweise und die Bedeutung desselben ist entschieden alttestamentlich; wer mag sich da mit der wenig lohnenden Mühe befassen, diese fremde Sprachweise zu verstehen, zumal es sich um längst veraltete Geschichten handelt, an welchen unsere Zeit kein Behagen mehr findet? Allein jene alttestamentlichen Ordnungen haben mit den Parabeln dieß gemein, daß man nicht bei der Hülle verweilen, sondern den geistigen Sinn erforschen soll. Aus der alten Theokratie, deren Bestehen nur ein zeitweiliges und vorbildliches sein konnte, und aus ihrer zweifachen irdischen Vertretung hat sowohl die christliche Kirche als der christliche Staat (eigentlich die christlichen Staaten) sich entwickelt; insbesondere aber ist es die Kirche, die als Gottesstaat und Reich Christi vorzugsweise in jenem alten Jerusalem vorgebildet erscheint, soferne wir nur über den äußerlichen Formen das Wesentliche und Innere nicht vergessen.

Als gegen Anfang des eilften Jahrhunderts die Dänen unter ihrem Anführer Hakon England verheerten und die Stadt Canterbury belagerten, ging der Erzbischof Elphegus (Elpheg) zu ihnen hinaus, um ihre Grausamkeit zu rügen und von ferneren

Metzeleien sie abzumahnen. Allein anstatt die Warnung zu beachten, nahmen sie ihn gefangen und behielten ihn sieben Monate lang im Kerker. Als sie nach Abfluß dieser Zeit von einer ansteckenden Seuche, die ihre Reihen lichtete, durch seine Fürbitte sich gerettet sahen, erklärten sie sich bereit, zum Danke für diese Wohlthat ihn frei zu lassen, waren aber unverschämt genug, von ihm dennoch einen Lösungspreis von dreißig tausend Mark Goldes zu fordern. Elpheg erwiederte, daß er kein anderes Gold ihnen anzubieten vermöge, als die echte Weisheit, die darin bestehe, daß man Gott erkenne und seinem Willen gehorche. Zum Lohne dafür ward er von diesen Barbaren gesteinigt, die ja keineswegs nach der sittlichen Wahrheit, sondern nur nach materiellen Schätzen Verlangen trugen.

Jene Reichthümer der ideellen und sittlichen Wahrheit, wiewohl noch theilweise in rauhe symbolische Hüllen geborgen, waren auch dem alten Bunde nicht fremd; es mußten jedoch die religiösen Vorschriften mit den politischen noch in nothwendiger Verflechtung bleiben. Die Kirche des neuen Bundes hingegen hat zu ihrer wesentlichen, wo nicht ausschließlichen Aufgabe das sittlich religiöse Leben, das in der Glaubenserkenntniß, in der Versöhnung mit Gott, in der Theilnahme an den Gütern der Gnade besteht. Ihrer Wirksamkeit nämlich ist sowohl das (subjektive) erlösende Verdienst des Menschensohnes und göttlichen Mittlers anvertraut, als auch alles durch ihn für die Menschenwelt Verdiente, wozu vorzüglich die belebenden Mittheilungen des heiligen Geistes gehören.

Als eine Heilsanstalt für die Menschenwelt, mit der Bestimmung, diese nach der ursprünglichen Gottesidee wieder herzustellen, wird die Kirche gleichfalls als ein geistlicher Bau, und insbesondere von Paulus als das Haus des lebendigen Gottes, die Säule und der Pfeiler der Wahrheit bezeichnet *), wobei es nicht unwahrscheinlich, daß er mit diesen bildlichen Ausdrücken an die beiden hohen Säulen erinnern wollte, die ehedem am Eingang der Tempelhalle standen, und denen Salomo die Namen „Geradheit und Kraft" oder Wahrheit und Festigkeit gegeben hatte **). Die eine dieser Säulen schien also bestimmt, die Erhabenheit und Schlichtheit der Offenbahrungslehre anzudeuten, während die andere ein Bild der unwandelbaren Dauer und Sicherheit darstellte. Unter dem Schirm und der Lenkung des göttlichen Geistes ist die Kirche nicht allein im Besitze der Wahrheit, die in der Lehre des Herrn und seiner Apostel enthalten; es ist ihr auch die Vollmacht oder Autorität des Lehramtes und der Leitung verliehen. In ihr also ist die untrügliche Bürgschaft für die stete Aufrechterhaltung jener Grundwahrheit, die der Apostel unmittelbar nachher noch bestimmter angibt, indem er sie als die große wunderbare Thatsache, oder als das große Mysterium aller Gottseligkeit schildert, beruhend in der Menschwerdung des Logos und in der Sendung des heiligen Geistes. Auf diesem Fundament, an dessen Stelle kein

*) 1. Timoth. 3, 15.

**) Jachin und Booz. — 3. Kön. 7. — 2. Chron. 3.

anderes gesetzt werden kann, wird das Jerusalem des neuen Bundes, welches anderwärts die Stadt des Gerechten, des großen Königs, die heilige Gottesstadt, die Pforte der Völker heißt *), fortwährend erbaut, und zwar in der Weise, daß nach der bekannten Mahnung des Apostelfürsten die Gläubigen selber dieses Gebäude bilden. Gleichwie nämlich Christus der lebendige Grundstein ist, der das Ganze trägt, und die Gläubigen nur durch die Gemeinschaft mit ihm das Leben gewinnen, so sollen sie ihrerseits in wechselseitiger Eintracht und Gefügigkeit sich erbauen lassen, als ein geistliches Gebäude **).

Daß nun in diesen symbolischen Belehrungen einmal das Bild eines Hauses, ein anderes Mal wieder das einer Stadt gebraucht wird, kann nicht befremden, noch das Verständniß stören, da diese Bilder einander so nahe liegen, und in beiden sowohl das Moment der Gemeinsamkeit und Eintracht, als auch des steten Fortbaues und Wachsthums gleichmäßig angedeutet wird. Die Kirche wird erbaut gleich einer Stadt, deren Bewohner an den Gütern des Heiles völlig gleichen Anspruch und Antheil haben, soferne sie im wechselseitigen Wohlwollen sich gesellen; und sie wird von einem Geschlecht zum andern fortwährend erbaut, weil ohne Unterbrechung immer neue lebendige Steine in den Bau sich einfügen, oder neue Bürger in dieser Stadt die Aufnahme finden. „Dort

*) Ps. 45. 47. 86. — Jesai. 1, 26. 52, 1.

**) 1. Petr. 2, 4.

hinauf ziehen die Stämme Jehovas" aus allen Gegenden und Nationen der Erde, um den Namen des Herrn, den Namen des Erlösers zu preisen. „Dort auch sind Stühle gesetzt zum Gericht, für das Haus Davids." Denn dem Sohne Davids, dem Gesalbten Gottes ist über Alle die richterliche Macht gegeben, „weil er der Sohn des Menschen ist" *), weil er nämlich als Mensch und schuldloser Büßer die Schuld der Gesammtheit gesühnt hat, weßhalb er auch „als Menschensohn auf Erden" Macht besitzt, die Sünde zu vergeben **).

Was aber seiner menschlichen Wesenheit nach ihm verliehen und gegeben worden, das ward von ihm durch Stellvertretung wiederum den Menschen anvertraut, und zwar jenen, die er zu dieser Amtswaltung als Legaten erwählt und bevollmächtigt hat. In dieser menschlichen Vertretung der Menschheit Christi, die deutlich genug in seinen Worten dargelegt ist: wie der Vater mich gesendet, eben so sende ich euch, ruht das Priesterthum und die Stellung der lehrenden Kirche, von welcher daher Gregor der Große mit bewundernswerther Bündigkeit sagt: „Die ganze Macht der Kirche ist aufgerichtet auf der Menschheit des Erlösers." Denn auf diesem wunderbaren und ewigen Fundament ruht alles, was zu ihrer erlösenden Wirksamkeit gehört: der Besitz des Opferverdienstes des Herrn, die Macht, zu binden und zu lösen, und die

*) Joh. 5, 27.
**) Luk. 5, 24.

Schlüsselgewalt, die er jenem seiner Apostel vorzugsweise mitgetheilt, den er zum Haupte der Uebrigen, sowie der gesammten großen Gemeinde erkoren hat.

Der Schlüssel des Hauses, oder, um ein weit umfangreicheres Gebiet zu bezeichnen, des Reiches, ist bekanntlich das Symbol der Vollmacht, über das Ganze die Aufsicht zu führen, durch entsprechende Gesetze die Ordnung zu erhalten, die Würdigkeit derjenigen, die den Eingang verlangen, zu beurtheilen, und über den Ausschluß der Unwürdigen zu entscheiden. Aber auch das leitende Princip, das zum rechten Verständniß des Lehrworts oder der geoffenbarten Wahrheit nöthig, wird mit dem Bilde des Schlüssels bezeichnet, wie das in der Strafrede der Fall ist, die der Herr an seine Gegner gerichtet: „Weh' euch Gesetzkundigen, die ihr den Schlüssel der Wissenschaft hinweg genommen habt! Ihr selbst seid nicht hinein gegangen, und die eingehen wollten, habt ihr abgewehrt" *). Die Fülle der Weisheit und Erkenntniß (Gnosis) ist in den Thatsachen der Offenbarung, in den Gleichnißreden und Wunderwerken Christi, in den Dogmen der Kirche niedergelegt; aber dem denkenden Geiste, sowie dem Willen oder Gemüthe müssen sie erst zugänglich gemacht oder aufgeschlossen werden. Den Schlüssel wegnehmen bedeutet soviel, als durch verkehrte Lehren und falsche Vorspiegelungen die richtige, reine und einfache Erkenntniß der Wahrheit unmöglich machen. Zu solchen fatalistischen und verwirrenden Behauptungen gehören z. B. die von

*) Luk. 11, 52.

der Emanation der Geister (gleich Funken) aus dem Wesen Gottes, von der unwiderstehlichen Allmacht der Gnade, von der Unveränderlichkeit der sogenannten Naturgesetze, von der absoluten Berechtigung der menschlichen Vernunft, von der Entwicklung des Geistes aus der Natur. Abgesehen von solchen falschen Lehrmeinungen und Ansichten haben auch feindselige und fanatische Aufreizungen den Nachtheil, daß sie den Geist des Evangeliums verdunkeln und die Pflichten der heiligen Charitas vergessen machen.

Ein schöner Ausspruch eines deutschen Bischofs der Neuzeit lautet: „dem Katholiken sind die Glaubenslehren seiner Kirche die Schlüssel, mittelst deren er in den Tempel der wahren Erkenntniß Gottes und des Friedens eintritt" *). Denn diese Glaubenslehren oder Dogmen sind ja selber wieder, als Beschlüsse der großen Concilien, die Früchte des gläubigen Denkens, bei welchem Geschäfte die Gesammtheit der lehrenden Kirche (Episcopat und Primat) der Verheißung des Herrn gemäß, der Leitung des heiligen Geistes als des Lehrers aller Wahrheit sich versichert wußte. Jene Gegner der Kirche jedoch, die nicht einen überweltlichen, sondern nur einen innerweltlichen (der Welt immanenten) Gott anerkennen, meinen es besser zu verstehen. Ehedem, so deklamiren sie, habe allerdings die Kirche Großes geleistet, ihrer wohlthätigen Wirksamkeit

---

*) W. E. Frh. v. Ketteler, Bischof v. Mainz. Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart. Mainz 1862. S. 177.

haben die Völker Europa's ihre Erhebung aus der Barbarei, ihre Sittigung und Belehrung zu danken. Im Verlaufe der Zeiten aber sei es damit anders geworden. Während die Wissenschaft und die geistige Bildung mächtig und vielseitig vorangeschritten, sei die Kirche mit ihren Ansichten weit hinter den Bedürfnissen der Jetztzeit zurückgeblieben und habe dadurch ihren Einfluß auf die Völker verloren. „Der Schlüssel der Kirche, so sagt man, paßt nicht mehr in das Schloß der Zeit.“ Aber auch dieses Gleichniß paßt nicht sonderlich zu dem Gedanken, den es ausprägen soll, weil es nicht andeutet, auf welcher Seite der Fehler zu suchen sei. Ist der Schlüssel allein verrostet, oder nur das Schloß, oder sollten beide gleichermaßen der Reparatur bedürfen? Ist der Schlüssel alt, das Schloß aber neu? Soferne aber die Zeit ein neues Schloß sich angefertigt hätte, besitzt sie auch dazu einen neuen Schlüssel, der nicht bei der ersten Drehung schon abbricht? Und jenes Schloß, ist es etwa dazu bestimmt, die Herzen der Zeitgenossen vor der Gnade dessen abzuschließen, der draußen steht und anklopft und um Einlaß bittet? Und doch ist er es allein, der die Schlüssel der Zeit und der Ewigkeit besitzt, und dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden!

An Gegnern und Widersprüchen hat es in früherer Zeit so wenig als jetzt gemangelt; immer wird es in Bezug auf die Kirche um die ihr wohlwollende oder feindliche Gesinnung, sowie um die Beweggründe sich handeln, welche dieses Wohlwollen

oder Uebelwollen hervorrufen. Diese Beweggründe aber sind es, die in der zweiten Hälfte unseres Psalmes dargelegt werden. —

2.

Das furchtbarste aller Gerichte, die je über die entartete Christenheit des Orients herein gebrochen, war die mit reißender Schnelligkeit um sich greifende, verheerende Macht der Anhänger des Islam. Die Verwüstung, die von Muhamed und seinen Jüngern ausgegangen, ist schon in dem Buche der Apokalypse, unter dem Bilde eines großen, gleich einer Fackel brennenden Sternes geweissagt, dessen Name Wermuth, der herabfiel auf den dritten Theil der Ströme und auf die Quellen der Gewässer, so daß sie bitter wurden, und viele Menschen daran starben. Unter den Quellen sind die Mutterkirchen von Jerusalem, Antiochia, Alexandria, unter den Strömen die großen Gemeinden von Ephesus, Smyrna, Laodicea, nebst vielen andern in Kleinasien, Syrien, Aegypten, und noch weiter im Süden und Osten zu verstehen, welche sämmtlich durch den Islam zerstört oder unterjocht wurden. Bereits im Jahre 638 hatte Omar, der Thronfolger des Kalifen Abubekr, Jerusalem erobert, woselbst er nun auf dem Platze, den der Salomonische Tempel eingenommen, den Bau einer großen Moschee unternahm. So colossal jedoch das Mauerwerk und die Strebepfeiler, schien das Gebäude keine Festigkeit zu gewinnen, sondern wankte hie und da; und als der Khalif bei verschiedenen Sachkundigen um die

Ursache nachfragte, erhielt er endlich von einigen Männern der alten Synagoge die Auskunft: die Moschee, wenn noch so oft aufgeführt, werde immer wieder zusammenstürzen, so lange das Kreuz nicht hinweg geräumt würde, das auf dem Calvarienberge stand. Omar ließ es beseitigen, und von nun an ging der Ausbau seiner Moschee in voller Sicherheit von statten.

So erzählt Theophanes, ein griechischer Geschichtschreiber aus dem achten Jahrhundert, und versäumt dabei nicht zu betheuern, daß er ein thatsächliches Ereigniß berichtet; eine Versicherung, die freilich zur Feststellung der Gewißheit noch keineswegs hinreicht. Ob ein wirkliches Ereigniß oder erfunden, in jedem Falle ist es der Ausdruck einer Wahrheit, die von der ganzen Geschichte des Islam und seiner Bekenner bestätigt wird. Der Islam lehrt den blinden Glauben an einen einsamen, einpersönlichen, daher finstern und lieblosen Gott, und an Muhamed, seinen Propheten, dessen Sendung so lügenhaft, wie der wesenlose Gott, zu dessen obersten Boten er sich berufen erklärte. Der Islam ist daher die Religion des blinden Geschickes oder des Fatalismus, die Weihe oder Sanktion der Despotie, der Grausamkeit, der Wollust und der Trägheit; das Beharren in der Unwissenheit, das gedankenlose Hinbrüten, der Haß gegen jede Neuerung ist seine Weisheit. Das Christenthum hingegen ist das Bekenntniß des Glaubens an die unendliche Heiligkeit eines alleinigen, aber lebendigen, wissenden, in Sich selber seligen, und daher dreipersönlichen Gottes, der sich der Menschenwelt als Schöpfer, Erlöser und

Beseliger offenbart; es ist die Religion des Lichtes, der sittlichen Freiheit, der Liebe und der Selbstkenntniß oder Demuth. Wo das Christenthum in der Blüthe steht, da kann der Islam nicht aufkommen. Das Christenthum ist wesentlich die Religion des Kreuzes. Wo das Kreuz aufrecht steht, wo seine Segensmacht erkannt, wo die sittliche Tugend, die es symbolisch vorschreibt, geübt wird, da kann weder ein Omar noch sonst ein Anhänger einer gegenchristlichen Scheinreligion auf die Dauer seinen Tempel erbauen.

Blicken wir in die Jugendzeit der Kirche zurück, so werden wir überall eines und dasselbe wiederholt und bekräftigt finden. Der Hauptinhalt aller Lehren und Mahnungen der Apostel war immer das Kreuz Christi, an welchem nicht allein der versöhnende Gehorsam und Opfertod des Herrn, sondern auch seine Auferstehung und das evangelische Sittengesetz sich darstellen. Was damals schon, nicht minder wie jetzt, von den Weltklugen als widersinnig (absurd) und thöricht verworfen wurde, rühmt Paulus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Indem er von der Lehrweise oder Methode redet, die er beim Unterrichte befolgt, erklärt er darüber den Gläubigen zu Korinth, nicht etwa, daß er nichts anderes wisse, sondern daß er bei sich beschlossen habe, nichts anderes zu lehren als Christum, und zwar den Gekreuzigten *). Und wenn Gregor der Große sagt: Christus habe die Kirche zur Erbin seines Kreuzes eingesetzt, so bezieht sich

*) 1. Cor. 2, 2.

dieser Ausspruch nicht bloß auf das Opferverdienst des Herrn, sondern auch auf seine Leiden und die willige Theilnahme an denselben.

Wie immer nämlich die Zeiten in ihrer Entwicklung sich gestalten, stets wird das Kreuz das Zeichen des Widerspruches bleiben, der hienieden zwischen der geistig sittlichen und der sinnlichen oder animalischen Gesinnung und Willensrichtung besteht. Diejenigen, die zwar das Bedürfniß des ideellen Denkens in sich hegen, die jedoch, weil sie Gott als das innere Wesen der Natur und der Welt betrachten, aus den altheidnischen Labyrinthen des Irrthums sich nicht heraus finden, können eigentlich nicht recht einsehen, wozu sie, die ja selber den Funken des Göttlichen in sich tragen, noch eines Erlösers und einer sichtbaren Kirche bedürfen. Sie sind sehr entrüstet darüber, „daß in der Kirche noch immer das Kreuz hoch emporgehalten und mit einer geheimnißvollen Symbolik umgeben wird.“ Wozu auch, rufen sie, die stets wiederholte Predigt vom Kampf und Widerstreit zwischen Geist und Fleisch, da ja dieser Gegensatz kein wesenhafter, und der Leib eben so wenig ohne Geist, als der Geist ohne Leib denkbar ist? So und ähnlich eifern die Anbeter des göttlichen Ein und All. Die übrigen Weltkinder hingegen, die mit dem ideellen Denken sich gar nicht befassen, theilen ungefähr die Gesinnung, die der mittelalterliche Ritter Ternaut an den Tag legte, als er bei einem großen Turnier zu Arras zur Devise den Spruch erwählte: All mein Wünschen ist die Sättigung meiner Begierden, und sonst kein anderes

Gut *). In das absolute Diesseits eingesenkt, können sie kein Verständniß für die Güter gewinnen, welche die Kirche ihnen anbietet, daher sie dieser gegenüber nicht bloß gleichgiltig, sondern bei dem mindesten Anlasse entschieden feindselig sich benehmen. Denn auch von der Kirche gilt dasselbe, wie von ihrem Haupte, daß, wer nicht für sie, wider sie ist.

Unser Psalm aber redet zu Jenen, die für die Kirche sind, sie als eine göttliche Veranstaltung des Heils anerkennen, und daher auch an ihren Geschicken innigen Antheil nehmen. „Wünschet Jerusalem den Frieden; wohl sei Allen, die dich (Jerusalem) lieben!" Dieser Aufforderung folgen dann drei besondere Nachsätze: ein Segenswunsch, ein Bekenntniß, ein Vorsatz, die im Einzelnen genau an die drei vorausgeschickten Lobsprüche sich anschließen. „Möge Friede sein in deinen Ringmauern und Wohlfahrt in deinen Palästen. Um meiner Brüder und Freunde willen spreche ich alles Gute dir zu. Um des Hauses Jehova's willen, unseres Gottes, bestrebe ich mich für dein Bestes." Weil nämlich Jerusalem erbaut ist als eine Stadt der Eintracht und echten Geselligkeit, so ist es der äußere und innere Frieden, den der Pilger für sie ersehnte. Weil ferner dort hinauf die Stämme und Familien Jehova's ziehen, weil die gläubigen Völker dort ihre Metropole besitzen, so bestimmt ihn die Liebe zu diesen, in welchen er lauter Brüder und Freunde sieht, von der Kirche Gottes nur Gutes zu reden. Und weil

*) Michelet.

endlich jene Metropole das Haus Gottes ist, der sichtbare Fels, der die Stelle des unsichtbaren vertritt, die Mitte der Einheit alles kirchlichen Lehrens und Lebens, so ist es billig, daß jeder Einzelne, so viel an ihm ist, ihr Ansehen, ihren sittlichen Einfluß, ihr segenreiches Werk in seinem Kreise fördere.

Auch abgesehen von den eben genannten Beziehungen enthalten diese drei letzten Verse an sich schon die Beweggründe, welche den Gläubigen zur eifrigen und standhaften Liebe der Kirche bestimmen. Das Erste, was hier in Betracht kommt, ist ihr wunderbarer, lebenskräftiger, allen Stürmen und Strömungen widerstehender Bau, in welchem Wissenschaft und Kunst, gottesfürchtige Freudigkeit und gesellige Liebe, gerechtes Leben und seliges Sterben ihre gesicherte Stätte finden; denn, wie die Schrift prophetisch davon sagt: Die göttliche Weisheit hat ein Haus gebaut, und auf sieben Säulen es gegründet. Das zweite Motiv ist die unbemeßbare Zahl derjenigen, die Ein Glaube, Eine Hoffnung in allen Zeiträumen verbrüdert hat, und fortwährend mit den Reihen der Beseligten verbrüdert. Das dritte ist die Herrlichkeit des Hauses Jehova's, des ewigen Gottestempels im himmlischen Jerusalem, welches der Apostel unsere Mutter, d. h. unsere Mutterstadt oder Metropole nennt*), die Heimat des unverwelklichen Lebens, die von der Klarheit Gottes erleuchtet wird.

*) Galat. 4, 26.

„Stille standen unsre Füße in deinen Pforten, o Jerusalem.“ Als Vorhof und Außenwerk der himmlischen Stadt könnten wir nun auch das Gebiet der Erde betrachten, insofern sie die Heimat der sichtbaren Kirche geworden. Denn anstatt eine Region des Irrthums, der Sünde und des Todes zu sein, ist sie nun zum Vorhof und zur Vorschule des Lebens geadelt, so daß wir im Reiche der göttlichen Liebe nicht mehr Fremdlinge und ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes sind.

Ein sehr lebensvolles und wirksames Zeichen und Zeugniß, woran diese Einheit des irdischen und himmlischen Gottesreichs sich kund gab, ist in christlicher Vorzeit dem heidnischen Krieger Basilides zu Theil geworden. Die edle, in seltener Schönheit glänzende Jungfrau Potamiäna, eine Schülerin des Origenes, war auf dem Wege zum Feuertode, zu welchem man sie um ihres Glaubens willen verurtheilt hatte, vor den Mißhandlungen eines zuchtlosen Pöbels durch jenen Basilides beschützt worden. Für diesen großmüthigen und ritterlichen Beistand hatte sie ihm feierlich ihren Dank verheißen, und sie versäumte nicht, ihr Versprechen zu erfüllen. Drei Tage nach ihrem Tode, so hat er es betheuert und beschworen, erschien sie ihm, von himmlischem Licht umflossen, setzte ihm eine Krone auf das Haupt und theilte ihm mit, sie habe ihm durch ihre Fürbitte die Gnade des Heils erwirkt, und er werde bald zum ewigen Siege gelangen, den er auch in der That durch den Märtyrertod errungen. Bestätigt wird diese Begebenheit von

Origenes, Antonius dem Großen, Eusebius, Palladius und anderen glaubwürdigen Zeugen. An solchen vereinzelten Vorgängen, in welchen die Herrlichkeit überirdischer Regionen einer Seele sich mittheilt, hat es in der Kirche niemals gemangelt; doch legt sie solchen subjektiven Anschauungen weder einen allzu großen Werth bei, noch bedarf sie derselben, indem ihr für jetzt das Wort der Propheten und der Offenbarung genügt. Auch von diesen wird die selige Heimat unter dem Bilde einer herrlichen Stadt mit Ringmauern, Pforten und Palästen geschildert, wo alle ewigen Güter gemeinsam, wohin aus allen Völkern und Stämmen Unzählige versammelt werden, wo kein Streit mehr sich erhebt und keine Thräne fließt, weil alles, was vordem war, vorüber gegangen.

Dieser Aufblick des Glaubens ist daher auch der wesentlichste Beweggrund, der in unserer Seele die Liebe zur Kirche erwecken und unterhalten soll; da wir ja, um Bürger der ewigen Gottesstadt zu werden, jener Gaben und Hülfen bedürfen, die Christus und der Paraklet nur durch ihre Vermittlung uns gewährt. Findet aber diese Hoffnung im Zeugnisse eines guten Gewissens die Bürgschaft, wie siegreich ist dann ihre Macht, die Schrecknisse des Todes zu verscheuchen! So hat es sich an Papst Paulus dem Vierten erwiesen, als er (1559) im Alter von 83 Jahren von hinnen schied. Das letzte Wort, das von seinen Lippen kam, war der Psalmvers: „ich habe mich erfreut an dem Zuruf: wir wollen hinauf gehen in das Haus des Herrn.“ Aehnliches berichtet auch

Gregor der Große von der seligen Musa, einer kaum dem Kindesalter entwachsenen Jungfrau, die in ihren letzten Augenblicken von einem himmlischen Anblick erfreut, voll Entzücken ausrief: ich bin bereit, o Gebieterin, ich komme!

„Heil Allen, die Jerusalem lieben.“ Wer im irdischen Leben der Kirche treu war, unbeirrt von den äußern und inneren Anfeindungen, die sie zu erdulden hat, der wird auch, wenn er auf Erden sein Haus bestellen, wenn er von hinnen muß, jenen freudigen Zuruf vernehmen. Hier unten ist es enge und düster und die Zahl der Wohnungen gering; in den himmlischen Höhen ist es geräumig und licht; „im Hause meines Vaters,“ hat der Herr gesagt, „sind der Wohnungen viele.“

V.

Der 127. Stufenpsalm.

„Glückselig Jeder, der den Herrn fürchtet, der wandelt auf seinen Wegen."

Eingang.

Auf seiner Ritterburg zu Sablé an der Sarthe hauste (im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts) ein sehr herrischer und gewaltthätiger Mann, gegen welchen der Prior der berühmten Abtei von Solesmes die Rechte seines Stiftes beharrlich zu vertheidigen den Muth hatte. Es traf sich einmal, daß der stolze Grundherr, als er eben über die Brücke ritt, diesem Manne begegnete, und von Zorn entbrannt, mit einer Donnerstimme ihm zurief: Wenn ich nicht Gott fürchtete, würde ich dich in den Strom hinab werfen! Der Prior ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Herr, erwiederte er ruhig: wenn Ihr Gott fürchtet, so habe ich nichts zu fürchten *).

*) Montalembert „Les Moines d' Occident". Die Stiftung dieser Abtei fällt ins Jahr 1010, die Wahl des hier erwähnten Priors 1515.

Ohne Zweifel ist das ein gewichtiges Wort, das in unzähligen Fällen Anwendung findet. Was kann für den Einzelnen, wie für das Gemeinwesen heilvoller, glücklicher sein, als eine derartige Sicherheit der geselligen Verhältnisse, daß einer vom andern nichts Arges zu befürchten hat? Solch ein echter Land- und Hausfrieden wird aber nur dadurch ermöglicht, daß alle Glieder der Gesellschaft von Gottesfurcht beseelt sind. Die Furcht des Herrn, sagt der Syracide, verscheucht alle Sünde. Sie hält, wie Chrysostomus sich ausdrückt, gleich einem wohlbewaffneten Krieger die Wache vor der Pforte des Herzens, um Mörder und Diebe zurück zu weisen. Wenn der Thürhüter (Portier) eines Palastes Niemanden den Eintritt gestattet, bevor er ihn sorgfältig geprüft und erforscht hat, wer er sei und was er wolle, so schließt man daraus, als einem sichern Zeichen, daß der Herr des Hauses daheim ist. Aehnlich beweiset die der Gottesfurcht eigene Sorgfalt und Umsicht, daß der, welcher gefürchtet wird, im Innern lebt uud webt, gleichwie es eine Wahrheit ist, daß vermittelst des Glaubens Christus in unseren Herzen wohnt.

An welchem Merkmal aber erkannt werde, daß diese hohe Glaubenstugend in aller Wirklichkeit die Gesinnung beherrsche, dieß wird im 127. Psalme sehr einfach und doch vollständig ausgesprochen. „Glückselig Jeder, der den Herrn fürchtet, der auf seinen Wegen wandelt.“ Nur wer dem göttlichen Gebote gewissenhaft folgt, kaun als ein Gottesfürchtiger gelten, und nur wer die Gottesfurcht als höchste Maxime bewahrt, die

seine Schritte lenkt, kann als ein Glückseliger gepriesen werden. Was aber an dem Einzelnen sich bewährt, wird auch am Gemeinwesen oder in den Verhältnissen der Gesellschaft sich erproben. Die Glückseligkeit und Wohlfahrt dieser letztern ruht bekanntlich auf dem Fleiß der Arbeit, auf den geordneten Zuständen der Ehe und der Familie, auf dem Frieden des Hausstandes und der Sorgfalt der Erziehung. Daß für alles dies die Eine Quelle des Segens und Gedeihens die Gottesfurcht sei, darin besteht die Lehre, die unser Psalm entwickelt. Wo sind jedoch die Gründe, wodurch sie als untrüglich sich darzeigt? Das Gedeihen der Arbeit wird, wie Jedermann weiß, bedingt von Geschicklichkeit, Fleiß und jenem Zusammentreffen günstiger Umstände, welches man Glück nennt; wozu bedarf es dann überdieß noch der Gottesfurcht? Die Wohlfahrt der Ehe, der Familie, des Haushaltes ist die Aufgabe des gesetzlich geordneten bürgerlichen Gemeinwesens; wie soll dennoch die Gottesfurcht ihr oberstes und unerläßliches Prinzip bilden? Das eine wie das andere wollen wir nun nach dem Gange des Psalmes in Betracht nehmen.

1.

In den Schriften des Pausanias und anderer griechischer Autoren wird mit einer gewissen Vorliebe eines Gemäldes erwähnt, das im Tempel zu Delphi aufgestellt war und dem Beschauer vielerlei zu denken oder zu errathen darbot. Unter anderen Gestalten und Gruppen, welche bestimmt waren, die Geschicke und

Zustände in der Unterwelt darzustellen, sah man auch einen geplagten Mann, der sich emsig bemühte, aus Binsen ein Seil zu drehen, aber niemals damit zu Stande kam, weil eine Eselin hinter ihm stand, die jedes kaum fertig gewordene Stück sogleich verschlang und verzehrte. Der Name dieses Mannes war Oknos, und so war es sprichwörtlich geworden, von Jedem, der mit einer fruchtlosen oder unergiebigen Arbeit sich abmühte, zu sagen: er dreht das Seil des Oknos. Nun ist das nicht so gemeint, als sollte ein Jeglicher, der sein Erworbenes gleich wieder aufzehrt, oder von der Hand in den Mund lebt, in diesem Bilde sich spiegeln, da die Dürftigkeit Niemanden zum Tadel gereichen kann, der sie unverschuldet trägt. Wohl aber sind darin gar viele Leute „nach dem Leben" getroffen, die in der Bitterkeit ihrer Armuth über alle erdenklichen äußerlichen und zufälligen Ursachen, auch über die Hartherzigkeit ihrer Nächsten Klage führen, ohne je beherzigen zu wollen, ob nicht an ihnen selbst und den Ihrigen die Schuld liege, daß sie mit aller Anstrengung nichts vorwärts bringen. Denn bald ist es die rohe oder verfeinerte Genußsucht, bald der eitle Hang zum Putz, nach dem Gebote der Mode, die Spielwuth und sonst eine Leidenschaft, die hinter ihnen als Eselin des Oknos steht, und nicht minder oft ist es die stumpfe Sorglosigkeit und Trägheit, welche die Stelle derselben vertritt, und welche, wie Basilius der Große bemerkt hat, unausbleiblich die Bosheit zur Begleitung hat.

Dem fahrlässigen Schaffner seines Ordenshauses in Paris hat der heil. Jordanus die folgende Ermahnung gehalten: In dem Amte, das dir anvertraut, finden sich auf der einen Seite die Trägheit und Ungeduld, auf der andern die Arbeit und das verdienstliche Wirken. Die beiden ersten will ich dir für dießmal nachsehen und verzeihen; die beiden anderen lege ich dir auf zur Genugthuung und Buße. Ohne Zweifel hat er bei diesem gerechten und zugleich gütigen Strafurtheil an ein anderes sich erinnert, welches über die ganze Menschenwelt ergangen. Die mühevolle Arbeit „im Schweiße des Angesichtes", sie sei nun leiblich oder geistig, oder (wie alles Menschliche) beides zugleich, ward ja von allem Anfang her den Irdischen zur Buße auferlegt. Wie es aber keine göttliche Züchtigung gibt, deren Absicht an sich eine andere wäre, als die der weckenden und belebenden Gnade, so trägt auch diese von den Menschen verwirkte Strafe den fruchtbaren Keim aller Kräftigung und geistigen Ausbildung in sich. War selbst in der paradiesischen Heimat dem Menschen der Auftrag gegeben, diese Heimat zu bewachen und anzubauen (zu kultiviren), sollte er also gleich anfangs einer Arbeit sich widmen, die jedoch keine Mühe und Beschwerde, sondern nur Freude mit sich brachte, so hat er jetzt die Aufgabe, durch angestrengte Arbeit nicht bloß seinen Lebensunterhalt, sondern auch Frohsinn und Freude zu gewinnen. Das hat schon Sophokles gewußt, bei dem wir den Ausspruch finden: ohne Arbeit keine wahre Glückseligkeit. Je leichter und bequemer die Menschen

dahin leben, weil ihnen, wie in den tropischen Gegenden, einige breite Palmblätter zum Dach, einige Bananen, Brodfruchtbäume oder Cocospalmen zur Nahrung genügen, desto tiefer sinken sie in den Zustand geistloser Trägheit und Verwilderung. Ueberall hingegen, wo sie durch ein rauheres Klima zur Bodenkultur, zur Gewinnung des Eisens, zum Bau geschützter Wohnungen und vielen anderen Bemühungen gedrängt werden, tritt auch die wohlthätige Wirksamkeit des erfinderischen Fleißes zu Tage, der, weil er beharrliche Selbstüberwindung fordert, schon deßhalb als eine sittliche Macht sich bewährt *).

Wie eng hingegen die Trägheit mit der Lüge und Unsitte verflochten, ist schon daraus ersichtlich, daß sie stets bereit ist, sich selber zu rechtfertigen, und für jeden Nothstand, den sie selber verschuldet, in anderweitigen und äußern Verhältnissen den Grund nachzuweisen. Die schlechten Zeiten, die Selbstsucht der Menschen, die Uebervölkerung, die Zunahme der Gewerbetreibenden und ihrer Konkurrenz, die Ueberfüllung des Weltmarktes, die erhöhten Preise der Lebensmittel und der Wohnungen; diese und ähnliche Umstände sind es, auf die man um so zuversichtlicher sich beruft, je weniger sie zu läugnen sind. Wird ja in der überseeischen Weltstadt New-York erzählt, es habe Jemand, der in die Wand seiner Stube einen Nagel einschlug, einen Nachbarn damit verletzt, der eben im Hause nebenan an seine Wand sich lehnte! So grell dieser

*) Prof. W. H. Riehl: „Die deutsche Arbeit." 1861.

Scherz erscheinen mag, gewährt er doch ein ausdrucksvolles Bild von den Drangsalen jener engen irdischen Räumlichkeiten, um deren willen, wie schon Augustinus gesagt hat, die Menschen einander so gehässig drängen und anfeinden.

Um aber von den so eben aufgezählten Uebelständen nur Einen hervor zu heben, so ist die Klage, die über die fortschreitende Theuerung der unentbehrlichsten Bedürfnisse geführt wird, vor fünfzig, vor hundert, vor tausend Jahren immer die nämliche gewesen. Ja es sind bereits weit mehr als zwei Jahrtausende vorüber gezogen, seitdem Sokrates auf der Straße einem Freunde begegnete, der ihm bitterlich darüber klagte, daß dermalen in der Stadt Athen alles so übermäßig theuer geworden. Denn, so setzte er beispielsweise hinzu: der Eimer Wein von Chios kostet hundert, der Purpur zu einem Gewande dreihundert Drachmen; und in diesem Tone setzte er seine Preisliste fort. Sokrates aber, gleichsam um sich selber davon zu überzeugen, erwiederte, er wolle den Markt besuchen, und lud Jenen ein, ihn zu begleiten. Hier umher fragend, erfuhr er, daß der vierte Theil eines Scheffels Mehl drei Obole, ein Schock Oliven nicht mehr als das Viertel eines Obols kostete; auf dem Kleiderbazar waren einfache Röcke für zehn Drachmen zu haben *). Und nachdem er an diesen und ähnlichen Erkundigungen ein Genüge gefunden, sprach er zu seinem Begleiter: „Gestehe nun,

*) 100 Drachmen bildeten einen Betrag, der 20 Thaler überstieg; ein Obol wird = 12 Pfennigen berechnet.

daß es doch wohlfeil ist in Athen. Und hören wir die Leute über gedrückte Zustände jammern, so können wir ihnen antworten: Freunde, unser Loos ist noch immer beneidenswerth: wir sind nicht genöthigt zu betteln und brauchen unser Brod weder als Sklaven noch als Schmeichler zu verdienen."

Wenn schon der athenische Weise so urtheilte, wie erst geziemt es den Christen, über solche Angelegenheiten zu denken? „Siehe, es ist mehr als Salomo hier!" Wir erfreuen uns eines Lehrmeisters, dessen göttliche und menschliche Weisheit unendlich die des Sokrates überragt, und der uns an die Obsorge und Liebe des himmlischen Vaters angewiesen. Wir wissen, wie in Kraft dieser glaubenstreuen Gesinnung schon Tobias seinen Sohn ermuntert hat: „Wolle nicht zaghaft sein, mein Sohn; denn obwohl wir ein dürftiges Leben führen, werden wir doch einen Ueberfluß von Gütern besitzen, sofern wir Gott fürchten, von aller Sünde uns fern halten, und das Gute thun." In der That sind dieß die wesentlichen Bedingungen, die uns den Schutz der Vorsehung Gottes verbürgen, und ohne welche dieß Vertrauen ein höchst unberechtigtes wäre; und zwar die kindliche Ehrfurcht vor Gott, der Abscheu vor allem Unsittlichen und Schlechten, die Sorgfalt in der redlichen Erfüllung dessen, was Pflicht und Nächstenliebe gebieten. Wo es an diesen Bedingungen nicht mangelt, da wird auch die Frucht nicht ausbleiben, die unser Psalm fürs erste in dem Verse schildert: „Deiner Hände Arbeit wird dich nähren; glückselig bist du, und dir wird wohl sein." Aehnliches wird einem der Propheten

verkündet: „Saget dem Gerechten, daß es gut sei; die Früchte seiner Bestrebungen wird er genießen *).

Durch eigene Thätigkeit seinen Lebensunterhalt erwerben, ist für's erste eine Aufgabe, von der sich los zu sagen selbst Paulus nicht für gut fand, und sodann auch ein Glück, weil der Emsige sich und Andern nützlich und Niemanden lästig wird. Wo die Arbeit und Gottesfurcht im Bunde, da können die Laster des Truges und der Lüge, der Faulheit, des giftigen Neides, der Völlerei so wenig als die Uebel der Bettelei, des Schmutzes, der körperlichen und sittlichen Verwahrlosung sich einfinden. Die Gottesfurcht allein trägt in sich die Kraft, die Menschen mäßig und genügsam, thätig und redlich zu erhalten, und dadurch in einer heitern und fröhlichen Stimmung zu befestigen. Diese Stimmung jedoch ist eine gesellige und mittheilsame; und nur wenige sind so geartet, daß sie es lieben, still und einsam für sich allein geschäftig zu bleiben. Wer nicht vorzugsweise zum Dienste der Kirche berufen, und an jene Thätigkeit angewiesen ist, welche den engern Anschluß an den Erlöser und das Freibleiben von anderweitigen Banden fordert, der ist in seinem Rechte, wenn er, sobald ihm die Mittel dazu gegeben, einen eigenen Hausstand gründen, und im Kreise seiner Familie sich erfreuen will, damit er, wie man zu sagen pflegt, doch wisse, wofür und für wen er seine Mühe und Arbeit einsetzt. Denn so ist es auch nach göttlicher

*) Isai. 3, 10.

Anordnung bestimmt und begründet. Das erste Lebensgebiet, in das der Mensch eintritt, in welchem er geistig erwacht und seine Gedanken aussprechen lernt, ist die Familie. Die Grundlage der Familie, und zugleich der ganzen, von Gott gesetzten gesellschaftlichen Ordnung und Gesittung ist die Ehe. Von beiden nun ist in unserem Psalme, wiewohl in wenigen Worten, doch mit aller Bestimmtheit die Rede, indem darin als beglückende, göttliche Gabe dem Gottesfürchtigen verheißen wird: „Dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock im Innern deines Hauses; deine Kinder wie Setzlinge (junge Pflanzungen) des Oelbaumes rings um deinen Tisch. Siehe, so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet." Aus dem reichen Inhalt dieser Worte wollen wir nun das Wesentlichste hervorzuheben suchen.

2.

Dem Andenken der heiligen Julitta hat Basilius eine Rede gewidmet, worin die letzten Worte dieser Glaubensheldin aufbehalten sind. Dicht vor dem Scheiterhaufen stehend, der für sie angezündet wurde und schon in Flammen loderte, ermahnte sie noch die christlichen Frauen und Jungfrauen, welche ihr das Geleite gegeben, mit heiligem Muthe den Glauben zu bewahren, und die sprichwörtliche Schwäche des Weibes nicht als Vorwand zu benützen, um die Feigheit und den Abfall damit zu beschönigen. Denn, sagte sie, aus demselben Stoffe, aus dem der Mann gebildet, sind auch wir geschaffen; zu Gottes Ehre und zum seligen

Leben sind nicht minder auch wir berufen; zur Treue des Glaubens, zur standhaften Ausdauer in Prüfungen und Leiden sind wir in gleichem Maße verpflichtet. Basilius berichtet als eine Thatsache, daß an der Stätte ihres Todes, da, wo die Flammen ihren Leib verzehrt hatten, ein Quell lebendigen, krystallhellen Wassers entsprungen sei, der nimmer versiegte. Was ein so erhabener Gewährsmann versichert, dem dürfen wir immerhin Glauben beimessen. Nicht minder wunderbar jedoch, nur bei weitem segensreicher, ist jener Quell des erneuerten Lebens, der seit der Emporhebung der Frauen aus der sklavischen Erniederung, seit ihrer durch das Evangelium bewirkten sittlichen Befreiung und Veredlung die christliche Welt durchströmt und erfrischt hat. Vor allem aber ist es die Ehe, die dadurch zu ihrer echten Würde gelangte, daß die frühere Knechtschaft des Weibes, die einen Grundzug des Heidenthums bildete, ein Ende nahm, und statt ihrer lediglich jenes Verhältniß freier Unterordnung eintrat, das im Mysterium des Christenthums selbst die Weihe und religiöse Bedeutung findet. Die Frau, wie der Apostel es vorschreibt, soll dem Manne gehorchen, und zwar dergestalt, oder in der Gesinnung, als werde dieser Gehorsam Christo dem Herrn geleistet. Denn gleich wie Christus das Haupt der Gemeinde (der Gesammtheit der Gläubigen), so ist der Mann das Haupt des Weibes. Dabei versäumt zwar der Apostel nicht zu bemerken, daß dieses Gleichniß kein in allen Beziehungen passendes sei. Denn allerdings ist Christus einzig und allein der Heiland seines Leibes, d. i. der Erlöser der Gläubigen, welche

die Glieder seines (geistlichen) Leibes genannt werden, während es von dem Manne in Bezug auf seine Gemahlin sich nicht aussagen läßt, daß er ihr Heiland sei. Demungeachtet ändert dieß an der Verpflichtung der Letztern nichts, ihrem Manne zu gehorchen, gleichwie die Gemeinde Christo gehorcht. Dafür ist dem Manne hinwiederum nach demselben Vorbilde geboten, seine Frau zu lieben, so nämlich wie Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie dargegeben; also mit Treue und beharrlich bis in den Tod *).

Aus dieser christlichen Grundanschauung, die auf dem zweifachen Anfang der Menschheit durch einen irdischen und einen himmlischen Stammvater beruht, gehen mannigfaltige Folgesätze hervor, die wir, so groß auch immerhin der Umfang ihrer Bedeutung, doch nur übersichtlich uns vorführen können. Als erste Folgerung ergibt es sich, daß die Ehe, obwohl auf dem Naturboden erwachsend, nicht bloß einen geistig sittlichen, sondern auch einen wesentlich christlichen Bund darstellt. Was den sittlichen Charakter anbelangt, so geht derselbe nothwendig daraus hervor, daß die Ehe zwischen zwei Individuen geschlossen wird, die zugleich Personen sind, in denen also nicht bloß das animalische Sinnenleben in Betracht kommt, sondern auch das selbstbewußte Leben des erschaffenen Geistes, das mit seiner Freiheit an die Schranken des sittlichen Gesetzes angewiesen ist. Dadurch wird der geschlechtliche Bund zu einem Rechtsbund erhoben, der beide Theile gleichmäßig bindet oder

*) 1. Cor. 5, 22.

rechtlich verpflichtet. Darin aber ist zugleich schon die Abmahnung und Warnung begründet, bei diesem Bündnisse sich weder einzig vom Zuge der sinnlichen Neigung und Leidenschaft beherrschen zu lassen, dem fast immer die sogenannte Herzenswandlung nachhinkt, noch von der eben so gemeinen Triebfeder, die man das materielle Interesse nennt. Denn auch die halbwilden Kaffern im südlichen Afrika kaufen ihre Frauen, so wie im Gegentheil die Frauen auf Sumatra ihre Männer. Was man aber kauft, das wird wie eine bloße Sache oder Waare angesehen; als eine Sache aber verhandelt und behandelt man auch die Sklaven. Mit Recht daher klagt Chrysostomus über solche Leute, die einzig im Hinblick auf Geld und Geldeswerth Ehen schließen, daß sie als bloße Käufer und Verkäufer die göttliche Gabe beschimpfen.

Eine göttliche Gabe ist aber die Ehe in Kraft ihres innigsten Zusammenhangs mit dem Werke der Schöpfung, sowie mit jenem der Erlösung, durch welches sie ihre religiöse Weihe und ihren nothwendig christlichen Charakter gewinnt. Schon ursprünglich wurde sie durch das Schöpfungswerk gegründet, als geheimnißvolle Pflanzstätte eines zur Fülle des Lebens, zur geistigen Beseligung und zur Verklärung der Erdennatur bestimmten Geschlechtes. Nach dem Abfalle der Ureltern mußte sie daher auf dem neuen Lebensgrunde oder dem neuen Anfang wieder erbaut werden, welcher durch den verheißenen Sohn der Jungfrau und dessen (vorausgesehenes) erlösendes Verdienst in die Menschenwelt gepflanzt wurde. Durch

diese Begründung erweiset sich die Ehe nicht bloß als ein vom Mysterium der Erlösung getragener (sacramentaler) Bund, sondern auch, wie schon erwähnt, als ein Nachbild des großen Mysteriums der innigen Vereinigung oder Vermählung des göttlichen Logos mit der Menschennatur. Sie hat also eine unvergleichlich höhere Bedeutung und Würde als die einer bloßen bürgerlichen Einrichtung, oder eines sogenannten Civilcontractes, den man (irriger Weise) als ein Menschenwerk für auflöslich ansieht *); sie ist vielmehr schon ihrem Wesen nach ein geheiligtes, ausschließliches, unauflösliches Bündniß, und daher nach ihrer zweifachen Beziehung, eben so nothwendig unter der Obhut der Kirche als unter jene des Staates gestellt. Wird dieser ihr Charakter gesetzlich nicht anerkannt, wird sie dieser Schutzwehr des Glaubens und der Gottes-

---

*) „Auflöslichkeit der Ehe und Civilehe sind nicht identische Dinge. In Frankreich besteht Civilehe und dabei Unauflöslichkeit des Bandes.“ — „Das Rufen nach Civilehe hat offenbar seinen Grund in dem Verlangen nach möglichster Entchristlichung der Ehe und damit der Familie, in der heillosen Auffassung der Ehe als einer bürgerlichen Institution.“ (Bischof v. Ketteler a. a. O. S. 195.) — Dazu die Bemerkung desselben verehrten Verfassers (S. 194) „daß obwohl das protestantische Dogma die Ehescheidung zuläßt, doch alle wahrhaft christlichen protestantischen Eheleute ganz von dem Gedanken der Unauflöslichkeit ihrer Verbindung erfüllt sind.“ — So sagt auch W. H. Riehl: „Das sei eben das eigentliche Salz der Ehe, daß man, wenn man einmal „Ja“ gesagt hat, nicht wieder „Nein“ sagen kann.“ Die „Familie“ 1855, S. 69, 217.

furcht beraubt, so kann dieß, wie die leidige Erfahrung lehrt, nur die Entwürdigung der Frauen, die Verwilderung der Kinder, den Ruin der Familien zur Folge haben.

Ganz anders entwickeln sich die Geschicke der letzteren, wenn die Verehelichten ihren Lebensbund und sich selbst in kindlicher Gottesfurcht dem Schutze der Vorsehung unterstellen. Denn darin schon zeigt sich der zweite Grundzug eines gottgefälligen Ehebundes, daß die himmlische Lenkung solche Personen, die für einander bestimmt sind, durch eigenthümliche Fügungen einander finden läßt, um dadurch beide wechselseitig zu belohnen. So bestätigt es auch der Syracide: „Eine treffliche Frau ist ein glückseliges Loos; sie wird dem Gottesfürchtigen zugeführt zum Lohne für seinen rechtschaffenen Wandel.“ Worin aber die Trefflichkeit der Frau bestehe, wird anderwärts erörtert: „Trügerisch sind die Reize, hinfällig ist die Schönheit; eine Frau, die Gott fürchtet, ist allein des Ruhmes werth *). Es ist also hier von dem tugendhaften Charakter des Mannes nicht minder als von jenem der Frau die Rede; und wie könnte auch der Mann, nach dem Vorbilde des Herrn, des Weibes Haupt sein und von ihr und den Hausgenossen geehrt werden, wenn er sich dieser Hochachtung und Verehrung nicht durch seine sittliche Haltung würdig macht? Alles dies findet sich in unserem Psalme angedeutet,

*) Eccles. 26, 3. — Sprichw. 31, 30.

worin unter die Segensgaben, die dem Gottesfürchtigen verheißen, auch die treue und emsige, in häuslicher Tugend erprobte Gemahlin gerechnet wird. „Dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock im Innern deines Hauses."

Mit dieser Schilderung wird schon auf jene Seite der apostolischen Lehre hingewiesen, welche das wechselseitige Benehmen der Ehegatten behandelt. Wenn die Frau einem Weinstocke verglichen wird, dessen Reben der Stütze bedürfen, an der sie empor ranken, so bezieht sich das zunächst auf ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl, in welchem sie, wie ihr Haupt, so auch ihre Stütze und ihren Beschützer anerkennen soll, wiewohl man die Anwendung des Gleichnisses nicht dergestalt übertreiben darf, wie die Hindus, die (in tamulischer Sprache) die Frau ihre Liane oder Schlingpflanze nennen, aber dafür auch die persönlichen Rechte ihrer Lebensgefährtin wenig beachten. Leicht und angenehm wird die Erfüllung jener Aufgabe, wenn der Mann, der die Stütze der Frau und Familie sein soll, durch Einsicht, verständige Thätigkeit und ehrenhaften Charakter diesem Berufe gewachsen ist. Ungleich schwerer, aber auch um so verdienstlicher wird sie, wenn es an einer jener Eigenschaften mangelt, und die Frau, unbeirrt von der Thorheit oder dem Leichtsinn ihres Gemahls ihm dennoch die Achtung nicht versagen soll.

Auf diese nichts weniger als leichte Verpflichtung ist es in einer alten Volkssage abgesehen, die man in Norwegen zu erzählen pflegt. Der Held dieser Geschichte, ein Landmann, heißt Gudbrand vom Berge. Dieser

Ehrenmann erlebte einmal, da er in die nächste Stadt auf den Markt zog, einen nichts weniger als glücklichen Tag. Bei dem im Norden üblichen Tauschhandel ließ er sich sein Pferd sammt dem Karren abschwatzen gegen eine Kuh, die man ihm als ganz vorzüglich gerühmt hatte. Als er sich aber getäuscht sah, verhandelte er dieselbe gegen ein Paar Ziegen. Auch an diesen wollten seine Bekannten nichts preiswürdiges finden, es lohnte sich, meinten sie, nicht der Mühe, sie nach Hause zu bringen. Er schlug sie also los gegen ein Schaf, und weil ihm zuletzt auch dieses mißfällig und lästig war, verkaufte er es wieder, so daß ihm, als er endlich zu Fuß den Rückweg antrat, nichts übrig blieb, als einige Groschen. Sein Nachbar, der mit ihm heim zog, gab sich Mühe, ihm bange zu machen. Halte dich gefaßt darauf, sprach er, deine Frau wird dir einen Empfang bereiten, wie du ihn verdient hast, sie wird dich tüchtig ausschelten und vielleicht noch Schlimmeres dir anthun. Gudbrand, eines bessern überzeugt, ließ sich nicht einschüchtern und ging auf die Wette bereitwillig ein, die der Nachbar ihm antrug. Um seiner Sache gewiß zu sein, blieb dieser vor Gudbrands Thüre stehen und horchte. Und was vernahm er? Nachdem jener den ganzen Verlauf seiner kläglichen Geschäfte umständlich berichtet, erwiederte die Frau in aller Sanftmuth: Recht und vernünftig hast du das alles angefangen, und daß es mißlungen, ist nicht deine Schuld. Was liegt mir auch an Pferd und Karren, an Geld und Gut? Wenn ich dich nur habe, was will ich sonst! —

Wohl ist es zu wünschen, daß diese Geschichte allerwärts wahr werde und kein Mährchen bleibe. Auch die sorgfältigste Berechnung und die emsigste Thätigkeit wird nicht immer von glücklichen Erfolgen gekrönt; Widerwärtigkeiten und Bedrängnisse bleiben selten aus; eine wahrhaft fromme Frau jedoch wird ihren Mann, auch wenn sie seinen Fehler einsieht, in Ehren halten, und nicht durch Zank und Groll das Uebel vermehren, da es im Gegentheil ihr Beruf ist, nichts anders als durch Sanftmuth und Güte zu herrschen. In dieser Beziehung wird, durch Anmuth, Geschicklichkeit und Fleiß, auch einer kinderlosen Frau der Name eines fruchtbaren Weinstockes gebühren. Von fahrlässigen, trägen und übellaunigen Frauen hingegen hat der altdeutsche Volkswitz ausgesagt: „Frau Ludley spinnt nicht, weil sie keinen Spinnrocken hat; und da ihr Mann ihr einen Rocken in's Haus bringt, spinnt sie nun gerade erst recht nicht" *). Echt christliche Frauen werden dem fruchtbaren Weinstock nicht bloß wegen des Kindersegens verglichen, sondern weil ähnlich, wie der Wein das Herz erfreut, jedes Werk edler weiblicher Thätigkeit, reinliche Vollendung und Anmuth, das Leben verschönt und erheitert.

Nicht umsonst wird darum auch das Gleichniß in der Art fortgeführt und berichtigt, daß während der Weinstock an den Außenwänden sich anrankt und Frucht bringt, die Frau „im Innern des Hauses" verweilt, um durch den eigenthümlichen, den Frauen

*) W. H. Riehl a. a. O.

gewiesenen Beruf anzuzeigen. Als die neu vermählte Gattin des jüngern Tobias von ihren Eltern Abschied nahm, gaben sie ihr eine schöne Belehrung mit; sie ermahnten sie, „die Schwiegereltern zu ehren, den Gemahl zu lieben, die Familie zu lenken, das Haus zu regieren und sich selber untadelhaft zu benehmen.“ Fragen wir nun dießfalls noch einmal bei dem Lehrer der Völker nach, so entdecken wir in seinen Unterweisungen den Ursprung der herrschend gewordenen Sitte, daß die Männer in öffentlichen und besonders in gottesdienstlichen Versammlungen mit unbedecktem Haupte, die Frauen hingegen mit einer Kopfbedeckung oder einem Schleier sich einfinden. „Der Mann,“ so lehrt nämlich der Apostel, „soll sein Haupt nicht verhüllen, denn er ist das Ebenbild und die Glorie Gottes, die Frau aber ist die Glorie des Mannes“ *). Im Rückblicke nämlich auf das erste Menschenpaar erscheint der Mann als der ursprünglich Erschaffene, welcher als das vollendete (die physische und geistige Schöpfungswelt in sich vereinende) Gegenbild Gottes bestimmt war, über die gesammte irdische Welt die Herrschaft zu führen, und dadurch die Glorie Gottes, d. h. den Abglanz der Oberherrlichkeit Gottes darzustellen. Die Frau hingegen war zur Glorie des Mannes bestimmt, dem sie als Lebensgefährtin und Helferin beigegeben wurde, um durch gesellig n Umgang und Gedankenmittheilung oder Sprache auch seine geistige Fortbildung zu fördern.

---

*) 1. Cor. 11. 6—15.

Auch in den gegenwärtigen Verhältnissen ist es so geordnet, daß die Frau sowohl im Hause als außerhalb desselben, ihre gesellschaftliche Stellung und Geltung von dem Manne empfängt, dessen Namen sie angenommen, so daß die Ehre und die Würde des Mannes auch an ihr sich darstellt. Zwar ist, nach sittlicher Beziehung, die Frau eben so die Ehre ihres Mannes, wie dieser die Ehre seiner Frau; was jedoch die äußerliche Weltstellung anbelangt, so soll es in der Regel nicht die Frau sein, die dem Manne Glanz und Ansehen verleiht, sondern was dieser an Ansehen und Ehre erworben, soll auch auf sie zurück strahlen. Aus dieser Ursache nun gebeut der Apostel, daß sie, als Zeichen der Unterordnung unter die Autorität des Mannes, die Hauptbedeckung trage; was wohl auch zu der bekannten Redensart „unter die Haube kommen" den Anlaß gegeben. Zum Belege für seine Vorschrift weiset er darauf hin, daß ja eben deßhalb das Hauptthaar die Zierde des Weibes bilde, weil es ihr gegeben sei, um anstatt des Schleiers zu dienen *).

Es ist daher nichts weniger als erbaulich, wenn wir hören, daß die berühmte Herzogin von Marlborough ihr prachtvolles blondes Haar abschneiden ließ, lediglich deßhalb, um ihren Gemahl zu ärgern. Widerfährt eine ähnliche Begegnung auch der Frau von Seiten des Mannes, beobachten beide gegenseitig höchstens eine frostige Höflichkeit, oder sinnen sie vollends nur auf Widerspruch, Trotz und Kränkung, anstatt wechsel-

*) 1. Cor. 11, 16.

seitig, nach dem Gesetze der Liebe, ihre Fehler zu ertragen, so muß die Ehe zu einem Kampfplatz grimmiger Leidenschaften, zu einer Stätte der Verwilderung entarten. Soll der Mann nach dem hohen und heiligen Bilde, das der Apostel aufstellt, in Wahrheit das Haupt, nicht aber der Tyrann oder der Knecht des Weibes sein, so muß er eben jenes Vorbild vor Augen haben, und als ein Glied der Gemeinde auch seinerseits durch Wort und Wandel in Christo sein Haupt anerkennen. Ueberdieß hat er ja auch naturgemäß die Aufgabe, der unmittelbare Vorgesetzte, Erzieher, Wächter, Priester der Familie zu sein, und die Größe dieser Pflichten, wer mag sie ermessen?

Der Segen einer blühenden, in Gesundheit und Sitte fröhlich gedeihenden Familie ist ein weiterer Bestandtheil der Glückseligkeit, die nur dem Gottesfürchtigen verheißen wird. Es geschieht das unter einem andern Bilde. „Deine Kinder sind wie Sprößlinge (Setzreiser) des Oelbaums, rings um deinen Tisch.“ Nicht von wild aufschießenden Wurzeltrieben ist hier die Rede, sondern von abgesenkten, sorglich gepflegten, zu jungen Bäumen erwachsenden Reisern, um damit eine wohlerzogene, viel Gutes verheißende Jugend anzudeuten, die auch durch Ehrfurcht oder Pietät und milde Gesittung dem Symbole des Oelbaums entspricht. Das Sitzen dieses hoffnungsvollen Nachwuchses rund um den Tisch ist ein sich selbst erklärendes Bild. Der Tisch ist die Einigung der Familie, das Symbol der Eintracht; hier sollen die jungen Pflanzen nicht bloß mit leiblicher Speise, sondern auch mit dem Brode des

geistigen Lebens ernährt werden, da der Grund aller sittlichen Bildung und Erziehung im elterlichen Hause gelegt werden muß. Dieß kann jedoch nicht ausschließlich die Aufgabe der christlichen Mutter und Hausfrau sein; der Hausvater ist es, der an jenem Tischrund den Vorsitz führen, und in seinen Kindern durch Wort und Vorbild für Gottesfurcht, Wahrheit und Recht den lebendigen Sinn aufrecht erhalten soll. Wenn er sich um das sittliche Gedeihen der Seinigen nicht kümmert, und überdieß durch sein schlechtes Beispiel das Hauswesen zerrüttet, wie wird er für diese Versäumniß und ihre unberechenbar verderblichen Folgen jemals sich rechtfertigen können?

Von einer adelichen Familie, die vordem in Elsaß gelebt, wird erzählt, daß die Mitglieder derselben in früheren Zeiten die Herren von Utenheim hießen, späterhin aber diesen Namen mit jenem von Matzenheim vertauschten. Nach einer alten Familiensage soll dieß daher gekommen sein, daß einer jener Utenheimer der bösen Gewohnheit sich hingab, Tag für Tag im Dorfe Matzenheim im Wirthshaus zu sitzen, wo er den größten Theil seines Einkommens verzehrte. Selbst sein Pferd war an diese Station so sehr gewöhnt, daß es, wenn er doch einmal vorüber reiten wollte, nicht von der Stelle zu bringen war. Dieß gab den Anlaß, daß ihn die Leute rings umher nicht anders, als den Matzenheimer nannten, welcher Name sich dann fort vererbte *).

---

*) W. H. Riehl a. a. O. S. 249.

Die Nutzanwendung dieser Sage liegt zu nahe, um noch einer Erörterung zu bedürfen. Im Kreise der Familie verweilen, geschäftsfreie Stunden den Angehörigen widmen, sie belehren und heranbilden ist ebenfalls eine segensreiche Arbeit, der jedoch nur die Gottesfürchtigen und Pflichtgetreuen sich unterziehen, und zwar nicht bloß für die Wohlfahrt der Söhne und Töchter, die ihrer Obhut anvertraut, sondern auch für das Wohl des Gemeinwesens, des Vaterlandes, der bürgerlichen Gesellschaft. Ein wackerer Bürger wird nicht fragen, was die Nachwelt oder die kommende Generation ihn angehe; er begnügt sich nicht einzig mit der eigenen Behäbigkeit und der ihm zugemessenen irdischen Lebenszeit; zu seinen Aufgaben rechnet er auch die christliche und patriotische Fürsorge für die Zukunft. Wie glückselig der rechtliche und in Ehren ergraute Familienvater, der nicht bloß von einem Kreise wohlgearteter Kinder und Enkel sich umgeben, sondern auch seine Mitbürger und seine Heimath in einem Wohlstand und sittlichen Gedeihen sieht, wozu er durch Werk und Wandel das Seine redlich mit beigetragen! Dieß ist auch der Gedanke, den die Schlußverse unseres Psalmes aussprechen. „Siehe, so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet. Es segne dich der Herr aus Sion, damit du das Wohl Jerusalems schauest in allen Tagen deines Lebens, auch die Kinder deiner Kinder, und den Frieden über Israel" (über die Gemeinde der Gläubigen). Aehnliches wird auch im Buche der Sprüche

gesagt: „Durch den Segen der Gerechten wird die Stadt erhöht, durch den Mund der Gottlosen wird sie zerrüttet. Die Krone der Weisheit ist die Furcht des Herrn, sie bringt die Fülle des Friedens, die Frucht des Heils. Der Segen des Herrn ruht auf dem Haupte des Gerechten.“

VI.

Der 126. Stufenpsalm.

„Sofern der Herr nicht das Haus erbaut, arbeiten daran vergeblich, die es bauen."

Eingang.

Wer an der Straße ein Haus baut, so lehrt ein im Schwarzwald üblicher Spruch, der hat viele Meister, d. h. sein Werk wird von jedem Vorübergehenden bekrittelt. Das mußte auch ein angesehener Mann des vorigen Jahrhunderts, Graf Friedrich Truchseß von Waldburg in reichlichem Maße erfahren, der ein mit vielen Giebeln und Säulen geschmücktes Haus, aber nach einem so wenig symmetrischen Plane erbaut hatte, daß Jeder etwas daran auszusetzen fand. Doch auch er selber wollte es an solchem Tadel nicht fehlen lassen. Er brachte an der Hauptseite oder Façade seines Gebäudes drei Bildsäulen an, eben so viele Kinder oder Knaben vorstellend, von denen der eine den Entwurf oder Abriß des Hauses, der zweite eine leere Geldbörse in der Hand trug, während der dritte durch seine Miene und Bewegung errathen ließ, daß er die leidige Sorge darstellte. Es sollte damit bemerk-

lich gemacht werden, daß es dem Erbauer nicht an einem wohl überdachten Plane, wohl aber an den Mitteln der Ausführung gemangelt habe. Wie die Erfahrung lehrt, tritt oft genug der entgegengesetzte Fall ein, daß es zwar keineswegs an den materiellen Mitteln gebricht, wohl aber an den Gedanken oder Ideen, um die Verwendung derselben zu leiten; und öfter noch kann man die traurige Beobachtung machen, daß es an beiden mangelt.

Das Zeitalter, das wir unsere Gegenwart nennen, hat aus früheren Jahrhunderten so vieles übernommen, was ihm veraltet, geschmacklos und unbrauchbar erscheint, daß es überaus baulustig geworden, und unablässig auf neue Pläne und Konstruktionen bedacht ist. Um aber Neues zu errichten, muß vorher das Alte, das im Wege steht, eingerissen und beseitigt werden. Es wird daher jeder Unternehmung der Art mehr als Ein Bedenken vorausgehen müssen. Zuerst tritt die Frage auf, ob das Alte oder Vorhandene in der That baufällig, morsch, haltlos oder dem Gemeinwohl nachtheilig geworden, und ob man dafür etwas besseres aufzustellen vermöge. Daran schließt sich gleich die andere Frage nach den leitenden Grundsätzen oder Zwecken, und inwiefern man in denselben, um ein gemeinsames und zweckmäßiges Wirken zu erzielen, die nöthige Einigkeit gewonnen? Wenn Einer baut, sagt der Syracide, was der Andere niederreißt, was haben sie davon anderes, als die Mühe und Plage? *)

---

*) Syr. 34, 28.

Worauf es jedoch am wesentlichsten ankommt, ist die Erwägung, ob alle die Systeme, Pläne, Lehrgebäude und Einrichtungen, die als neu und trefflich gerühmt werden, auf dem Fundamente der ewigen Wahrheit und der göttlichen Weltordnung errichtet seien, und ob sie sonach vor dem unendlichen Gründer des Weltalls Wohlgefallen finden, oder vor seiner Weisheit verwerflich erscheinen?

Darin nun liegt das Gewicht des großen, für alle Zeiten die Geltung behauptenden Lehrsatzes, den unser Psalm in den vielbekannten Worten aufstellt: „So fern der Herr nicht das Haus erbaut, arbeiten vergeblich daran, die es bauen. Sofern der Herr nicht die Stadt behütet, bleibt vergeblich schlaflos, der sie bewacht.“ Unmittelbar daran reiht sich der sinnverwandte Spruch: „Vergeblich ist es, daß ihr früh aufsteht und (bis in die Nacht) aufbleibet und sitzet, essend das Brod mühseliger Arbeit, denn eben so gibt er (der Herr) es seinem Liebling im Schlafe.“ *) Warum wohl soll alles Bauen und Behüten vergeblich sein ohne Gottes Beistand und Schutz? Warum für den Haushalt und das Gemeinwesen jede Arbeit und Sorge vergeblich ohne Gottes Segen? — Offenbar sind diese Fragen wichtig genug, um uns zu bestimmen, daß wir nach dem Gesammtinhalte des Psalmes ihre Lösung aufsuchen.

*) Nach Delitzsch.

1.

Gar viele Trümmer von Bauwerken sind über fremde Gebiete, insbesondere auf den Hochebenen und in den Wäldern Amerika's zerstreut, von welchen die Geschichte bisher nichts bestimmtes anzugeben weiß; während jene im Wüstensand Egyptens, auf den Hochlanden von Medien und Baktrien, oder die von der Asche befreiten Häuserreihen von Pompeji, durch ihre Skulpturen und Inschriften gleichsam sich selbst erklären. Die ältesten unter diesen Ruinen und wohl auch die merkwürdigsten sind die erst in neuester Zeit mühevoll durchforschten am rechten Euphratufer, aus denen, einem Thurm ähnlich, eine weit ragende hohe Masse sich erhebt. Die Araber, welche in dieser Gegend heimisch, kennen dieselbe unter dem Namen Birs Nimrud (Palast des Nimrod). Hier ist auch die Stätte, auf der die alte Weltstadt Babel sich ausdehnte, als deren südliche Vorstadt Borsippa genannt wird, ein zusammengesetztes Wort, das nach den Erforschern der Keilschrift soviel als Verwirrung der Sprachen bedeutet, womit auch der Name Babel (Balbel) übereinstimmt. Man hat überdieß auf nicht wenigen aus gebranntem Thon geformten Cylindern die Denkschrift gelesen, in welcher Nabucodonosor (Nebucadnezar) der Alleinherrscher des babylonischen Reiches, sich der Nachwelt als den Wiederhersteller des Gebäudes kund giebt, das nach der großen Fluth

begonnen, dessen Fortbau aber durch Verwirrung der Sprachen unterbrochen worden sei *).

Vergleichen wir damit, was über dieses Weltereigniß in der heiligen Urkunde berichtet wird, so ist da zuerst von dem Kuschiten Nimrod, dem Enkel des Cham die Rede, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn genannt wird **), zunächst wohl deshalb, weil er die reißenden Thiere, Löwen und Panther bekämpfte, was als gemeinnütziges Werk ihm zum Ruhme gereichte. Allein diese heldenmüthige Thatkraft steigerte sich gar bald zum Verlangen, eine Weltherrschaft zu gründen, und diesem Streben kam die entsprechende Gesinnung seiner Zeitgenossen, der Noachiden, entgegen, die gewiß schon nach Millionen zählten. Der Beschluß, den sie für ihre eigene Verherrlichung und Machtstellung faßten, lautete: „Wir wollen eine Stadt mit einem

*) Der Name Babel hat seinen Ursprung von Balal, welches verwirren bedeutet. Der Götzendienst faßte ihn später (nach Rawlisons und Oppert's Erklärung) im Sinne von Bab = El, d. h. Burg des Gottes El oder Bel, des babylonischen Saturnus. Borsippa wird von Layard mit Babel identisch betrachtet. Auf den Inschriften nennt Nabuchodonosor den erneuerten Bau das Haus der sieben Lichter der Erde (der Planeten nach altem Begriffe), das Wunder von Borsippa. Ausführlicheres bei Delitzsch (Comm. zur Genesis): F. Kaulen, „Die Sprachverwirrung zu Babel." Mainz 1861. Prof. Haneberg; Dr. A. Westermayer (das alte Testament und seine Bedeutung) u. A.

**) „Ein Gewaltiger im Jagen vor dem Angesichte Jehova's." Auf alt egyptischen Denkmalen kommt sein Name in der Form Nemaretu vor.

Thurme bauen, und uns einen Namen machen (Macht und Glorie erringen), damit wir nicht zerstreut werden über die ganze Erde." In diesem gigantischen Unternehmen trat die Absicht zu Tage, durch eigenen Kraftaufwand sich jeder Abhängigkeit von Gott zu entziehen, unbekümmert um seinen Beistand den irdischen Uebeln Trotz zu bieten, und durch die Sammlung und Einigung aller vereinzelten Kräfte eine Weltmacht zu bilden, die ohne Gott und ohne göttliches Gesetz sich behaupten sollte. Wenn diese Treubrüchigen und Abtrünnigen in der Schrift „die Söhne Adams" genannt werden, so geschieht dieß zwar deßhalb, weil sie bisher nur in Familien, nicht aber nach Sprachstämmen von einander geschieden waren, vorzüglich aber aus dem Grunde, weil sie gänzlich in der Gesinnung handelten, von welcher Adam vor seiner Buße sich beherrschen ließ. Denn ihr Unternehmen war nichts Geringeres als ein zweiter Abfall, und zwar des gesammten damaligen Menschengeschlechtes; wobei die Verläugnung der absoluten Oberhoheit des lebendigen Gottes, und die Lossagung von seiner Liebe, mit der Sucht nach eigenmächtiger Größe und der Hingabe an die gewaltigen Mächte der Körperwelt gleichen Schritt hielt. Und so geschah es, daß der Zeitpunkt jenes gemeinsamen Versuches der Selbstverherrlichung die Geburtstunde des Grundirrthums der Menschheit, nämlich des Heidenthums wurde.

Durch diese Läugnung jedoch wurde Gottes Wahrheit und Treue nicht erschöpft, die uranfängliche Heilsverheißung nicht aufgehoben; neuerdings ward durch

wunderbares Einschreiten der Gottesmacht dem Verderben Einhalt gethan, und die unausbleiblichen bösen Folgen zum Guten gewendet. Wie der Ungehorsam des ersten Menschen die Zerrüttung und den Zwiespalt seines inneren Lebens nach sich zog, so ward auch durch den Abfall jener jugendlichen Völker die bisherige Einheit des Menschengeschlechtes gestört und in vielerlei Richtungen gespalten. Indem sie von dem Einen, alleinigen, lebendigen Gott sich abwandten, vergaßen sie auch ihrer eigenen Zusammengehörigkeit um so früher, je schneller sie nach ihrer Trennung, unter den Einflüssen sittlicher und klimatischer Verhältnisse, auch in den körperlichen Formen und Anlagen auseinander wichen. Das Hauptereigniß aber, welches diese Scheidung und Zersplitterung hervorrief, und zwar zu einer Zeit, da die Noachiden noch in der einen großen Ebene von Sinear (Sindschar) versammelt, und dem Einwirken jener Verhältnisse noch nicht ausgesetzt waren, nämlich die rasche Entstehung und Bildung verschiedenartiger Sprachformen, und die dadurch bewirkte Trennung der Gemüther — dieß Ereigniß ist für Jeden, der auch nur oberflächlich das Wunderbare in jeder Sprachbildung erkennt, durch natürliche Ursachen so rein unerklärlich, daß es eben nur der Allmacht des göttlichen Logos zugeschrieben werden kann. Mit dem Aufhören des wechselseitigen Verständnisses hatte auch die Einigung der großen Menschenschaar ein Ende; das gottwidrige Werk unterblieb, die Stämme zogen fern auseinander,

und gerade in dieser Trennung lag das Mittel, um für die Zukunft die religiöse Einheit wieder anzubahnen.

So ward demnach schon in jenen frühen Zeiten thatsächlich der Lehrsatz bewährt, daß, wo Gott nicht das Haus erbaut und beschirmt, die Bauleute fruchtlos daran arbeiten, die Wächter vergeblich es behüten. Und wie oft in der Folge sich Aehnliches wiederholte, das zeigt sich im Großen an den stolzen Weltreichen der Assyrer, Chaldäer, Meder und Perser, deren despotische Gebieter durch Raub, Mord und Gewaltthat jeder Art ihre Herrschaft auszubreiten strebten. Diesen Tyrannen, wie Allen, die im Großen oder Kleinen ihnen nachahmen, gilt der Warnungsruf des Propheten, der zunächst an Nebucadnezar ergangen: „Wie der Wein den Trinker betrügt (durch das Gefühl der Kräftigung ihn täuscht, und dann betäubt und lähmt), so wird den Uebermüthigen die Hoffart zu Boden werfen. Wehe dem, der gewaltthätig erworbene Schätze zusammen rafft für seine feste Burg, damit sein Horst sei auf schroffer Höhe, woselbst er, nachdem er die Völker zertreten, in Sicherheit zu sein wähnt vor der Macht des Unglücks. Jeder Stein im Gemäuer wird rufen, und das Holz des Gebälkes wird einstimmen: Wehe dem, welcher bauet durch blutige Thaten, und in Verruchtheit die Stadt (den Sitz seiner Herrschaft) gründet *)".

Aber nicht bloß die mächtigen Zwingburgen der asiatischen Despoten, und die Felsennester mittelalter-

---

*) Habac. 2, 5. 9.

licher Raubritter sind es, welchen diese Warnung galt; auch an dem Tempel der Sionsburg und dem Riesengemäuer der Wälle Jerusalems ist sie in schauerlicher Weise in Erfüllung gegangen, als Jehova diese Stadt seiner Offenbarung zu bauen und zu bewachen aufhörte; als er den Bewohnern, die in der Stunde der Heimsuchung ihr Heil von sich gestoßen, seine gnadenreiche Obhut entzog, als die Engel Gottes das entweihte Heiligthum verließen und die Gewalt der Flammen, selbst gegen den Willen des Eroberers, den Bau dermaßen zerstörte, daß nach der Weissagung des Herrn kein Stein auf dem andern blieb. Und eben diese Weissagung ist es, die sofort die Erinnerung an ein anderes großes Ereigniß hervorruft.

Jener seltsame Mann, der seine weitgebietende Macht zu dem thörichten Unternehmen mißbrauchte, durch eine gewaltsame Reaktion die alte Finsterniß wieder zurück zu führen, und den abgestorbenen Götterdienst neu zu beleben: Kaiser Julian, genannt der Abtrünnige (wiewohl er kaum je wahrhaft gläubig gewesen) hatte unter anderm auch sein Augenmerk auf die eben erwähnte Weissagung gerichtet. Gelang es ihm nämlich, die Richtigkeit derselben zu erweisen, so hatte er dadurch zur Erschütterung des christlichen Glaubens eine sehr wirksame Waffe gefunden. Um des Erfolges sicher zu sein, wendete er alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, um den Tempel auf dem Platze, den er eingenommen, wieder herstellen zu lassen. Zu diesem Zwecke sendete er viele Tausende der im weiten Römerreiche zerstreuten Männer aus den

Stämmen Juda und Levi nach Jerusalem zurück, stellte ungeheuere Summen zur Verfügung, berief die geschicktesten Architekten, ließ an der Zufuhr von Marmor, Eisen, Cedernholz, Jaspis und anderen Erfordernissen nichts sparen, und setzte als Leiter des ganzen Werkes seinen Stellvertreter Alipius, der dasselbe aufs eifrigste betrieb. Nach menschlichem Ermessen konnte das Gelingen des riesigen Baues keinem Zweifel unterliegen. Allein, nachdem man die gewaltigen Massen des Schuttes hinweg geräumt, und nun daran ging, die Fundamente zu graben, brachen aus der Tiefe furchtbare Feuerklumpen und lodernde Flammen hervor; die Erde selbst ward in der nächsten Umgebung erschüttert, Stürme und schwere Gewitter vermehrten die Schrecken, und da diese drohenden Zeichen, so oft man den Versuch erneuerte, jedesmal sich wiederholten, so mußte man sich endlich entschließen, das mit so großem Aufsehen begonnene Unternehmen gänzlich aufzugeben.

Lange, bevor es zu diesem kläglichen Ende kam, hatte der heilige Cyrillus, welcher damals der Kirche von Jerusalem vorstand, der lärmenden Geschäftigkeit mit vollkommener Seelenruhe zugesehen, und den verfrühten Hohn der Glaubensfeinde sammt ihren fanatischen Drohungen in Geduld hingenommen. Er war von aller Besorgniß frei geblieben, denn er glaubte an die untrügliche Voraussage des Herrn. Dadurch verdiente er der Augenzeuge eines Ereignisses zu sein, welches unter die größten Wunder der Kirchengeschichte gehört, und dessen Wahrheit nicht bloß durch Männer wie Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Am-

brostus, Rufinus, Philostorgus, sondern selbst durch den heidnischen Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, einen Zeitgenossen und Freund Julians, sowie durch pharisäische Lehrer der Synagoge bezeugt und umständlich berichtet wird.

Unverkennbar ergiebt sich auch hier wieder ein Beleg des Satzes, daß alles, was ohne Gott und wider Gott, wenn auch mit dem größten Aufwand menschlicher Kräfte unternommen wird, eine wo nicht heillose, doch mindestens vergebliche Mühe bleibt. Wer aber nur einigermaßen den Gang der Weltgeschichte kennt, für den ist eine nähere Nachweisung oder Anwendung nicht nöthig. Jeder Versuch, die bürgerliche und religiöse Gesellschaft zu erbauen und zu befestigen, und zwar auf solchen Grundlagen irdischer Weisheit, die dem göttlichen Gesetze widersprechen oder von demselben ganz absehen, wird gleich im Beginne als macht- und nutzlos sich erweisen, und es werden auch jene Ereignisse nicht ausbleiben, durch welche vorlängst Nimrod und Julian, der Gründer und der Widerhersteller des Heidenthums, ihrer Unmacht überführt wurden. Außer der Sprachverwirrung, die aus der Unklarheit der Begriffe und dem Widerstreit der Meinungen hervorgeht, wird es (im moralischen Sinne) auch an Feuerausbrüchen, Erdbeben und Ungewittern nicht fehlen. Die Zwietracht, die inneren Kämpfe, die Auflösung der sittlichen Bande, der Ruin der geselligen Ordnung und Wohlfahrt sind jedenfalls verderblicher als jene Krisen und Stürme der elementaren Natur; und von einem Jahrzehend zum andern erhärtet

sich der Ausspruch, mit welchem der Prophet jeden Abschnitt seines Buches beschließt: „die Gottlosen haben keinen Frieden *).

Immerhin zwar wäre es widersinnig, wenn man in Abrede stellen wollte, daß die bürgerliche Gesellschaft aus lauter irdischen Menschen besteht, und daß sie nach verschiedenen durchaus irdischen Verhältnissen sich gliedert. Die Feldwirthschaft, die vielgestaltige Industrie, der Handel und Verkehr, die gemeinnützigen Wissenschaften und Künste, die Verwaltung des Gemeinwesens, das Lehramt, der Staatsdienst, der Krieg, die durch Geburt oder persönliches Verdienst erlangten Rangstufen, die gegenseitigen Beziehungen der Völker gehören größtentheils dem irdischen Leben an. Und dennoch ist die Ansicht, welche die Ordnung oder Organisation der Gesellschaft lediglich als ein Menschenwerk betrachtet, das ohne alle Beziehung zu Gott sich erhalten könne, als eine widergöttliche und gottwidrige zu verwerfen.

Der edle Denker und Staatsmann Tocqueville **) urtheilte darüber ganz anders. Ihm erschien die Freiheit unmöglich ohne echte Sittlichkeit, und diese letztere unmöglich ohne Christenthum. Wahre Bildung und Christenthum galten ihm als eins und dasselbe. Die Grundlage der geselligen Ordnung bleibt zwar stets das Recht; allein die Bürgschaft für die Achtung und Uebung derselben liegt nicht in der eisernen Ge-

*) Jesai. 48. 57.

**) Gestorben im J. 1859.

walt und der knechtischen Furcht, sondern im Gewissen, dessen unbedingte (objektive) Autorität das göttliche Wort (der Logos) ist, das Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, um sie aus der Finsterniß des Selbsttrugs und des geistigen Todes zu befreien. Diejenigen, welche diesem Lichte nicht folgen, und die Mahnung des geistigeu Gesetzes nicht achten, werden es stets jenen Bauern von Kasan gleichthun, die mit dem Spruche sich beruhigen: Der Himmel ist hoch, und der Czar ist fern. Vergeblich wird Umsicht und Scharfsinn aufgeboten, um die weisesten Einrichtungen zu ersinnen und fest zu stellen, wenn die Menschen fehlen, die von ihrer Freiheit den rechten Gebrauch zu machen bereit sind, den nämlich, daß sie der göttlichen und menschlichen Ordnung gewissenhaft sich fügen.

Die heilige Bertha, eine Tochter des Grafen Rigobert, und durch ihren Gemal eine Verwandte des Frankenkönigs Chlodwig, war in ihrem Witwenstande eifrig darauf bedacht, ein Hospiz für Hülflose und Sieche zu errichten. Der erste Bau jedoch stürzte, kaum fertig geworden, wieder zusammen, und zwar, wie die Stifterin selber urtheilte, zur Strafe dafür, daß sie an ihrem Werke in eitlem Selbstgefallen sich erfreut hatte. Mit einem zweiten Baue ging es nicht besser; die Legende berichtet, sie habe um den Einsturz desselben gewußt, obwohl sie gerade mehrere Stunden vom Bauplatz entfernt gewesen. Endlich fand sie in der Gegend von Blangy eine Stelle, wo vier große Steine (wahrscheinlich sogenannte Wanderblöcke) der-

gestalt beisammen lagen, daß sie ganz deutlich die Kreuzesform erkennen ließen. Diesen Ort erwählte sie, um das dritte Mal das ersehnte Werk in Angriff zu nehmen, welches dießmal auch ohne Störung zu Stande kam.

Das Kreuz, das dieser fürstlichen Frau als glückverheißendes Zeichen galt, ist allerdings das rechte und einzige Fundament jedes geselligen Baues. Weil nämlich die sittliche Freiheit hienieden in den Schranken der Selbstbeherrschung und des freien Gehorsams sich bewegt, die sie, ohne sich selbst aufzugeben, nicht überschreiten kann, so ist das Kreuz nicht bloß das Zeichen oder Symbol, sondern auch, in der Nachfolge des göttlichen Mittlers und Führers, die erhaltende Kraft aller Ordnung. Dieser freie Gehorsam, diese Zucht des Geistes muß aber von Kindheit an in der Pflanzschule geübt und anerzogen werden, aus welcher die Glieder der Gesellschaft hervorgehen, und davon wird die Spendung des göttlichen Segens bedingt, ohne welchen es für den Haushalt und die Familie kein Heil und kein Gedeihen gibt.

2.

Zu Anfang des 6. Jahrhunderts saß auf dem griechischen Kaiserthron Anastasius, mit dem Beinamen Dikoros (der Doppeltschauende), ein bejahrter und schwacher Mann, von einer Gesinnung, die in ihrer Zweideutigkeit seinen Augen entsprach, deren jedes eine andere Farbe zeigte. Er hatte drei Neffen, unter

welchen er Einen zum Nachfolger zu erwählen beabsichtigte; weil er jedoch in der Wahl unschlüssig war, so beschloß er, das Loos oder blinde Glück darüber entscheiden zu lassen. Zu diesem Ende ließ er drei Betten oder Lager bereiten, in deren einem er die Krone verbarg; er stellte dann den Brüdern frei, welches Schlafzimmer sie sich aussuchen wollten. Da ersah sich der Aelteste für seine Nachtruhe eines der Betten, in welchem die Krone sich nicht befand; eben so geschah es dem Zweiten; der Dritte, vielleicht aus Furchtsamkeit oder Angewöhnung, bat um die Erlaubniß, das Lager mit seinem Bruder zu theilen. Aus diesem Mißlingen schloß Anastasius, daß keiner derselben zu seinem Nachfolger bestimmt sei, und sein Urtheil erwies sich als ein richtiges; denn, nachdem ein Blitzstrahl ihn getödtet, ward Justinus, ein ihm völlig Fremder, auf den Thron von Byzanz erhoben.

So blieb also jede Bemühung und Sorge, die dieser hochgestellte Mann für sein Haus, d. h. für seine Familie verwendete, fruchtlos; und was hier in einem weitern Wirkungskreise vorging, kann man auch im Kleinen überall da beobachten, wo die angestrengte Sorge das rechte Maß überschreitet, und durch keinen Aufblick zu Gott geregelt und erheitert wird. Solchen Erdenbürgern, die in überspannter Gewinnsucht oder in steter Angst vor Entbehrung und Noth sich und die Ihrigen lediglich als Arbeitskräfte oder (nach britischer Redensart) als „Hände" betrachten, und über lauter Mühe und Plage ihres höhern Berufs und des geistigen Lebens vergessen, wird von unserm

Psalme zugerufen: „Vergeblich ist es, daß ihr früh aufsteht und bis spät (in die Nacht) sitzet, essend das Brod kummervoller Mühe; denn seinen Lieblingen gibt es der Herr im Schlafe." Seiner ersten Hälfte nach ist dieser Zuruf verständlich genug; weniger in der zweiten. Es kommt ja nichts gewöhnlicher vor, als daß arbeitsame Leute in ihrem rastlosen Fleiße, der an sich nicht tadelhaft wäre, beim ersten Morgengrauen sich aufraffen, und mit einem Eifer, der keinen höhern Gedanken aufkommen läßt, an ihr Tagewerk gehen; wobei sie kaum die nothdürftige Zeit sich gönnen, um eilfertig ihre Speise zu sich zu nehmen. Diese Speise aber wird das Brod des Kummers und der Schmerzen genannt, weil sie in trübsinniger sorgenvoller Stimmung, oft mit Zank, Verdruß und Hader genossen wird, ohne Aufblick zum Herrn und Spender alles Segens; so daß nicht selten manch ein herzhafter Fluch die Stelle des Tischgebetes vertritt.

Der berühmte Reisende Burton hat im östlichen Afrika zugesehen, wie die Neger eben damit beschäftigt waren, bei einem heftigen Gewitter Pfeile gegen die Wolken abzuschießen, um sie zu verscheuchen, wie es auch die Indianer in Neu-Granada im Brauche haben. Nach einer chaldäischen Tradition soll schon Nimrod, der gewaltige Jäger, diesen Versuch gemacht haben, und die Pfeile, die er gegen Himmel abgedrückt, nicht selten mit Blut befleckt wieder herab gefallen sein. Auch der Christ, der in seinem thörichten Grimme, in Ermanglung anderer Waffen, seine Fluchworte zu Pfeilen schärft, die er gegen den Himmel

sendet, ist ein Nimrod im Kleinen, ein abergläubischer Jäger vor dem Angesichte Jehova's, gegen den er zu Felde zieht, wobei er mit dämonischen Mächten wetteifert, deren wirkliches Vorhandensein er doch nicht recht glaubt, weil er sie sonst nicht herbeirufen würde.

Von all dieser Anstrengung und Plage wird ausgesagt, daß sie eine vergebliche und fruchtlose bieibt, entweder weil ihr Zweck durch vielfache, nicht vorauszusehende Zwischenfälle vereitelt, nnd der Gewinn, den sie bringt, sehr schnell wieder vergeudet wird, oder im Allgemeinen, weil sie, von keinem Aufblick zu Gott begleitet, weder den Werth und das Verdienst einer christlichen Tugend, noch den Beistand der göttlichen Segnung erlangt. Wird nun aber, als entschiedener Gegensatz, die Versicherung hinzu gefügt: seinen Lieblingen verleihe Gott die besten Gaben im Schlafe, so erscheint dieser Ausdruck viel zu auffallend, um nicht bei Menschen, denen dergleichen Anlässe willkommen sind, Irrung und Mißverständniß zu erregen. Der Müßige und Träge, der eine seinem Gemüthe zusagende (quietistische) Frömmigkeit liebt, meint in gedankenloser Stille hinwarten zu sollen, bis einer frischen Brise ähnlich der Hauch der Gnade ihn berührt und antreibt. Der Feind der Wissenschaft und des Denkens will aller geistigen Arbeit enthoben werden, pur durch Erleuchtung von oben. Der Leichtfertige hinwiederum spottet über den Ausspruch, in welchem er sonst nichts als eine Begünstigung arbeitsscheuer Frömmelei erkennen will.

Sehen wir jedoch etwas näher zu, so werden wir

diesen Lehrsatz nicht bloß nach seiner bildlichen Deutung, sondern auch im buchstäblichen Sinne und thatsächlich bekräftigt finden. Wir bedenken vor allem, daß es kaum eine gerechtere Frage geben könne, als die des Apostels: was besitzest du (als wesentliche und eigenthümliche Begabung) was du nicht (ohne dein Zuthun) empfangen hast? Wenn du es aber empfangen, was stolzirst du damit und rühmest dich, als hättest du es nicht empfangen? *) Ist es wohl denkbar, daß Jemand zum Besitze geistiger oder leiblicher Vorzüge gelange, bevor er ans Licht dieser Welt geboren, oder zum Bewußtsein geweckt worden? In der Entwicklungszeit des Embryo (im Mutterleibe) ist das Menschenleben ein ganz bewußtloser Schlaf; in der frühen Kindheit ein bloß träumerischer Zustand, der nur allmälig zu wachem Bewußtsein fortschreitet; selbst die allgemeinsten Begriffe und die Muttersprache werden in einem solchen Zustande erlernt, dessen sich der Erwachsene nimmer zu erinnern vermag. Hervorragende Menschen haben zwar, unter günstigen Verhältnissen, ihre reichen Anlagen und Talente durch eigenes Zuthun ausgebildet; die ursprüngliche Begabung jedoch vermochten sie eben so wenig selber sich anzueignen, als Anderen mitzutheilen. Und was geniale Geister, Denker, Dichter, Bildner, Tonkünstler, Mathematiker, Erfinder jemals Großes und herrliches hervorgebracht, dazu haben die ersten Anregungen, Inspirationen oder Gedankenblitze in ihrem Innern wie im Schlafe sich

*) 1. Cor. 4, 7.

eingefunden; daher auch kein echter Meister, der solcher Eingebung sich bewußt blieb, einem thörichten Hochmuth fröhnte.

Es fehlt übrigens noch an mancher anderen Thatsache nicht, durch welche der Lehrsatz unseres Psalmes eine buchstäbliche Geltung gewinnt. So weisen schon die älteren Kirchenlehrer darauf hin, daß die edelste Gabe, die der erste Mensch aus der Hand des Schöpfers empfing, nämlich die ihm ebenbürtige persönliche Lebensgefährtin, ihm beigesellt wurde, während er im tiefen Schlafe befangen war. Mit den Vorgängen und Geschäften, von welchen die Erhaltung des leiblichen Lebens bedingt wird, verhält es sich ähnlich. Der Landwirth verrichtet zwar in Feld und Garten jene Vorarbeiten, die er erfahrungsgemäß als nothwendig kennt; allein das Keimen und Wachsen, wobei Zelle an Zelle sich anfügt; das Entfalten der Blüthe, das Reifen der Frucht bleibt für ihn (und nicht minder für die Physiologen) geheimnißvoll; es ist nicht seine Sache, sondern nimmt einen stillen Fortgang, unbehindert davon, ob er wacht oder schläft. Und ist es mit unserem eigenen körperlichen Leben anders? Das Verdauen, das Athmen, der Blutumlauf, die innere Ernährung, die Empfindung, die Thätigkeit der Sinne, die willkürliche Bewegung, die Mittheilung des Gedankens durch die Sprache — geschieht nicht bei der Mehrzahl der Menschen fortwährend dieß alles, ohne daß sie nur daran denken, durch welch ein unermeßlich verwickeltes Wechselspiel unzähliger Organe und Atome es zu Stande kommt?

Es ist eine richtige, jedem bekannte Bemerkung, daß der Mensch sich um so gesunder und behaglicher fühlt oder befindet, je weniger er an das Dasein einzelner Organe, z. B. des Magens, des Herzens, durch ungewohnte Empfindungen erinnert und gestört wird.

Es gibt aber noch einen anderen, von Störung freien Lebenszustand, von welchem gleichfalls, aber im bildlichen Sinne, in jenem Lehrsatz die Rede ist; insofern nämlich die Ruhe des Schlafes das Bild des äußerlichen Friedens, so wie des inneren eines guten Gewissens darstellt. Wollen wir Jemanden, der von Angst und Sorge beunruhigt wird, die Ueberzeugung beibringen, daß seine Befürchtung grundlos sei, so fügen wir wohl auch die sprichwörtliche Rede hinzu: „Du kannst ruhig schlafen.“ Dem nämlichen Ausdruck begegnen wir in der prophetischen Verheißung: der Herr werde das Schwert mit dem Krieg aus dem Lande verbannen und tilgen, und bewirken, daß die von ihm Beschirmten zuversichtlich schlafen *), was soviel sagen will, als daß sie der vollen Sicherheit, der äußern und innern Ruhe sich erfreuen werden. Da nun bekanntlich die Ausdrücke Ruhen und Feiern häufig in gleichem Sinne üblich sind, so wird uns dieser Sprachgebrauch zu einem noch höheren, geistigen Verständniß den Weg bahnen. Wir werden nämlich zuerst an den Feierabend erinnert, jene so schöne und hehre Stunde, da der Hausvater, von den Gliedern seiner Familie umgeben, nicht ohne Dank gegen Gott

*) Ose. 2, 18.

auf das vollbrachte Tagewerk vergnügt zurückblickt, während die Abendsonne ihm und den Seinen ihren Gruß sendet. Vom Feierabend, der an vielen Orten schon zu den Sitten der Vorzeit gehört, werden unsere Gedanken auf den Feiertag, und von der Abendsonne auf die Morgensonne des Ostertages und der sonntäglichen Feier gelenkt. Wenn die Sonntage, wie Jedermann wissen soll, nicht bloß der körperlichen Ruhe und Erholung, sondern auch vorzugsweise der gottesdienstlichen Versammlung und der Pflege des geistigen Lebens gewidmet werden, so sind es gerade diese Tage der äußerlichen Ruhe, im welchen die Gläubigen die besten und edelsten Güter empfangen; daher auch die ihrem Zwecke entsprechende Beobachtung der Feiertage, trotz des Ausfalls an Arbeitskräften, kein Volk, keine Familie jemals in Armuth gestürzt hat.

Wir erkennen daraus ohne Mühe, in welch einer nahen Beziehung das Psalmenwort: „seinen Lieblingen gibt es Gott im Schlafe" zu jenem Ausspruche des Herrn steht: „suchet vor allem das Gottesreich und dessen Gerechtigkeit; das Andere wird euch dazu gegeben werden." Mit andern Worten: bestrebet euch nach der Aufnahme in das Reich der göttlichen Gnade; setzet alles daran, um demselben anzugehören, und bemühet euch daher auch um diejenige sittliche Lauterkeit, welche als wesentliche Bedingung dazu gefordert und die Gerechtigkeit dieses Reiches (die gottgenehme Beschaffenheit der Gesinnung und des Wandels) genannt wird. Was aber die hinzu gefügte Verheißung anbelangt; „das Uebrige wird euch hinzu gegeben

werden", so bezeichnet dieses Uebrige, Andere oder Fernere alles dasjenige, was nicht von menschlicher Macht, Umsicht, Sorgfalt und Weisheit, sondern von der Vorsehung Gottes abhängt. Wenn z. B. der Landwirth, der Pflanzer die sämmtlichen Arbeiten vollführt hat, die zur Bereitung und Bestellung des Bodens erforderlich waren, so hat er nun auf die günstigen Verhältnisse der Witterung, auf den rechtzeitigen Wechsel von Sonnenschein und Regen zu warten, wovon das Weitere abhängt; andererseits sind es die Nachtheile der Nässe, der Dürre, die Verheerungen, welche der Hagel, die Heuschreckenschwärme, die Raupen und Pilze anrichten, die er befürchten muß; er weiß aber auch, daß diese Naturvorgänge sammt und sonders der alles beherrschenden Gottesmacht untergeordnet und daher nicht absolut nothwendig und unveränderlich sind. Und eben deßhalb, sofern er nur redlich das Seine gethan, und dabei die Sorgfalt für das innere Leben nicht verabsäumt hat, kann er getrost auf die göttliche Segnung vertrauen, von der allein alles Uebrige und Andere gelenkt und verliehen wird.

Unter allen Gaben und Geschenken jedoch, die von Vernünftigen und Gläubigen stets als Segen Gottes betrachtet wurden, sind jene die vorzüglichsten, die im lebendigen Sinne den Aufbau des Hauses oder der Familie bedingen. Davon lehrt unser Psalm: „Siehe, ein Erbtheil vom Herrn sind Söhne; ein Lohn ist die Frucht des Leibes." Daß blühende, kräftige, wohlgeartete Söhne und Töchter bei allen

semitischen und indogermanischen Völkern als ein Gottesgeschenk galten, das beweisen außer zahlreichen biblischen und arabischen Namen auch die vielen, ähnlich zusammengesetzten griechischen, deutschen und slavischen, wie z. B. Theodor, Theophil, Dorothea, Dosithea, Gottlieb, Gottfried, Bohumil, Bohuslaw u. dgl.; lauter solche, die zugleich an die Pflicht erinnern, die von Gott Geschenkten auch in vernünftiger Zucht und Frömmigkeit, in Glauben und sittlicher Lauterkeit für Gott zu erziehen. Welch ein hoher Werth aber auf edle und wackere Söhne zu setzen, dieß sagt der nächstfolgense Vers: „Gleich den Pfeilen in der Hand des Helden, so die Söhne der Jugend *). Heil dem Manne, der seinen Köcher von ihnen voll hat; sie werden nicht zu Schanden, wenn sie entgegen treten den Feinden im Thor."

Söhne der Jugend, d. h. den Eltern zu einer Zeit geboren, da diese noch in der Blüthe des Lebens stehen, werden denselben, wenn sie zum Mannesalter erwachsen, die kräftigste Stütze. So ist aus der Geschichte der alten Römer der Name Scipio hochberühmt, den die große Familie der Cornelier führte, seitdem ein Jüngling aus dieser Familie diesen Beinamen erhielt, weil er mit kindlicher Hingebung seinem blinden Vater als Stab oder Führer diente. Auch der spätere

*) Nach der Vulgata: „Söhne der aus der Heimath Vertriebenen (filii excussorum)", was Andere auch übersetzen: „Söhne der Bedrängten, Verachteten". Die Uebersetzung: „Söhne der Jugend", ist die wortgetreueste und einfachste.

Scipio, mit dem Ehrennamen Africanus wurde schon als Jüngling mit der großen Auszeichnung der Bürgerkrone belohnt, weil es in einer Schlacht am Tessino ihm gelang, seinen schwer verwundeten Vater aus der Mitte der Feinde zu retten. Und wer hätte von jenem Grafen Babo von Abensperg nicht gehört, der (im Jahre 1015) mit zweiunddreißig ehelichen, wohlgerüsteten und berittenen Söhnen am Hoflager Kaiser Heinrich's sich eingefunden?

Glückselig der Familienvater, dem Gott gegeben, so biedere und ehrenhafte Söhne groß zu ziehen, die gleich den Pfeilen im Köcher in brüderlicher Eintracht in seinem Hause leben, und als Helfer und Beschützer seinem Dienste sich widmen. Glückselig das Volk, das Reich, das über solche Kräfte verfügen kann, es sei in friedlichen oder kriegerischen Zeiten! Wie groß und wie unschätzbar ihr Werth für die innere Wohlfahrt, davon gibt eine Begebenheit aus deutscher Vorzeit Zeugniß. Kaiser Friedrich I. beehrte einst (im Jahre 1170) seinen Schwager, den Landgrafen Ludwig den Eisernen, auf dem Schlosse zu Naumburg mit einem Besuche. Nachdem er das stattliche Gebäude von innen und außen besichtigt, fand er nichts daran zu tadeln, als den Mangel an Bastionen und Wällen. Der Landgraf entgegnete, daß solche Befestigungswerke binnen drei Tagen sich herstellen ließen, was der Kaiser, wie billig, für unmöglich erklärte. Allein schon am nächsten Morgen lud ihn der Landgraf ein, die fertigen Wälle und Mauern seiner Besichtigung zu würdigen. Er hatte am Abend vorher seine zahlreichen Ritter und

Mannen berufen lassen, und diese waren jetzt in blanker Rüstung und in dicht geschlossenen Reihen rings um die Burg aufgestellt. Der Kaiser aber rief voll der Bewunderung: er wolle das vor Gott bekennen, so kostbare und edle, so feste und schöne Mauern wie diese, habe er noch niemals gesehen *)!

So richtig auch dieses Urtheil, so werden wir uns doch nicht daran genügen lassen, sondern noch die Bemerkung hinzufügen: so schöne, edle und zuverlässige Mauern, welche die Gesellschaft, die Gemeinde, das Vaterland schützen und schirmen, werden binnen drei Tagen keineswegs aufgebaut. Solche wohlgeschulte, wackere, berufstreue jugendliche Männer wachsen nicht von selber heran; für ihr erfreuliches Auftreten und Wirken wird die Arbeit einer sorgfältigen Erziehung, der Aufbau eines rechtschaffenen christlichen Charakters vorausgesetzt. Das ist aber mehr als bloßes Menschenwerk; es ist, wie der Apostel sagt, Gottes Bau, und kann nur auf solchen Grundlagen oder Fundamenten empor geführt werden, die Gottes ewige Weisheit und Liebe in die Menschengesellschaft eingesenkt hat.

So werden wir auch in diesem Gebiete der Erziehung und Bildung an die Worte des Herrn erinnert, mit denen er die Bergrede beschlossen. „Ein Jeglicher, der diese meine Worte vernimmt und sie vollführt, wird einem weisen Manne gleich sein, der sein Haus auf einem Felsen gebaut hat. Und es strömt der Regen (auf die Bedachung) herab; es wälzen sich

*) Raumer, die Hohenstaufen.

Fluthen daher (welche den Grund zu unterwaschen drohen), und die Winde wehen (an die Mauern drängend), und stürmen gegen das Haus heran; es stürzt aber nicht zusammen, weil es auf dem Felsengrund befestiget worden. Wer hingegen mein Wort nicht erfüllt, ist dem Thoren ähnlich, der sein Haus auf dem Sande erbaut hat." Je veränderlicher und stürmischer die Zeitläufe sich gestalten, desto dringlicher ergeht an uns die Mahnung, nicht auf dem Flugsand haltloser Meinungen und leichtsinniger Behauptungen, sondern auf dem Felsboden der Wahrheit zu bauen. Dieser Fels aber, dieser Hort des Lebens und Heiles ist der Heilige, Gerechte und Getreue, der von sich bezeugen konnte: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen."

VII.

Der 122. Stufenpsalm.

„Zu Dir habe ich meine Augen erhoben, der Du im Himmel thronest.“

Eingang.

Der Grundgedanke oder das Prinzip, von dessen Anerkennung alle geistige Bildung des Menschen abhängt, ist die persönliche Freiheit; und dieses Prinzip (wie Guizot bezeugt), hat Europa den germanischen Völkern zu verdanken. Es mag auch daraus der Umstand erklärlich sein, daß viele Gauen, Ortschaften und Städte Deutschlands ähnliche Namen wie Freiburg, Freiberg, Freistadt, Freiung, Freiwald führen, und ein von Holz erbautes Städtchen im Riesengebirge geradezu „Freiheit“ genannt wird. Die heidnische Vorzeit hat das Gegentheil davon aufzuweisen, indem es in Aegypten, Lybien, Creta und anderwärts Ortschaften gab, die den traurigen Namen Dulopolis trugen, der die Sklavenstadt, die Stadt der Knechte bedeutet. Besinnen wir uns jedoch, indem wir jeden

täuschenden Schimmer beseitigen, auf alle Verhältnisse unseres irdischen Daseins, so werden wir zugestehen müssen, daß unsere persönliche oder geistige Freiheit nichts weniger als unbedingt oder unbeschränkt sei, daß wir vielmehr nach zahlreichen Beziehungen im Stande der Abhängigkeit oder Dienstbarkeit uns finden, und daß die ganze Erde, als Aufenthalt der Sterblichen, für jetzt noch eine Dulopolis darstelle.

„Alles was aus der Nothwendigkeit, ist Knechtschaft." So hat schon Euripides ausgesagt, und in der That ist unser Leben großentheils unter diese Kategorie gestellt. Durch die vielfachen Bedürfnisse, welche die Fortdauer des organischen Lebens bedingen, sind wir der Außennatur unterworfen, und in jedem Augenblicke von Wärme und Licht, vom Druck und den Bestandtheilen der atmosphärischen Luft, vom steten Wechsel der Stoffe abhängig. In der moralischen Welt oder in der Gesellschaft umfangen uns die Bande der Gewohnheiten, Gebräuche, Rücksichten und Moden, sowie die unzähligen Verhältnisse, durch welche je Einer an den Andern angewiesen ist. Die Verkäufer bleiben in steter Abhängigkeit von den Käufern, die Hervorbringer oder Vermehrer (Producenten) von den Verzehrern (Consumenten) und so hinwiederum; die Dienenden sind der Willkür und den Launen ihrer Herren oder Dienstgeber ausgesetzt, und diese wieder den Launen und der Untreue der Diener. Wo ist hingegen der oberste lenkende Wille, dem alle diese großen und kleinen Gewalten, die physischen wie die geistigen, die gerechten wie die ungerechten, letztlich

ohne Ausnahme unterworfen sind? Wer besitzt die absolute Macht, jeder vermessentlichen Ausschreitung die unübersteigliche Schranke zu setzen?

Die Lösung dieser Frage gibt unser Psalm durch den Aufblick des Glaubens zu Gott. „Zu Dir habe ich meine Augen erhoben, der Du im Himmel thronest.“ Die treue Beharrlichkeit dieses Aufblickes wird geschildert durch die Vergleichung mit dem unverwandten Hinschauen der Knechte auf jeden Wink ihrer Herren. „Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Gebieter, so sind unsere Augen zu Jehova unserm Gott gewendet, bis er sich unsrer erbarme.“ Als dringender Anlaß, der zu diesem flehentlichen Emporschauen bewegt, wird „der Spott der Uebermüthigen“ angegeben, „der Hohn der Stolzen.“ Es ist demnach hier nicht von grausamer blutiger Verfolgung die Rede, sondern von Mißachtung und Verhöhnung, von der Verletzung der Ehre. So bieten sich daher unserer Erwägung zwei Gegensätze dar; zuerst nämlich die irdische und die himmlische Dienstbarkeit, oder Herrendienst und Gottesdienst; sodann die irdische und himmlische Glorie, oder die Ehre der Welt und die Ehre bei Gott. Beiden diesen Gegensätzen wollen wir unsere Aufmerksamkeit widmen.

1.

Von einem in der wissenschaftlichen Welt berühmten Manne, Renatus Descartes oder Cartesius, ist ein schönes Bekenntniß aufbehalten. Wenn mir, sagte er, eine Beleidigung widerfährt, so bestrebe ich

mich, meine Seele so hoch zu erheben, daß die Unbill nicht bis zu ihr hinaufgelangen kann. So äußerte sich der scharfsinnige Denker. Wie wird jedoch eine solche geistige Erhebung, die himmelweit vom Hochmuthe entfernt ist, dem Irdischen möglich? Sie wird es dadurch, daß er dem Geiste nach Schwingen besitzt, die ihm nicht umsonst verliehen sind, und von welchen ein schwäbischer Reimspruch lehrt: „Verlangen und Gedenken ist ein Gefieder, das kannst du lenken hoch und nieder" *). Zu welchen Höhen aber diese Lenkung reichen, wo sie ihr Ziel haben soll, das eben sagen die Psalmesworte: „Zu Dir habe ich (dem Geiste nach) meine Augen erhoben, der Du im Himmel throneſt." Jedenfalls bezeichnet dieser Ausdruck eine allgemein menschliche, und daher allen Völkern gemeinsame Sitte, hervorgegangen aus dem Gefühle, daß unser Geschick in der Macht eines Unendlichen stehe, der herrschend, richtend, alles entscheidend, in vollkommener Wesensverschiedenheit (in absoluter Transcendenz) über das gesammte Weltall erhaben ist. So wird es in einem andern Psalme **) verkündet: „Hoch erhaben über alle Völker ist Jehova, über die Himmel erhöht seine Herrlichkeit. Wer ist wie der Herr unser Gott, der in der Höhe thront und hinab schaut in alle Tiefen des Himmels und der Erde?"

---

*) Hieronymus; „Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde von Lucian Reich, mit (sehr vortrefflichen) Steinzeichnungen von Heinemann. Karlsruhe 1853. 4. Ein sehr empfehlbares Buch.

*) Ps. 112, 4.

Nun hat auch der göttliche Mittler, der die Wahrheit und das Leben ist, uns belehrt und ermahnt, seinen allmächtigen Vater auch als unsern Vater anzurufen, der im Himmel ist. Er selber ist, als menschgewordener Logos, vom Himmel herabgestiegen, um den Willen des Vaters zu erfüllen, und bei jedem Gebet, bei jedem erlösenden und lebenbringenden Werke war es ihm eigen, zu seinem Vater im Himmel die Augen zu erheben. Da tritt aber unvermeidlich eine Frage hervor, die sich weder abweisen noch genügend beantworten läßt. Wo findet sich diese himmlische Wohnung und in welchen Regionen ist dieser Thron zu suchen? Der Seher Jesaias sagt uns, die Wohnung Gottes sei die Ewigkeit, das Heiligthum seiner Unendlichkeit, und Paulus bezeichnet dieselbe als ein unzugängliches Licht. Was nämlich unseren Sinnen nicht wahrnehmbar, was außerhalb unserer Vorstellung liegt, das können wir auch nicht im Begriffe fassen; es sind uns nur Bilder und Symbole gegeben, in welche das Ideelle, der geistige Gedanke nothdürftig sich kleidet, um aussprechbar zu werden.

Verständlicher für uns ist die Erklärung, die Augustinus mittheilt. Nach seiner gemeinfaßlichen und praktischen Ansicht wird deßhalb gesagt, daß Gott, der doch in seiner Unendlichkeit über Raum und Zeit erhaben, im Himmel thront, weil der Himmel das unermeßliche Reich der seligen Geister, und somit dasjenige Reich ist, in welchem sein heiliger Wille in vollkommener Weise geübt und vollbracht wird. Aufs bestimmteste läßt dieß im Gebete des Herrn, und

zwar an der Bitte sich nachweisen, daß der Wille des Vaters auf Erden in solchem Maße erfüllt werden möge, wie das im Himmel geschieht. Ein viel früheres ausdrückliches Zeugniß dafür findet sich in einem der schönsten Psalmen: „Im Himmel hat Jehova seinen Thron errichtet, und sein Reich, das über alles gebietet. Benedeiet den Herrn, ihr seine Engel (Boten), ihr starken und gewaltigen Helden, die ihr seine Befehle vollzieht, ihr mächtigen Heerscharen, die ihr seinen Rathschluß ausrichtet nach seinem Wohlgefallen. An allen Orten seiner Herrschaft benedeie meine Seele den Herrn" *). Dieser letzte Vers ist kein überflüssiger Zusatz. Denn die Herrschaft Gottes, in soferne sie seine Allmacht bezeichnet, ist auf Erden so unbegrenzt wie im Himmel. Der Sänger jedoch wünscht, soviel an ihm ist, das Gleiche auch von der Herrschaft der göttlichen Liebe wahr zu machen. Die Menschen auf Erden sollen mit eben so freudigem Gehorsam Gott dienen, wie jene Helden und Herrlichen im Himmel, die allzeit das Angesicht des Vaters schauen, oder, was dasselbe sagt, die stets bereitwilligst seiner Befehle gewärtig sind.

Wir entnehmen daraus die Berechtigung, das Gleichniß von den Dienern oder Knechten, deren Augen beharrlich auf die Hände ihrer Gebieter gerichtet sind, eben sowohl auf die himmlischen als auf die irdischen Geister anzuwenden, nur mit dem Unterschiede, daß die letzteren, nämlich die Menschen, noch

*) Ps. 102, 19.

im Stande der Prüfung und der Pilgerschaft sich befinden, und „durch den Glauben" d. h. unter der Führung und nach den sittlichen Lehren des Glaubens wandeln sollen. Das Bild selbst jedoch ist einer an sich barbarischen Sitte entlehnt, die noch jetzt im Oriente bei jedem osmanischen Pascha oder indischen Nizam herrscht, und die an das dunkle Geschick der Sklaven mahnt, welche durch frevelhaften Uebermuth aller persönlichen Rechte beraubt und zu käuflichen Gegenständen, zu menschlichen Hausthieren herabgewürdigt werden. Sollte man darin nicht den Grund sehen, das ganze Gleichniß als ein ungeziemendes zu verwerfen? Kann das Benehmen eines Sklaven, der unter der Zucht der Geißel steht, den Freien zum Vorbild dienen? Und ist nicht die Sklaverei längst durch das Gesetz der echten Freiheit, durch das Evangelium verurtheilt?

Dieser Einwendung entgegnen wir mit der Thatsache, daß an die Stelle der Sklaverei die freie Dienstbarkeit getreten ist, und durch die Freiheit das Dienstverhältniß nicht aufgehoben, sondern veredelt wird, ähnlich wie die Gottesfurcht, wenn sie vom knechtischen Charakter geläutert worden, ihrem Wesen nach doch nicht aufhört, sondern als kindliche Ehrfurcht in veredelter Gestalt fortbesteht. In dieser Beziehung sind wir sogar berechtigt, das Gleichniß umzukehren und zu sagen: Gleichwie die Augen der Gläubigen und Glaubenstreuen empor gerichtet sind zu ihrem ewigen Gebieter im Himmel, um seinem Willen zu gehorchen, sein Wohlgefallen zu erwerben, ebenso, in derselben

gottesfürchtigen Gesinnung, sind die Augen christlicher Untergebenen auf die Hände oder Willensäußerung ihrer Vorgesetzten gewendet. So haben es ja auch die Apostel ausdrücklich vorgeschrieben, daß die Diener ihren irdischen Herren „in der Einfalt des Herzens," d. h. aus aufrichtiger Gesinnung gehorchen sollen, „nicht augendienerisch und gleißnerisch," um in geheuchelter Dienstbereitschaft und Unterwürfigkeit den Gebieter zu täuschen, und hinter seinem Rücken unehrerbietig und treulos zu handeln, sondern „wie es Dienern Christi geziemt, mit gutem und eifrigen Willen ihren Dienst verrichtend, als ob sie damit dem Herrn dienten und nicht den Menschen" *).

Das Auge des Knechtes, hat Hugo Viktorinus gesagt, sieht auf die Hand und den Stock des Gebieters; das Auge des Sohnes sieht auf das Angesicht des Vaters **). Aehnlich verstand es die heilige Zita, die in der Stadt Lucca als eine einfache Dienstmagd, aber reich an christlicher Weisheit, ihr emsiges Leben beschloß. „Eine Magd," pflegte sie zu sagen, „die nicht fleißig und arbeitsam, ist nicht fromm. Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott." Es wird dadurch auch die ohnehin sehr zweideutige Redensart überflüssig, daß Herrendienst vor Gottesdienst gehe. Will man damit ausdrücken, daß der Kirchenbesuch und andere Andachtsübungen unterbleiben müssen, wenn darüber

*) Ephes. 6, 5.

**) „Ubi baculus, ibi oculus. Oculus filii ad faciem, servi et manum."

solche Pflichten und Dienste versäumt werden müßten, die keinen Aufschub erlauben, so kann jene Redensart auf volle Geltung Anspruch machen. Bedenkt man aber, daß die Erfüllung solcher Pflichten, z. B. der Ueberwachung der Unmündigen, des Hauses und Herdes, wenn sie im christlichen Geiste geschieht, mit jeder äußerlichen Andachtsübung mindestens den gleichen Werth hat, so wird vielmehr die Wahrheit sich herausstellen, daß der Herrendienst, im Sinne des Apostels geübt, dem Gottesdienst weder vorangeht, noch im Rang ihm nachsteht, sondern daß es Fälle gibt, wo beide gleichen Werth behaupten.

Wo man dieser Beziehungen eingedenk bleibt, da werden gar viele Gegensätze versöhnt und ausgeglichen, die außerdem einander schroff entgegenstehen. Die Herren oder Gebieter bedürfen nämlich der Diener in nicht geringerem Grade, als die Diener eines Herrn, dessen Brod sie essen.

Wenn die Dienenden ihrerseits von einem wohlwollenden Herrn mancherlei Gutes empfangen, so nennt doch der Apostel hinwiederum jede gute und treue Dienstleistung eine Wohlthat, „welche die Gebieter von ihren Dienern entgegen nehmen" *), soferne nämlich diese gewissenhaft und eifrig sich verhalten aus christlichem Beweggrunde. Was kann auch in jedem Hause und Geschäftskreise erwünschter und erfreulicher sein, als an solchen Dienern eine Hilfe und Stütze

*) 1. Timoth. 6, 2.

zu haben, auf deren Liebe, Anhänglichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue mit Sicherheit zu bauen ist! Und da sonach ein Sterblicher an die Dienste des Andern angewiesen, wer kann Herr, wer Diener genannt werden im unbedingten Sinne?

Nach einem alten, in Italien üblichen Brauch gehen im Winter die Herren hinter ihren Dienern, um auf den morastigen Straßen in die Fußstapfen der letzteren zu treten. Im Sommer hingegen gehen sie den Dienern voran, um nicht vom Staube belästigt zu werden, den diese vor ihnen her aufwühlen würden. Erheben wir unsern Blick zum Herrn und Haupte der Menschenwelt: wie und wodurch hat er diese als sein Eigenthum erworben? Was bezeugt er von Sich selber? Er ist nicht gekommen, um (gleich den Herren in der Welt) sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben zum Lösepreis für Alle, um von der ewigen Knechtschaft sie loszukaufen. Darum ging er hinter uns her, insoferne er die Knechtsgestalt angenommen und als der letzte und verachtetste aller Menschen den Tod erlitt *); hingegen ging er sittlicherweise in Gehorsam und Selbstverläugnung uns voran, damit wir seinen Fußstapfen folgen. Wenn aber schon die alten Seher ihn angekündet als den Knecht Gottes, als Engel oder Boten des großen Bundes; wenn seine wunderbare Gebärerin, die königliche Jungfrau, keinen andern Namen für sich wußte als den einer Magd des Herrn, wenn die

*) Jesai. 53, 3.

Fürsten der Völker, die Apostel bei diesen nur als Diener und Knechte Jesu Christi sich einführten, wie kann es dann noch einen Namen oder Titel geben, der edler und ehrenvoller wäre?

Will demnach der Gläubige auf die Ehre dieses Namens Anspruch gewinnen, so ist die Entschiedenheit das erste, wonach er zu streben hat. Er muß nämlich die Thatsache beherzigen, daß, wer vom Gesetze der Gerechtigkeit (des gerechten und Gott gefälligen Lebens) sich frei oder los macht, unvermeidlich ein Knecht der Sünde wird, während Jeder, der von der Unsitte und Sünde befreit, der Gerechtigkeit dienstbar geworden ist *). Die andere, mit dieser ersten sehr eng verflochtene Bedingung ist in der Bitte des Psalmes ausgesprochen: „dein Knecht bin ich, verleihe mir Einsicht, damit ich deine Kundgebungen erkenne" **). Wer in Wahrheit ein Diener Gottes sein will, ohne sich durch ganz äußerliche Formen mit seinem Gewissen abzufinden, der muß nach der Wissenschaft vom Wesen und Gange der göttlichen Offenbarung und nach der Erleuchtung des Evangeliums verlangen, welches, da es den freudigen Gehorsam der Liebe lehrt und weckt, von Jakobus das vollkommene Gesetz der Freiheit genannt wird. Es darf ihm daher auch nichts wünschenswerther erscheinen, als die Erkenntniß des göttlichen Willens

*) Röm. 6, 18.
**) Ps. 118, 125.

„in aller Weisheit und geistiger Einsicht" *). Wo dieses Streben und dieß lichte Verständniß mangelt, da kann dem Irrthum und dem düstern Aberglauben noch immer ein großer Spielraum übrig bleiben.

In den Zeiten, die dem Islam vorher gingen und in welchen unter den zahlreichen Stämmen der Araber noch ein roher Götzendienst herrschte, unternahm ein Fürst dieses Volkes, genannt Amri-al-Kais (Amrialkais), König von Hira, einen Feldzug gegen den Stamm der Beni-Asad, um nach dem Gesetze oder der Unsitte der Blutrache für die Ermordung seines Vaters Vergeltung zu nehmen. Bei dem Tempel eines Götzen machte er Halt, um über den Erfolg seines Zuges das Schicksal oder Fatum zu befragen. Er wählte zu diesem Zwecke drei Pfeile, deren Jeder mit einem besonderen Namen gezeichnet ward. Den einen nannte er Befehl zum Angriff, den andern Verbot, den dritten Aufschub. Dreimal zog er das Loos und jedesmal hatte er den Pfeil erfaßt, welcher Verbot bedeutete. Darüber gerieth der abergläubische Mann in volle Wuth. Grimmig zerbrach er die Pfeile, warf sie dem Götzenbilde an den Kopf und rief: du Elender! Wäre es dein Vater, den man umgebracht hat, sicherlich würdest du die Rache nicht verbieten **)!

Welch' ein seltsames Gemenge von abergläubiger Furcht, trotzigem Widerspruch und feigem Gehorsam!

**) Koloss. 1, 19.

*) R. Dozy „Histoire des Musulmans d'Espagne. Leyde 1861."

Durch die Weisheit des Evangeliums wird sicherlich auch der Ungelehrteste und Einfachste vor solchem Aberwitz behütet. Er bedarf keines Orakels, weil ihm durch den ausgesprochenen göttlichen Willen seine Pflichten klar bekannt sind, was aber künftige Geschicke und Fügungen anbelangt, von denen er keine Kenntniß besitzen kann, so vertraut er der göttlichen Güte, deren Schutz er sich empfiehlt. Will man ihn jedoch eines andern belehren und die frostige Meinung ihm aufdringen, daß es thöricht sei, auf das Gebet zu vertrauen, weil die Natur, oder die Gottheit (d. h. die Vernunft in der Natur) ihre Gesetze doch nicht ändert; will man ihn belehren, daß es der Würde des freien Menschen nicht gezieme, sich in Demuth zu erniedrigen, und daß nur der Ungebildete und Unverständige von religiösen Vorurtheilen sich beherrschen lasse, so wird der besser Unterrichtete solche tausendfach wiederholte Vorspiegelungen nach ihrer geistlosen Nichtigkeit zu würdigen wissen. Und wenn er immer neu erfahren muß, daß es vorzugsweise die dämonischen Waffen des Hohnes und Spottes sind, mit denen man gegen den Glauben und die Gläubigen zu Felde zieht, so wird jeder Wahrheitsliebende, der das Wohlgefallen Gottes jenem der Menschen vorzieht und das eitle Streben nach Herrn- oder Volksgunst nicht verblendet, weise genug sein, um zwischen der Ehre der Welt und jener bei Gott den unendlichen Unterschied im Auge zu behalten.

2.

Auf einem Gemälde, das die Verbannung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese darstellt, hat ein rühmlich bekannter deutscher Künstler einen sinnreichen Zug angebracht. Den armen Vertriebenen, die in die weite öde Erdenwelt hinauswandern, folgt keine andere Kreatur als der Hund, der letzte Zeuge von der Herrschaft, die sie früher durch unmittelbare Willensmacht geübt. Wie armselig erscheint nunmehr, im Verhältniß zur Würde und Freiheit seines Geistes, die nunmehrige Stellung des Menschen auf Erden, die er nur mit dem Aufgebot aller Kräfte zu behaupten vermag! Wie mühevoll ist sein steter Kampf gegen die unzähligen Mächte des Todes und wie unzureichend sein Widerstand gegen so viele feindselige Potenzen in der Außennatur, die gleichsam seiner Ohnmacht spotten! Schon diese Thatsache rechtfertigt den flehentlichen Ausruf des Psalmes: „Erbarme dich unser, o Herr, erbarme dich unser, denn reichlich gesättigt sind wir von Schmach." Nicht umsonst wird dieser Ruf wiederholt, denn er ist jenes große und allgemeine Kyrie eleison, mit welchem das öffentliche Gebet (die Litanei) beginnt; der Nothruf des ganzen Menschengeschlechts, das nach dem Abfall von Gott bis zur Niedrigkeit der Papuas und Australneger herabgesunken, und den die Naturgewalten der Elemente, die reißenden Thiere und die Schlangen, bis herab zu den Moskitos und den Zecken überall anfeinden und schädigen.

Allerdings sind Erwägungen dieser Art im Allgemeinen sehr unwillkommen. Wir trösten und schmeicheln uns lieber mit dem Besitze so sinnreicher und mannigfaltiger Erfindungen, Werkzeuge und Behelfe, durch welche wir mittelbar in umständlicher, von vielen Zufälligkeiten bedingter, immer nur beschränkter Weise die Natur beherrschen oder ihren zerstörenden Mächten widerstehen, ohne jemals den Feind, der hinter ihnen lauert, nämlich den Tod bezwingen zu können, welcher doch dem Wesen und der Bestimmung des Menschen durchaus fremd bleiben sollte. Bei der Aufzählung und Erforschung des vielfältigen Elends, das mit dem Geheimnisse des Todes besiegelt wird, wollen die Sterblichen nicht gern verweilen. Und wozu denn auch! Sie könnten, wie sie es allerdings ahnen, durch solche düstere Betrachtungen sich gezwungen fühlen, ihre Hilflosigkeit, die der erlösenden Gotteshuld bedarf, zu erkennen, und in das Kyrie eleison mit einzustimmen, was jedoch dem schwer bezwinglichen Stolze nicht behagt, der in der Selbsttäuschung beharren und selbst vor dem absoluten Weltenbeherrscher durch keine Bitte sich demüthigen will.

Jede Täuschung der Art hat ihre Behelfe, die sie vorzüglich der Natur- oder Sinnenwelt und der glänzenden Außerlichkeit ihrer Erscheinungen entlehnt. Wenn es die Grundlehre aller Lebensweisheit ist, daß wir hienieden durch den Glauben wandeln, durch ihn uns leiten lassen, nicht durch das Sichtbare oder den Sinnen Wahrnehmbare, so bemerkt Ambrosius mit Recht, daß alle Jene, die nicht durch den Glauben

wandeln, sondern durch das sinnlich Erscheinende, ganz und gar in dieser Welt heimisch, der Gegenwart Gottes hingegen durchaus nicht eingedenk sind. Aus dieser Richtung entsteht von selbst jene Beschaffenheit des Gemüthes, die vom Apostel geschildert wird als prahlerische Freude an dem Besitze irgend eines leiblichen oder geistigen Vorzugs, als übermüthige Zuversicht auf den unveränderlichen Fortbestand des irdischen Glückes, und als eine Selbstüberschätzung, die auch von Andern Anerkennung fordert.

Einem gelehrten Bischofe der Vorzeit, Wilhelm von Paris, wird nacherzählt, daß er, so oft ein eitles Selbstgefallen in ihm sich regte, an die (als Person gedachte) Ehre die Worte gerichtet habe: weiche hinweg von mir, und gehe zu Gott, dem allein du zugehörst! Er war wohl dabei der Strafrede eingedenk, mit welcher der Herr seine gleißnerischen Gegner zurechtgewiesen: Wie ist es bei euch (bei Leuten eurer Sinnesart) möglich, daß ihr gläubig werdet, da ihr von einander Ehre annehmt (euch wechselseitig Ehre erweiset und erweisen lasset), und dagegen gleichgiltig seid für die wahrhafte Ehre, die von dem alleinigen einzigen Gott kömmt, die nämlich darin besteht, von Gott anerkannt und werthgehalten zu werden *)? Denn es kann nicht ausbleiben, daß durch dieß eitle Verlangen das Herz dem Leben für Gott entfremdet wird.

Wie es mit der falschen Ehre sich verhält, so auch mit der falschen Weisheit. Als Kaiser Julian

*) Joh. 5, 44.

der Abtrünnige, der den größten griechischen Weltweisen sich beizählte, auf seinem Kriegszuge gegen die Perser nach Kleinasien kam, begegnete er dem großen Basilius, der nicht bloß als ein heiliger Bischof, sondern auch als klassischer Gelehrter und Denker weit und breit berühmt war. Diesem rief er zu: bilde dir nicht allzuviel ein auf deine Weisheit, denn in der Philosophie bin ich dir jedenfalls weit überlegen. Mächtiger Imperator erwiederte Basilius, wollte Gott es geben, daß du ein Philosoph wärest! Und er meinte das im vollen Ernste. Denn würde Julianus diesen Namen verdient haben, so hätte er nicht eine thörichte Reaction gegen Licht und Wahrheit unternommen. Demungeachtet hat er der Nachahmer viele. Denn seinem Beispiele folgen Alle, die darauf ausgehen, die Gläubigen mit der angeblichen Siegesmacht der Weltweisheit einzuschüchtern, der kein Glaube Widerstand zu leisten vermöge. Sie vergessen dabei nur, daß jedes echt philosophische Denken eben so gewiß von einer Thatsache (nämlich von der des eigenen Bewußtseins) den Ausgang nehmen müsse, wie der Glaube und die gläubige Erkenntniß von der Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Erlösung. Wie aber nicht alles, was dafür sich ausgibt, den Namen des Glaubens verdient, sondern durch Unvernunft als Aberglauben sich erweist, so ist auch nicht alles Philosophie und übersinnliches Wissen, was mit diesem Titel sich ankündigt.

Die alten brahmanischen Weisen gefielen sich in der vermeintlich tiefsinnigen Lehre: „Zwei Sonnenstrahlen, von der Sonne ausgegangen, vergaßen unterwegs, von

wannen sie entsprangen." Es ist das die Ansicht von der Emanation (Ausstrahlung, Ausströmung) der Geister oder Seelen aus dem Wesen Gottes, eine Ansicht, die mit der Kenntniß von seiner schöpferischen Allmacht und Heiligkeit gar nichts gemein hat und ihr geradezu widerspricht. Die falsche Wissenschaft der späteren Denker hat diesen Grundirrthum nicht verlassen. Wenn die Buddhisten ihre Seligkeit (Nirvâna) darin suchen, von der Gottheit ganz aufgezehrt zu werden, so daß ihr eigenes beschränktes Dasein aufhört und völlig in Gott verschwindet, so gehen jene Ansichten, welche Gott als das allgemeine, die Geschöpfe als das Besonderte betrachten, im Wesentlichen auf dasselbe hinaus und bieten keinen Boden, aus dem jemals ein wahrhaft sittlich freies Dasein erwachsen könnte. Die Entwicklungslehre von unten nach oben, von der Natur zum Geiste gestaltet sich noch trostloser als die vom blinden Schicksal, und setzt eine gänzliche Unkenntniß der wesenhaften Verschiedenheit jener beiden Faktoren voraus, indem es ebenso widersinnig ist, die Verleiblichung eines Geistes (seine Verwandlung in einen Körper), als umgekehrt die Entwicklung eines sittlichen Geistes aus der Körperwelt für möglich zu halten.

Weder die Ausströmungs- noch die Entwicklungslehre erheben sich über die Tiefen der erschaffenen Natur, welcher allerdings diese beiden Vorgänge (Emanation und stufenweise Fortbildung) so eigenthümlich sind, daß mittelst derselben die ungeheure Raumgröße und Mannigfaltigkeit der sichtbaren Welt

hervorgebracht wird. Ueber den unendlichen Urheber derselben, über seine sittlichen Geschöpfe und ihr Verhältniß zu Ihm wissen jene Systeme keine Auskunft zu geben. Die Anhänger solcher Lehren haben daher nicht die mindeste Berechtigung, von ihrem Standpunkt aus die höchste und einzige Lebensweisheit, die das Christenthum darbeut, zu läugnen, und wenn sie dennoch sich dessen erdreisten, so darf man mit Fug und Recht jenen Uebermüthigen sie beizählen, von denen der Apostel aussagt: der Gott dieser Welt (und die Natur, die sie als das ewige Weltprinzip betrachten), habe ihren innern Sinn geblendet, damit die Erleuchtung des Evangeliums der Glorie Christi ihnen nicht glänze.

Es ist also, diesem Zeugnisse zufolge, kein Geringerer als der Fürst dieser Welt, der Lügner vom Anfang her, der die Heiligkeit Gottes, die Oberherrlichkeit des allgebietenden Gesetzgebers und Richters durch die Nebel pantheistischer Wahngebilde zu verhüllen und zu verdunkeln sucht. Weil jedoch das Licht mächtiger ist als alle Finsternisse und es daher dem einfachen, aufrichtigen Streben nach Wahrheit nicht schwer fallen kann, diese Nebel zu zerstreuen, so hat der alte Verfinsterer der Herzen noch anderweitige Mittel des Trugs bereit, um seine Herrschaft zu sichern. Außer den Schlingen und Netzen der falschen Voraussetzungen, der schimmernden Redekünste, der eilfertigen Schlüsse, stehen ihm auch die giftigen Pfeile des Spottes, die Keulenschläge des Hohnes zu Gebote,

welche auf die Empfindlichkeit und Eitelkeit der Sterblichen berechnet, selten ihre Wirkung verfehlen.

Es kann nicht geläugnet werden, was in jedem Jahrhundert nur allzu oft sich wiederholt, daß nämlich unter gewissen Zeitverhältnissen und durch den Einfluß hervorragender, kühner Geister die Zahl der Feinde, die mit solchen Waffen streiten, dergestalt in einer Weise überhand nimmt, die auch die Glaubenssichern, Erleuchteten und ihrer Ueberzeugung Treuen bedrängt und erschüttert, so daß sie zur Bitte und Klage bewegt werden, die unsern Psalm beschließt: „Erbarme dich unser, o Herr, denn gesättigt sind wir von Verachtung; übersatt ist unsere Seele vom Hohn der Uebermüthigen, von der Schmähung der Gewaltthätigen.“ Nichts ist nämlich bei großen wie bei kleinen Tyrannen gewöhnlicher als die Sucht, ihren barbarischen Uebermuth mit irgend einem hämischen Scherz zu schmücken, und der herzlosen Grausamkeit einen Anschein von Witz und Scharfsinn zu geben.

So hat es der arianische Gothenkönig Humerich in Carthago zu thun beliebt, auf dessen sinnreiche Bosheit wir (weil neuere Beispiele gehässig sind) zurückblicken wollen. Nachdem er alle rechtgläubigen Bischöfe beraubt und von ihren Sitzen vertrieben, ließ er sie auf einem Platze außerhalb der Stadt bewachen, wo sie ohne Obdach der afrikanischen Sonnenhitze ausgesetzt, die bitterste Noth zu dulden hatten. Nicht wenige derselben, von gothischen Kriegern nieder geritten, fanden ihren Tod unter den Hufen der Rosse; den Uebrigen wurde auf einer Pergamentrolle ein Document

vorgelegt, welches die Erklärung ihrer Bereitwilligkeit enthielt, nach Hunerichs Ableben seinen Sohn Hilderich als König anzuerkennen, und ihm unbedingt zu gehorchen. Dieser Erklärung war dann noch das Versprechen beigefügt, keine überseeischen (transmarinen) Briefe mehr abzusenden, d. h. mit der Mutterkirche in Rom jeden schriftlichen Verkehr aufzugeben. Was man nämlich bei uns, der zwischenliegenden Alpen wegen, ultramontan zu nennen pflegt, wurde von jenen Arianern, die das mittelländische Meer von Italien schied, in nicht minder gehässiger Nebenbedeutung transmarin genannt. Dieß Document sollten sie feierlich beschwören. Die Bischöfe, eine Zeitlang unschlüssig, theilten sich in zwei Parteien. Die einen entschlossen sich einfach, den Eid zu leisten, damit das Volk ihnen nicht vorwürfe, es sei ihre Schuld, daß die Gotteshäuser verschlossen blieben. Die Anderen, die schärfer sahen und den Trug durchschauten, fanden es rathsamer, den Schwur aus dem Grunde zu verweigern, weil Christus das Schwören verboten habe. Nun ließ aber die Enthüllung des Trugs nicht lange auf sich warten. Denjenigen, die den Eidschwur abgelegt, ließ Hunerich entbieten, daß sie, weil sie gegen die Vorschrift des Evangeliums gehandelt, von ihren Kirchen getrennt bleiben, und nimmermehr sich unterfangen sollten, irgend eine bischöfliche Funktion zu üben. Die Anderen, die den Schwur abgelehnt, wurden als Rebellen und Feinde des Thronfolgers uach Corsica verbannt, um dort für den Schiffsbau die Bäume zu fällen.

In der That, wenn die Verhöhnung des Glaubens und der lehrenden Kirche so weit geht, und von solcher Grausamkeit begleitet wird, wie in diesen und unzählbaren ähnlichen Fällen — denn selbst die wilden Cherokesen verstanden sich auf den Witz, die Glaubensboten mit siedendem Wasser zu taufen — dann haben die Gläubigen wohl gerechte Ursache, die erbarmende Hilfe Gottes anzurufen. Solche Fälle hingegen, in denen es bei bloßer Verspottung sein Bewenden hat, wo die Verfolgung lediglich mit Worten und andern Zeichen der Schmähung sich begnügt, scheinen doch kaum wichtig und dringend genug, um zu einem so flehentlichen Gebete zu berechtigen. Wird es nicht den Aposteln nachgerühmt, daß sie sich freuten, für den Namen Jesu Schmach zu dulden? Erklärt nicht der Lehrer der Heiden, daß er sich des Evangeliums nicht schäme, weil es die Kraft Gottes sei allen Gläubigen zum Heile? Sagt er nicht in gleicher Beziehung: sofern ich noch den Menschen gefiele, würde ich ein Diener Christi nicht sein? *)

Diese Fragen zu lösen, werden wir einer mehrseitigen Erörterung bedürfen. Vor allem nämlich ist anzuerkennen, daß die Ehre in der menschlichen Gesellschaft ein Recht sei, auf welches vermöge seiner freien Menschenwürde Jeder den Anspruch hat, der sich ehrenhaft, d. h. dem sittlichen Gesetze gemäß benimmt. Dieß an sich gerechte Verlangen darf aber nicht die billigen Grenzen so weit überschreiten, daß

---

*) Röm. 1, 16. — Galat. 1, 10.

man der Ehre nachjagt, oder vollends für das Weltliche und Vergängliche das Ewige aufs Spiel setzt, und die Ehre, die bei und von Gott ist, für nichts achtet, um durch eine vermeintliche höchst erbärmliche Geistesfreiheit vor den Menschen zu glänzen. Die echte Würde der Christen, (lehrt Augustinus), hat nicht auf Erden, sondern im Himmel ihren Grund und Boden. Wenn nun dennoch der Hohn, der die Frommen trifft, als ein Uebel angesehen wird, so geschieht dieß vornehmlich im Hinblicke auf die Ehre Gottes, d. h. auf die Anerkennung seiner unendlichen Macht uud Güte, weil von dieser Heiligung des göttlichen Namens das Heil der Menschen abhängt. „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib die Glorie um Deiner Gnade und Wahrheit willen!" *) Wenn die Gläubigen und Gerechten ihres Glaubens wegen geschmäht werden, so ist es der Ewige selbst, der in ihnen mißachtet wird. Andrerseits kann der Name Gottes, die Offenbarung seines heiligen Willens nicht verachtet werden ohne schmerzliche Kränkung der Gottesfürchtigen, ohne drohende Gefahr für die Spötter und Läugner selbst. Damit dieser Name geheiligt werde, damit seine Liebe heilbringend sich verherrliche, hat er durch sein menschgewordenes Wort Gnade und Wahrheit gesendet; diese sind die beiden Lichtstrahlen seiner Offenbarung. Dagegen sind Haß und Lüge die beiden Mächte der Finsterniß, welchen die göttliche Weltregierung nicht

*) Ps. 113, 9.

selten einen großen Spielraum gönnt; so daß „der Hohn der Uebermüthigen, die Schmähung der Gewaltthätigen“ zu manchen Zeiten keine Schranken mehr einhält, und sich des Sieges schon völlig versichert wähnt.

Wozu jedoch ein so weiter Spielraum? warum soll das Gebet der Unterdrückten so lange ohne Erhörung bleiben? In unserm Psalme wenigstens ist von keiner Erhörung die Rede. Während andere Psalmen mehrentheils mit dem Ausdruck des Trostes, mit dem Aufschwung des Vertrauens schließen, erscheint dieser wie abgebrochen mitten in der Klage! — Wir wollen, um den Grund davon zu errathen, Himmlisches und Irdisches vergleichen. Bei einem weitgebietenden Herrn, Kaiser Karl dem Fünften, wurde der Gesandte eines Fürsten zur Audienz vorgelassen, der, nachdem er sein Ansuchen vorgetragen, sofort um eine huldvolle Antwort bat. Der Kaiser erwiederte: ich habe euch lediglich die Audienz, nicht aber die Antwort bewilligt, für die ich noch Zeit zum Nachdenken brauche. — Bei dem Herrn der Allmacht ist ohne vorläufige Anmeldung einem Jeglichen die Audienz bewilligt, denn nahe ist er Allen, die ihn anrufen; auch bedarf er, um Antwort zu ertheilen, keiner Frist noch Ueberlegung. Wenn er dennoch uns warten und harren läßt, so werden wir deßhalb unsere Bitten uicht für fruchtlos halten dürfen, sondern unser beschränktes Urtheil der Unendlichkeit seiner Güte und Weisheit unterordnen. Denn „die Augen

des Herrn sind auf Jene gewendet, die ihm mit Ehrfurcht ergeben, und die auf seine Barmherzigkeit hoffen. Unsre Seele harret auf den Herrn, denn unser Helfer und Schild ist er. In Ihm wird unser Herz sich erfreuen, weil wir auf seinen heiligen Namen unser Vertrauen gesetzt."

VIII.

Der 124. Stufenpsalm.

„Die auf Jehova vertrauen, sind wie der Berg Sion, der nicht erschüttert wird."

Eingang.

Eine mittelalterliche Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge erzählt von zwei Rittern des Tempelordens, die auf einem Zuge gegen die Saracenen mitsammen auf einem Pferde saßen. Vor dem Beginne der Schlacht hatte sich der Voransitzende dem Schutze des Heilands empfohlen; der Andere hingegen, der hinter seinem Rücken saß, der Obhut desjenigen, der, wer immer er sei, am besten zu helfen vermöchte. Und siehe da: der Vordermann ward schwer verwundet, der Andere kam mit heiler Haut davon. An diese Sage haben dann noch mancherlei andere nicht minder unheimliche als abergläubische Märchen sich angesetzt, wie dieß eben dem rohen Unverstande und der dünkelhaften Zweifelsucht eigen ist, das heilige Gottvertrauen einer träumerischen Gemüthstimmung gleich zu achten, und

die Anrufung Gottes für eine kindische und völlig fruchtlose Bemühung zu erklären.

Mit Recht bezeichnet der heilige Laurentius Justinianus in der Anwendung des Lehrsatzes, daß wir hienieden durch den Glauben (vermittelst der Grundlehren desselben) wandeln, den Glauben als den Fuß der Seele. Der Unglaube und der Zweifel sind daher einer geistigen Lahmheit vergleichbar, die jeden Fortschritt des sittlichen Lebens oder Wandels hindert. Und diese Art der Erschlaffung und Lähmung ist es, gegen welche die wirksame Arznei im 124. Psalm sich darbietet. Es wird darin zuerst von einem Jeglichen, der auf Gott vertraut, gerühmt, daß er dem Sionsberge ähnlich sei, der nicht erschüttert wird, nicht wankt, und daß sein Vertrauen ihn nicht täuschen, nicht leer ausgehen werde, selbst wenn dem Anscheine nach das Gegentheil eintritt, wenn nämlich die Ungerechtigkeit zu einer Macht, der alles gelingt, sich steigert. Deßhalb wird die Versicherung hinzugefügt, daß der „Scepter der Bosheit," die Gewaltherrschaft der Argen nicht immerfort lasten werde auf dem Loose (dem Erbtheil, der Anwartschaft) der Gottesfürchtigen und Gerechten. Es kommt aber noch eine Warnung hinzu, gerichtet an jene Zweideutigen und Doppelsinnigen, die von ihrer Selbstsucht auf schiefe Wege sich verleiten lassen, um es mit keiner Partei zu verderben. An diese ergeht die Drohung, daß sie nicht die selige Zukunft der Gerechten theilen, sondern dem Geschicke der Ungerechten anheimfallen werden. — Wir haben demnach drei geistige Zustände vor uns, und zwar das feste Gott-

vertrauen der Gerechten, die dreiste Zuversicht der Ungerechten, das grundlose Selbstvertrauen der Halbgerechten, die wir nun, dem Gange des Psalmes folgend, näher betrachten wollen.

1.

In der glänzenden Reihe jener edlen und charakterfesten Männer, welche die deutsche Vorzeit schmückten, war einer der vorzüglichsten, der heilige Bardo, Erzbischof von Mainz, den man im weiten deutschen Reiche als den Vater der Dürftigen und Engel des Friedens ehrte. Als (im Jahre 1051) seine letzte irdische Stunde gekommen, und ein Freund ihn zu mahnen für gut fand, er möge auf Gottes Güte vertrauen, da erwiederte der Sterbende: „Soferne ich nicht stets dieß Vertrauen geübt, was hätte ich sonst? Der Herr weiß es, ob ich jemals auf irgend einen Andern meine Zuversicht gesetzt.“ Wahrlich ein großes Bekenntniß, und eines solchen Mannes würdig, an dem der Psalmvers sich bewährt hat: „Die auf den Herrn vertrauen, sind wie der Berg Sion, der nicht erschüttert wird, sondern ewig fest steht. Gleichwie rings um Jerusalem Berge, so rings um sein Volk ist Jehova nun und ewiglich.“ Im ähnlichen Sinne wird von anderen Psalmen ausgesagt: „mit einem Schilde wird seine Treue dich umgeben und schirmen; meine Stärke und mein Ruhm ist Jehova, und durch Ihn ist mir Heil geworden.“

Ein merkwürdiges Beispiel von der Macht dieser Gesinnung hat sich an einem Bauernmädchen in Castilien

ergeben, das von früher Jugend an kein anderes Verlangen hatte, als in das Frauenkloster zu Abula oder Avila einzutreten, um dort den Dienst einer Laienschwester zu versehen. Ihren Brüdern war dieses Vorhaben mißfällig; sie suchten es zu vereiteln, und um sie selber davon zu überzeugen, daß ihre Kräfte dem beschwerlichen Dienst im Kloster nicht gewachsen seien, verfuhren sie mit ihr, wie mit einer Sklavin, die man schonungslos zu jedem Geschäfte verwendet. Sie mußte die härtesten Arbeiten eines Taglöhners verrichten und Lasten schleppen, die fast für zwei Männer zu schwer waren. Allein sie verrichtete dieß alles gleichsam spielend, und die schweren Bürden schienen ihr so leicht, daß sie selbst darüber lachen mußte. Die Schnitter banden eigens für sie bestimmte Garben von doppeltem Gewichte, die sie jedoch so flink hinweg trug und so behende auf den Wagen warf, daß die Arbeiter ihr Geschäft ruhen ließen und mit Verwunderung ihr zusahen. Nachdem sie das Getreide auf der Tenne abgeladen, ward ihr befohlen, es nach der dort üblichen Weise zu dreschen. Man wählte dazu zwei Paare der wildesten und unbändigsten Ochsen, um zu sehen, wie sie mit diesen widerspenstigen Thieren zurecht kommen würde. Allein auf ihren Ruf kamen sie heran und neigten ihre Nacken völlig zahm unter das Joch. Durch diese und ähnliche Proben ließen endlich die Brüder der Jungfrau sich bestimmen, ihrem Berufe kein Hinderniß mehr zu setzen. Immerhin aber könnte man diese Vorgänge bezweifeln, wenn nicht sie selber in ihrer schlichten und lieblichen Weise

sie erzählt hätte, und wenn diese Erzählerin nicht die edle und geistreiche Anna Garcias wäre, welche der heil. Theresia als erste Gefährtin sich anschloß, und von dieser der innigsten Freundschaft gewürdigt wurde.

„Die auf den Herrn vertrauen,“ so verkündet der Seher, „erneuern ihre Kraft; sie eilen und werden nicht müde, sie schreiten voran, ohne zu ermatten. Der Herr ist es, der den Müden Kraft gibt und den Schwachen große Stärke“. Ja eben in den Schwachen offenbart sich Gottes Macht*), zumal im geistigen Sinne; soferne nur ein solches Vertrauen nicht in bloßen Redensarten gesucht wird, sondern sich thatsächlich als solches erweiset. So ward einst der heil. Karl Borromeo angelegentlichst gewarnt und gebeten, sich von einer gewissen Straße fern zu halten, weil dort Meuchelmörder bestellt seien, die auf ihn lauerten. Er jedoch erwiederte mit der Frage: „Ist denn Gott für nichts und wieder nichts in der Welt?“ Und wahrlich dieses Nichts, diese Negation ist im Reden und Thun der Sterblichen nur allzu oft gebräuchlich. Gar vieles, was man nur deßhalb leugnet, weil man es nach seiner Ursächlichkeit nicht versteht, oder nach seinem innern Wesen nicht begreift; gar vieles, was man nur deßhalb für unwirklich (nicht real vorhanden) hält, weil es den Sinnen verborgen, wird gern dadurch abgethan, daß man es für null und nichtig erklärt. Wie leicht verirrt und entfernt man sich durch diese Gewohnheit sowohl von dem

*) Jesai. 40, 31. — 2. Cor. 11, 10.

übersinnlichen Leben des denkenden Geistes, dem die bloße Erscheinungswelt nicht genügen kann, als von dem Gebiete des reinen Glaubens, das ja ebenfalls dem Geiste angehört!

Es ist aber, wie der Apostel lehrt, der echte Glaube die feste Zuversicht auf das, was gehofft wird, das Ueberzeugtsein von Dingen, die nicht sichtbar sind *), und Chrysostomus nimmt keinen Anstand zu erklären, daß der Glaube zuverlässiger sei als die Vernunft, d. h. als das nach dem Grunde der Dinge forschende geistige Denken. Das Wesen der sichtbaren Dinge und der Körperwelt überhaupt, welches wir mit dem vielgebräuchlichen Namen der Natur bezeichnen, ist weder durch das Fernrohr und Mikroskop, noch (in der Spectralchemie) durch die Farbenlinien im Prisma entdeckbar, weil es jederzeit nur die Erscheinungen sind, die mittelst dieser so lehrreichen Behelfe beobachtet werden, während die Erkenntniß des Wesens, ähnlich der Linie des Horizonts, immer in gleiche Ferne sich zurückzieht. Wie sollte es mit der Geisterwelt sich anders verhalten, welche vollends durch kein optisches Werkzeug, durch keinen chemischen Prozeß sich beobachten und erforschen läßt! Und gerade in diesem, uns für jetzt unsichtbaren Gebiete sind jene seligen Güter vorhanden, die unser Psalm das Loos, den Antheil oder das Erbe der Gläubigen nennt.

Von diesem Erbe ist ein Theil, gleichsam als Anrecht und Bürgschaft, schon im dießseitigen Leben

*) Hebr. 11, 1.

unser Besitzthum, vom Weltapostel das anvertraute Gut, oder auch wegen des Adels und Werthes die schöne und hehre Hinterlage genannt *), ein Ausdruck, in welchem er sowohl die Thatsachen als die Lehren und Güter des Heils zusammen faßt. Ohne Zweifel ist das ein überaus kostbarer Besitz, der nur allzu selten nach seinem wahrhaften Werthe erkannt und dankbar benützt wird. „Zum ewigen Eigenthume, so heißt es im Psalme, habe ich o Herr, deine Zeugnisse erworben, welche die Wonne meines Herzens sind" **). Denn wer dieser Güter sich erfreuen, ihres Heiles sich versichern will, der muß im lebendigen Glauben, in der Wachsamkeit der Sebstbeherrschung und der neidlosen Liebe sie bewahren, weil sie ihm sonst verloren gehen, ohne daß er dieses Verlustes inne wird.

Was den andern oder zukünftigen Theil dieses Erbes betrifft, so bezeichnet der Apostel denselben nicht als das ihm anvertraute, sondern als das ihm hinterlegte, ihm aufbehaltene und aufbewahrte Gut, und Petrus redet davon, im Gegensatze zu den irdischen Gütern, als dem unverwelklichen, unwandelbaren, unbefleckbaren, in ewiger Schönheit blühenden Besitzthum, das im Himmel uns bewahrt wird ***). Dieser Besitz ist also unser, insoweit wir ihn zu erhoffen berechtigt sind; wird die Hoffnung erfüllt oder verwirklicht, so hat sie ihr Ziel erreicht. Denn, wie

*) 2. Timoth. 1, 14.

**) Ps. 118, 111.

***) 1. Petr. 1, 4.

Petrus Chrysologus so schön bemerkt: „Süß ist der Brief des Freundes, aber nur so lange, bis er selber kommt; nothwendig ist die schriftliche Urkunde, aber nur bis die Verpflichtung gelöset worden." In solcher Anwartschaft soll der Gläubige als adoptirtes Kind des ewigen Vaters, als Miterben Christi sich wissen und benehmen, und hier ist der Wendepunkt, an welchem im Allgemeinen die Gesinnungen der Menschen sich scheiden. Der Gläubige und Gerechte, wie Bernardus bemerkt, hoffet und wartet; das Erdenleben ist ihm daher nicht Alles; der irdisch und weltlich Gesinnte hingegen, der von Gott abgewendet, erwartet im Jenseits, dem er keine reale Geltung beimißt, soviel als nichts, und eben deßhalb, weil er nur nach irdischen Gütern trachtet und keine künftigen hofft oder erwartet, gibt er sich all' den Begehrungen und Leidenschaften hin, die ihn zum Knecht der Sünde herabwürdigen.

Diese Hoffnungslosen sind die Epikuräer, deren Weisheit beinahe so alt ist als die Menschenwelt, seitdem der Unglaube und der Tod in dieselbe eingedrungen. „Unser Leben," so lautet ihre Rede, „gleich dem Saum einer Nebelwolke schwindet es dahin, der Geist zerfließt wie eine dünne Luft, unwiederbringlich fahren wir dahin, und Niemand kehrt zurück." Dieser leichtfertigen Voraussetzung folgt dann im poetischen Schwunge der Aufruf zum üppigen Lebensgenuß, mit dem Bedeuten, dieß sei der Theil und das Loos, das den Vorurtheilsfreien beschieden. Um aber dessen froh zu werden, müsse man vor allem die beengenden Schranken

entfernen und jene beschwerlichen Mahner hinweg räumen, die durch Wort und Wandel dem Recht und der Sitte Zeugniß geben. „Unser Gesetz und Recht sei die Gewalt; was schwach ist, erweiset sich als unnütz" *).

Nun ist kaum jemals ein Zeitalter vorüber gegangen, in welchem sich solche Grundsätze nicht geltend gemacht. Und da es mehrentheils nicht die sittlichen Ideen, sondern die Erfolge, die verlockenden Beispiele, die glänzenden Außenseiten sind, welche die Gemüther fesseln, so ist es unter gewissen Zeitverhältnissen nicht schwer dahin zu bringen, daß die Frommen verdächtigt, die Gerechten bedrängt, die Schwankenden und Gesinnungsschwachen irre geführt werden und in Gefahr gerathen, ihr ewiges Erbtheil zu verlieren. Wie über das alles zu urtheilen, und wie es mit der Idee der göttlichen Gerechtigkeit und Güte vereinbar, darüber wird die zweite Hälfte des Psalmes uns Auskunft geben.

2.

Auf der unter britischer Herrschaft befindlichen Insel Guernsey war in früheren Jahrhunderten ein Rechtsgebrauch üblich, der gegenwärtig nur selten mehr beobachtet wird. So oft ein Bewohner dieser Insel im Rechte seines Besitzes verletzt oder gestört wurde, indem ein Anderer von seinem Grund und Boden sich etwas aneignete, begab er sich in Begleitung

---

*) Buch der Weisheit 2.

zweier Zeugen an den Ort, den der Nachbar zu benützen sich angemaßt, und rief daselbst dreimal mit lauter Stimme: „Haro" *), durch welchen Ausruf er im Namen des Herzogs, oder späterhin des Königs von England alle ferneren Arbeiten oder Bauten verbot, die auch sogleich eingestellt wurden. Hierauf ging er hin, um von der Einsprache, die er gethan, beim Baillif oder Oberrichter die Anzeige zu machen, der dann sieben erprobte Männer zur Untersuchung des Thatbestandes beorderte, weil der Ruf Haro soviel als die Berufung an den Landesgebieter zu bedeuten hatte.

Wie oft nun geschieht es nicht, daß ein solcher Ruf auf Erden ertönt, der jedoch an einen unendlich höheren Gebieter appellirt! Wie Viele, die in ihren heiligsten Rechten gekränkt, von keiner irdischen Macht beschützt, eine andere Hülfe nicht übrig haben, als die Anrufung der richterlichen Gerechtigkeit Gottes! Und wie sollte dieß Vertrauen irre gehen, wie könnte dieser Nothruf unvernommen bleiben! Bezeugt nicht die Schrift vom Blute des Schuldlosen, daß es von der Erde gen Himmel schreit? Sagt der Apostel nicht das Gleiche von dem Arbeiter, der um den sauer verdienten Lohn, und sonach um die Mittel seines Unterhaltes betrogen wird? Es werden auch die Frevel jenes Volkes, dessen Städte jetzt das todte Meer bedeckt, ein Aufschrei genannt, der gen Himmel ansteigt weil ein so allgemeiner, frecher, strafloser Widerspruch

*) Man leitet dieß Wort ab von Ha Rollo oder Rou, dem Namen eines Herzogs, der ehedem die Insel beherrschte.

gegen das sittliche Gesetz die ewige Gerechtigkeit gleichsam heraus fordert.

Bei allem dem geschieht es doch nur in einzelnen Fällen und ausnahmsweise, daß die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße folgt, so daß in solchen Ereignissen die Ahndung einer höheren Macht schon den Heiden sich kundgab. Ein merkwürdiges Beispiel der Art ist in den Geschichten der Hellenen aufbehalten. Als der Thebaner Skedasios einst von einer Reise in sein ländliches Haus zurück kehrte, war er sehr befremdet darüber, daß seine beiden Töchter, sittsame Jungfrauen von seltener Schönheit, ihm nicht wie gewöhnlich entgegen kamen. Lange suchte er vergeblich nach ihnen, bis zuletzt das Bellen seines Hundes ihn auf die Spur brachte. Sie lagen getödtet in der Tiefe des Brunnens. Durch seine Nachforschungen entdeckte er, daß zwei Wüstlinge, seine Abwesenheit benützend, die armen Jungfrauen überfallen, und durch den Widerstand derselben in Wuth gebracht, sie getödtet und in den Brunnen geworfen hatten. Diese Missethäter waren Spartaner. Er ging deßhalb nach Sparta, um sie anzuklagen; da er jedoch bei den Richtern kein Gehör fand, zog er durch die belebtesten Straßen, und rief mit lauter Stimme die Rache der Götter über die Stadt herab. Als nun bald nachher zwischen den Völkern von Sparta und Theben ein Krieg zum Ausbruch kam, ging er dem thebanischen Feldherrn Pelopidas entgegen, und munterte ihn auf, mit voller Zuversicht vorzudringen; denn, sprach er, da du gegen die Feinde und Verhöhner der Gerechtigkeit streitest,

werden dir die Himmlischen den Sieg in die Hand geben. In der That wurde das Heer der Spartaner aufs Haupt geschlagen und gänzlich zerstreut, das stolze Sparta mußte vor den Thebanern sich beugen; und dieser glänzende Sieg wurde an demselben Orte erfochten, an welchem die beiden Ermordeten lagen, die erst jetzt zur Erde bestattet wurden.

Mit Recht hat schon Hesiodus gesagt: die Strafe sei gleichen Alters mit dem Verbrechen, weil beide aus derselben Wurzel hervor sprossen. Jeder Ueberschreitung des göttlichen Gesetzes, jeder Schuld gesellt sich unverzüglich im Innern des Menschen die Strafe zu, weil jede sündhafte That den Geist herabwürdigt, seine sittliche Kraft verletzt, und weil jedes neue Vergehen als eine Strafe des früheren sich betrachten läßt. Wird aber lediglich auf solche Folgen und Geschicke geachtet, die äußerlich und sinnfällig zu Tage treten, so hat es allerdings oft den Anschein, als ob der Ruf der Gedrückten und Gequälten, ihr Schmerzensschrei (im wahren Sinne dieses viel gemißbrauchten Wortes) und der schrille Mißton, mit welchem jede frevelhafte That die Harmonie des Gottesreiches durchschneidet, im himmlischen Heiligthume gar nicht vernommen würde. Das Einschreiten der richterlichen Gottesmacht bleibt aus; der Tag der Vergeltung zögert, und, wie es die Schrift (im Buche Coheleth) bemerkt: „weil nicht schnell vollzogen wird wider die Bösen das Urtheil, wird das Herz der Menschensöhne verwegen, so daß sie ohne Scheu das Böse thun. Da gibt es Gerechte, über welche das Unglück hereinbricht, als hätten sie

die Werke der Frevler verübt, und wiederum Ruchlose, die solcher Wohlfahrt sich erfreuen, als hätten sie die Werke der Gerechten *)."

Weil solche räthselhafte Thatsachen von jeher Bedenken erregt, und sogar den Glauben an die göttliche Weltregierung erschüttert haben, so begegnet unser Psalm diesen Zweifeln mit der Versicherung, daß die göttliche Hülfe niemals fern sei. „Denn nicht liegen bleiben wird der Scepter der Bosheit auf dem Loose der Gerechten." Nicht für lange Dauer bleibt den Gewaltthätigen die Herrschaft eingeräumt; sie ist auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit beschränkt. Allein da auch in kürzester Frist sehr viel Böses vollbracht werden kann, so ist damit noch die Frage nicht gelöst, warum wohl überhaupt, es sei für geringe oder längere Dauer diese Machterhebung der Ungerechten zugelassen werde? Die Auskunft, die wir darüber zu geben im Stande, wird nicht befriedigend genug sein, um alles Einzelne völlig klar zu machen. Denn die menschlichen Thaten mit ihren Folgen verflechten sich in eine lange, überaus verwickelte Kette, die bis zum letzten Abschluß der Geschichte sich hinaus erstreckt. Auch thut es noth, daß wir uns den Spruch des heiligen Augustinus zu Gemüthe führen; wenn das Ursächliche der Werke Gottes dem Menschen verborgen bleibt, so möge er nicht vergessen, daß er ein Mensch ist. Was wir jedoch davon im Allgemeinen verstehen können und sollen, läßt sich in einigen Grundzügen in Kürze zusammen fassen.

---

*) Eccles. 8, 11.

Der Mensch ist die persönliche Einheit zweier verschiedener Wesenheiten, nämlich eines organischen (animalischen) sinnbegabten Leibes, und eines erschaffenen Geistes. In dieser wundersamen und geheimnißvollen Einigung ist er für sein wahrhaftes Leben, für seine ewige Bestimmung abhängig von der Gnadenhülfe der göttlichen Liebe. Es wirken daher in der Entwicklung der Menschheit, oder in der Weltgeschichte drei Mächte (Potenzen oder Faktoren) zusammen, nämlich die in der Natur oder Körperwelt herrschende Nothwendigkeit, aus welcher das hervorgeht, was man das (blinde) Geschick nennt; dann die Freiwendigkeit oder Willensfreiheit, oder die Kraft, sich selbstbewußt und aus eigener Wahl zu irgend einer That zu bestimmen; eine Macht, welche nur dem menschlichen Geiste zukommt; und endlich die Gnade, oder die Mittheilung übernatürlicher geistiger Gaben, die von der göttlichen Liebe den Ausgang nimmt.

Da nun die Natur (die Physis) keine absolute Macht ist, wie die Stoffanbeter es annehmen, und da die Gnade keine unwiderstehliche Gewalt übt, wie manche Irrlehrer behauptet haben, so steht in der Mitte zwischen Natur und Gnade die Willensfreiheit, deren Wesen eben darin beruht, daß sie keiner Nöthigung unterworfen sein, keinem Zwange unterliegen kann, sondern aus eigener Wahl nach der einen oder der anderen Seite hin sich bestimmt. Durch diese Kraft vermag der Sterbliche, wiewohl nicht ohne Mithülfe der Gnade, zur vollen sittlichen Würde sich zu erheben; er kann aber auch, indem er dem Zuge der

Natur sich hingibt, zur thierischen, brutalen Wildheit herabsinken, und zugleich, durch Erstarrung der Selbstsucht, in dämonische Bosheit ausarten.

Allen Einzelnen wird daher für ihre Freithätigkeit eine gewisse Zeit gegönnt, der Spielraum zugemessen, weil Gott die Frommen prüft und läutert, und die Willenswendung der Treulosen in Langmuth erwartet. Als das Geschick jener Galiläer, welche Pilatus während der Darbringung ihrer Opfer umbringen ließ, den Jüngern des Herrn berichtet wurde, da sprach er zu ihnen: Meinet ihr etwa, daß diese Galiläer größere Sünder als alle ihre übrigen Landsleute gewesen seien, weil sie solches erduldet? Keineswegs; sondern sofern ihr nicht Buße thut, werdet ihr Alle ähnlich zu Grunde gehen. Er wies noch auf ein anderes Ereigniß hin, das damals im frischen Andenken stand: an den Einsturz des Thurmes von Silo, um daran die ähnliche Frage zu knüpfen: ob die achtzehn Menschen, die dabei verunglückten, ärgerer Vergehungen schuldig gewesen, als alle übrigen Bewohner Jerusalems? Und indem er diese Frage in gleicher Weise beantwortete, gestaltete sich die ganze Rede offenbar als eine Weissagung des Gottesgerichtes, das über das ganze Land sammt der Hauptstadt und dem Tempel verhängt war. Denn gleich dem Thurm von Silo stürzten die stolzen Mauern, die Prachtbauten und Säulen, die Bewohner unter den Ruinen begrabend; und gleich jenen Galiläern, die Pilatus ermorden ließ, wurden Unzählige durch das Schwert der Römer hingeschlachtet.

Alles dieß geschah ihnen, weil sie, in selbstverschuldeter Blindheit und Ausartung, die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkennen wollten, und daher, nachdem das Maß ihrer Bosheit voll geworden, als nichtswürdig und unverbesserlich dem Urtheil der Verwerfung anheim fielen. Die nämliche prophetische Bedeutung kommt daher auch der Parabel vom Feigenbaume zu, dessen Ausrottung von Seite des Eigenthümers schon beschlossen ist, für den jedoch der Gärtner noch die Frist eines Jahres erbittet, damit es sich zeige, ob der unnütze Baum unter sorgfältiger Pflege nicht etwa wieder aufleben und gute Frucht ansetzen werde. Dieß Gleichniß ward buchstäblich erfüllt, weil der messianische Gärtner noch ein volles Jahr auf Erden verweilte und wirkte; es erfüllt sich zu allen Zeiten an jedem Verkommenen und Gottentfremdeten, insofern in ihm, so lange er ein Erdenpilger bleibt, das Gewissen immer noch erwachen, das Licht, das alle Menschen erleuchtet, noch zum Siege gelangen kann.

In dem vielbewegten Zeitalter des siebzehnten Jahrhunderts trieb sich in Frankreich, Italien und Deutschland ein zügelloser Abenteurer herum, der im frechen Uebermuthe mehr Frevel verübte, als sich in Kürze beschreiben läßt. Jederzeit händelsüchtig und zum Blutvergießen bereit, hatte er viele Morde auf dem Gewissen; in den Kriegszügen, die er mitmachte, benahm er sich überaus grausam, und als Verführer der Unschuld richtete er großes Unheil an. Die Blasphemie war in dem Maße seine Lieblingsgewohnheit, daß er

den Dürftigen nur dann ein Almosen reichte, wenn sie auf's unsinnigste lästerten und fluchten. Als er einst während eines furchtbaren Gewitters über Land ritt, und dicht hinter seinem Rücken ein zündender Blitzstrahl herabfuhr, der einen Baum niederschlug, schoß er, gleich den wilden Goajires in Neu-Granada, seine Pistolen gegen den Himmel. Noch in derselben Nacht schlug der Blitz in sein Bett und setzte es in Flammen, doch auch diese Gefahr, die sein Leben so plötzlich zu tilgen drohte, ging an ihm vorüber, ohne seine Gesinnung zu ändern. Und dieser nämliche Mann, der nichts begieriger als Anlässe zu mörderischen Zweikämpfen aufsuchte, der alles, was auf das religiöse Leben Bezug hat, mit Wuth anfeindete und verhöhnte, wurde durch eine ganz unerwartete Wendung zu einem eben so liebevollen als demüthigen Pfleger der Armen und Siechen umgewandelt, der selber mit dem Gewande der Dürftigen sich begnügte. Das Schloß, das er in der Bretagne besaß, ward von ihm zu einem Hospitz für die Hilflosen und Siechen eingerichtet, welchen er mit aufopfernder Hingebung bis an sein Lebensende diente. Der Name dieses Mannes, der einer so aufrichtigen und wohlthätigen Buße sich unterzog, war Petrus (Pierre) von Queriolet.

Wer hätte solch' eine Herzenswendung vorausgesehen oder auch nur für möglich gehalten? Und hinwiederum, wie mancher Gläubige und Fromme, dessen Charakter wohl bewährt scheint, wird wankend und irre, weil die Prüfung zu hart an ihn heran tritt, und weil der Zweifel, vom grellen Gegensatze der

irdischen Dinge geschärft, an seiner Seele stets genagt hat? Von dieser Tentation und der Art, wie sie zu besiegen, ist in einem der Lehrpsalmen ausführlich die Rede. „Es wankte schier mein Fuß und irre ward ich an der Gerechtigkeit Gottes, als ich die Wohlfahrt der Ungerechten sah. Und da sprach ich bei mir: so hätte ich also vergeblich mein Herz geläutert und in Ergebung die Leiden geduldet? Allein, ließe ich so zu urtheilen mich verleiten, so würde ich treulos handeln an den Kindern Gottes, und ihre Sache verlassen. Ich sann darüber nach, um das Räthsel zu lösen, und es schien mir mühevoll und beschwerlich, bis ich in das Heiligthum Gottes einging (in den Glauben an sein heiliges und unsichtbares Walten). Hier wurde mein Blick gewendet auf das Ende der Frevler. Auf schlüpfrigem Boden stehen sie, sie müssen stürzen und in Trümmer zerfallen. Würde mein Herz sich erbittern und grollen, wie thöricht wäre ich dann! Aber ich hange stets an dir, o Herr; meine Rechte hast du erfaßt und lenkest mich nach deinem Wohlgefallen *)."

Wenn diese Bekenntnisse der rechten Gesinnung den Ausdruck geben, die sich im christlichen Geiste, im reinen Glauben über den äußerlichen Anschein erhebt, so machen sie doch andererseits von den bangen Zweifeln kein Hehl, die wie Herbstnebel die Seele umnachten, so daß diese, um darüber sich aufzuschwingen, der ganzen Macht des Glaubens bedarf. Allein die Fittige des Glaubens und der Liebe, die den Geist in die heitere

*) Ps. 72. (Nach Schegg und Delitzsch.)

Region des Gottvertrauens empor tragen, erlahmen gar oft oder vermögen ihn nicht in dieser Schwebe zu halten, wenn das Bleigewicht der Drangsale und Widersprüche ihn fortwährend zu den Tiefen gemeiner und ganz irdischer Denkart hinab zieht. Darin aber liegt (um es nach menschlicher Weise auszudrücken) der Beweggrund, der die Vorsehung bestimmt, den gesetzwidrigen und verbrecherischen Mächten ein Ziel zu setzen, und ihre rücksichtslosen Uebergriffe nicht lange zu dulden, und zwar, wie es in unserem Psalme gesagt wird: „Damit nicht etwa die Gerechten ihre Hände ausstrecken nach dem Unrecht" — damit sie durch die Ereignisse der flüchtigen Gegenwart sich nicht blenden und täuschen, durch das Gelingen arger Anschläge sich nicht erboßen und zu ähnlichen Ueberschreitungen hinreißen lassen.

Die Dauer einer solchen Herrschaft der Zwinggewalt und Lüge, die auch die Macht der Finsternisse und die den Frevlern überlassene Stunde heißt, wird daher nach dem Grade der Glaubensstärke oder Beharrungskraft der Gerechten bemessen; und während der Herr damit ihre Läuterung und Bewährung beabsichtigt, behütet er sie zugleich vor dem Abfalle, indem er derartige Prüfungen nicht zuläßt, welche die Widerstandskraft des Menschen übersteigen, sondern für jede Tentation einen guten Ausgang vorbereitet, damit wir nicht unterliegen *). Diese Vorbereitung und Fürsorge besteht in der Mittheilung der göttlichen Gnade,

*) 1. Cor. 10, 13.

in der Kräftigung und Tröstung des Geistes, sowie in der befreienden und rettenden Wendung im Gange der Ereignisse und Geschicke. Es folgt deßhalb im Psalme die auf diese Wohlthat abzielende Bitte: „Zeige dich gnädig, o Herr, den Guten und denen, die eines geraden Herzens sind!"

Nicht umsonst ist hier diese Umschreibung oder genauere Bezeichnung gewählt. Denn nur für die wahrhaft Guten wird Gottes Güte angerufen, als solche aber bewähren sich nur diejenigen, die geraden Herzens oder schlichten und einfachen Sinnes sind, so daß Denken, Reden und Handeln übereinstimmen. Darum ist auch die Rede nicht von jenen Doppelsinnigen, die es mit keiner Partei verderben möchten, die Gott und der Welt dienen, das göttliche Wohlgefallen, aber auch das der Menschen, die himmlischen Güter und zugleich die irdischen erwerben wollen, die daher nicht auf geraden Wegen wandeln und das Böse höchstens nur aus Furcht vor der Strafe unterlassen, während sie es im Herzen lieben, in ihren Wünschen hegen und pflegen. Wir können dabei an jenen sächsischen Bauersmann uns erinnern, der auf seiner Wiese stand, und während er das Heu wendete, an die schöne Zukunft dachte, welche die Aufhebung des alten Jagdrechts bringen und auch dem Bauer vergönnen werde, seinen Stutzen über die Schulter zu hängen und auf das edle Waidwerk auszugehen. Als er in diese Träumereien eben ganz vertieft war, lief ein Hase dicht an die Hecke heran, die seine Wiese begrenzte. Im Vorgefühl seiner künftigen Berechtigung hob er den Rechen, legte ihn

nach Schützengebrauch gleich einer Flinte an die Wange und zielte; da fiel ein Schuß, es knallte, und richtig lag der Hase auf dem Boden. Gleich nachher aber theilte sich das Gesträuch, durch die Hecke trat der Förster hervor und rief mit drohender Geberde: habe ich dich endlich ertappt, du Wilddieb? Der Bauer in seiner Bestürzung suchte sich zu entschuldigen; es war, sagte er, so böse nicht gemeint; wie konnte ich mir einbilden, das hölzerne Werkzeug da werde losgehen!

Nicht also der That überführt wurde der Landmann, wohl aber der Absicht; und solcher Schützen, die aus Neid oder Habsucht auf die Ehre, die Wohlfahrt, den Besitz ihrer Nebenmenschen zielen, gibt es gar viele, die jedoch, weil sie es beim Wunsch und Gedanken bewenden lassen, nicht blos für unschädlich, sondern auch für schuldlos und gerecht sich halten. Sie mögen als gute Leute beurtheilt werden, doch geraden Herzens sind sie nicht; ihr Gewissen versagt ihnen dieses Zeugniß. Nicht anders verhält es sich mit jenen Scheinfrommen, die sich selber so sehr, als die Andern zu täuschen suchen, indem sie eine sorgfältige Beobachtung religiöser Gebräuche und Förmlichkeiten zur Schau tragen, die ihnen zum Ersatzmittel oder Aequivalent der Tugend und Gerechtigkeit, und somit zur Beschwichtigung ihres Gewissens dienen soll. So ungefähr hat eine sehr vornehme Dame, Donna Maria de Padilla (Padija) es gehalten, deren Benehmen von einem berühmten Gewährsmann, dem gelehrten Bischof Guevara beschrieben worden ist. Als Führerin des spanischen Adels, der gegen Karl den Fünften

aufständig geworden, bedurfte sie großer Summen, um das angeworbene Kriegsheer zu unterhalten. Sie nahm deßhalb ihre Zuflucht zu den Schätzen der großen, an goldenen und silbernen Gefäßen, Lampen und Leuchtern überaus reichen Kirche von Toledo, versäumte jedoch nicht, dieß Geschäft mit allen Zeichen eines bußfertigen und zerknirschten Geistes zu vollführen. Sie ließ mehrere Trauerfackeln vor sich hertragen; sie selbst, in ein grobes schwarzes Trauerkleid gehüllt, rutschte auf den Knien fort, schlug immerfort, tiefseufzend an ihr Herz (was schon Augustinus mit der Arbeit des Straßenpflasterns verglichen hat) und geberdete sich auf dem tempelräuberischen Hin- und Rückwege, als wäre ihr Gebein ganz zerschlagen von Gram und Kummer. Durch dieses schnöde Spiel vermeinte sie Gott mit sich zu versöhnen. Aehnlich handeln die Indianer aus dem Stamme der Comanchen in Neuspanien; sie überfallen die reisenden Priester, und nachdem sie dieselben rein ausgeplündert, knieen sie vor ihnen nieder und bitten um den heiligen Segen. Man wird dabei unwillkürlich an gewisse Sophisten der Neuzeit erinnert, die, als wären sie beim Kaiser Julianus in die Schule gegangen, das Oberhaupt der Kirche eines tausendjährigen Besitzthums entledigen wollen, um durch die evangelische Armuth den Glanz und Einfluß seiner Würde zu erhöhen, und somit auch das Heil der Seelen zu fördern.

In vielbewegten Zeiten wird es nie an Zweideutigen mangeln, die vom geraden Wege ablenken,

weil sie zwischen den kämpfenden Parteien schlau hindurch schlüpfen möchten, um die kleinen Vortheile, die ihnen die irdische Zukunft verspricht, nicht aufs Spiel zu setzen, und auch ihr ewiges Erbe nicht zu verlieren. So hinken sie fortwährend zwischen Baal und Jehova, und werden den Unbefangenen nicht selten gefährlicher als die entschiedenen, ohne Hehl und Heuchelei sich aussprechenden Gegner. Diese sind es, an die in unserem Psalme die furchtbare Warnung ergeht: „die da ablenken auf krumme Wege, wird der Herr hinwegräumen mitsammt den Uebelthätern." Sie werden nämlich, wenn Gottes Gericht sie heimsucht, nicht milder behandelt werden als die Ungerechten, die offen und unverhüllt das Böse verüben, sondern diesen beigesellt und mit ihnen verurtheilt. Hingegen wird Allen, die dem Gesetze Gottes treu sind, die Fülle des Friedens und Heiles zugesichert. Wie überaus nothwendig ist daher das Streben nach rechter Selbsterkenntniß, und wie unerläßlich die angelegentliche Bitte: „Prüfe mich, o Gott, damit ich mein Herz erkenne; erforsche mich, damit ich meiner Gesinnung mir bewußt werde; wehre mir ab von den Wegen der Verkehrtheit, lenke mich auf den Weg des ewigen Lebens" *)!

*) Ps. 138, 23.

IX.

Der 123. Stufenpsalm.

„Wäre nicht der Herr gewesen für uns, möge nun Israel sagen."

Eingang.

Eine große Zahl der Gläubigen der Gemeinde von Cäsarea war, um der blutigen Verfolgung zu entgehen, aus der Heimat fortgezogen; ihr Oberhirte, Gregor der Thaumaturg (der Wunderthäter) befand sich bei ihnen. Da geschah es, daß er inmitten einer Anrede, die er an sie hielt, plötzlich verstummte, und, als ob sein Geist aus diesem Kreise entrückt wäre, unbeweglich stehen blieb, bis er, wieder zu sich kommend, mit freudestrahlendem Angesicht ausrief: „Gebenedeit sei der Herr, der uns nicht zur Beute hingab ihren Zähnen." Er theilte dann seiner Gemeinde die erfreuliche Nachricht mit, daß ihr Mitbruder Troadius zu Cäsarea soeben vor dem Prätor das peinliche Verhör bestanden, und als Glaubenszeuge die Krone des Sieges errungen habe. So wird dieß Ereigniß von

Gregor von Nyssa berichtet, einem Gewährsmanne, dessen Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Was aber die Worte betrifft, die der Bischof von Cäsarea in der Freude seines Herzens ausgerufen, so sind dieselben im 123. Stufenpsalm enthalten, dessen Bedeutung für die Glaubensbekenner schon durch diese Thatsache bekräftigt und besiegelt ist.

Der Wortlaut dieses Psalmes ist in folgenden Versen beschlossen: „Wäre nicht Jehova gewesen für uns, möge nun Israel sagen: wäre nicht Jehova gewesen für uns, als gegen uns aufstanden Menschen, dann hätten sie lebendig uns verschlungen. Als ihr Grimm wider uns losbrach, da hätten die wilden Gewässer uns ertränkt; der Strom wäre über unsere Seele gegangen, überfluthet hätten unsere Seele die hochgehenden Wogen. Gepriesen sei Jehova, der uns nicht hingegeben zur Beute ihren Zähnen. Unsere Seele ist gleich dem Vogel entronnen aus der Schlinge des Jägers. Die Schlinge ward zerrissen und wir sind befreit worden. Unsere Hilfe ist im Namen Jehova's, des Erschaffers des Himmels und der Erde." — In diesen sehr lebhaften Bildern, mit diesen kräftigen, doch nichts weniger als überspannten Ausdrücken, wird der unausgesetzte, bald schlau verdeckte, bald offene und gewaltthätige Widerspruch der Welt gegen das Gottesreich geschildert. Die Erkenntniß aber, die wir daraus gewinnen sollen, wird als eine zweifache sich ergeben. Aus der unausbleiblichen Feindschaft der Welt gegen das Evangelium folgt die Nothwendigkeit des Kampfes, zu dem die Gläu-

bigen verpflichtet sind; aus dem Geist und Wesen des Evangeliums wird die Art und Weise ersichtlich, wie dieser Kampf geführt werden soll. —

1.

Im nördlichen Deutschland wußte man vor noch nicht langer Zeit von einer Winkelschule zu erzählen, die unter der Leitung eines Soldaten stand, eines bejahrten Mannes, der in den Feldzügen des siebenjährigen Krieges ein Invalide geworden. Als die Behörde von dieser Anstalt Kunde erhielt, ward ein Fachmann hinbeordert, um über den Zustand der Schule zu berichten. Die Kinder wurden aus verschiedenen Lehrgegenständen geprüft, und so kam zuletzt die Reihe auch an die Geographie. Wo ist die Residenz des Königs? fragte der Abgeordnete. Die Kinder antworteten: „in Berlin." Wo liegt Berlin? „In Preußen." Wo Preußen? „In Europa." Wo Europa? „Auf der Erde." Wo die Erde? „In der Welt." Bis dahin hatte der alte Soldat schweigend zugehört; jetzt wollte auch er einmal das Wort nehmen, und den Prüfer selbst auf die Probe setzen. Nun aber, Herr Commissarius, fragte er: wo liegt dann die Welt? Der gelehrte Mann wurde sichtlich verlegen und suchte sich auf eine Antwort zu besinnen. Der Invalide triumphirte. Wohlan, Kinder, sprach er: wo liegt die Welt? Da riefen Alle wie mit einer Stimme: „die Welt liegt im Argen."

Woher wohl hat der alte Kriegsmann diese Lehre genommen? Ohne Zweifel aus einer bekannte Stelle

der Johanneischen Epistel *), die man auch zu übersetzen pflegt: die ganze Welt liegt in der Bosheit. Diese Verdeutschung jedoch in so abstrakter Form ist als völlig unrichtig abzuweisen. Aus leicht begreiflichen Ursachen hat man für den Ausdruck „das Böse" eine entschiedene Vorliebe, und erklärt es als selbstischen Grundzug (Prinzip) des Geschöpfes, wodurch dasselbe seinen Zusammenhang mit Gott und den Mitgeschöpfen verleugnet, das eigene Selbst aber allem Uebrigen vorzieht und rücksichtslos voranstellt. Allein das Böse (die Bosheit) als Prinzip, ist in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden, sondern nur insoferne es als Gesinnung und Willensrichtung an einem realen und freien oder persönlichen Wesen sich kund gibt. Nicht das Böse, sondern der Böse ist es, von dem der griechische sowohl als der lateinische Text redet, und die Uebersetzung des letztern lautet: „die ganze Welt ist auf den Argen gestellt." Es ist dieß der stets verneinende Geist, der, wie der Herr bezeugt, von Anfang her (bei seiner Freiheitsprobe) in der Wahrheit nicht Stand gehalten, der Vater der Lüge, der Mörder vom Anbeginn her, der Fürst dieser Welt, der ursprünglich, durch den Widerspruch gegen den Willen seines Schöpfers, das sittlich Böse aus seinem eigenen Selbst hervorgebracht, und der nun, wie Gregor von Nyssa ihn nennt, als Führer und Feldherr aller Laster in der Menschenwelt sich geschäftig macht.

---

*) 1. Joh. 5, 19. Nach der Vulgata richtig: mundus totus in maligno positus est; was einen ganz andern Sinn gibt.

Daß die angeführte Stelle nur so und nicht anders zu verstehen sei, ergibt sich am sichersten, wenn sie in ihrem Zusammenhange mit den vorhergehenden Sätzen erfaßt wird. „Ein Jeglicher, der aus Gott geboren, sündiget nicht, sondern die Geburt aus Gott bewahrt ihn, und der Böse beschädigt ihn nicht. Wir wissen, daß wir aus Gott sind und daß die ganze Welt im Bösen steht," d. h. in der Macht desselben, von der sie beherrscht wird. Um diese Worte nach ihrem echten Sinne zu fassen, ist vor allem festzuhalten, daß die Welt hier nicht das erschaffene Weltall, sondern lediglich das Menschengeschlecht bedeutet, und zwar nur insoferne, als dasselbe von der Liebe Gottes abgefallen, in Zerrüttung, Unsitte und Unwissenheit versunken, und von der Sophistik des alten Lügners verblendet ist, der zur Herrschaft über die Sterblichen nur mit Hilfe ihrer eigenen Leidenschaften gelangt. Wer nun durch die neu belebende Macht der Gnade aus Gott wiedergeboren ist, sündigt nicht; die Sünde nämlich ist etwas ihm Fremdes, seinem Geiste Widerwärtiges geworden, gegen das er in der Kraft des Glaubens ankämpft, um davon so frei zu werden, als es im Erdenleben möglich. Außerhalb des Bereiches hingegen, in welchem die Erlösungsgnade wirkt, im Gebiete einer ganz weltlichen, von Gott entfernten Gesinnung wird die Sünde weder als solche (als Beleidigung Gottes) anerkannt, noch irgend ein Kampf gegen sie unternommen; sie zeigt sich vielmehr in den Regungen des Stolzes, der Habsucht, der Ueppigkeit, der Rachsucht, als die herrschende

Macht, und dadurch eben gestaltet sich die Welt als Reich des Bösen.

Als König Richard von England in der Normandie sich aufhielt, hatte Fulco, ein Mann aus dem Klerus, die Kühnheit, ihn von der Kanzel herab zu ermahnen, er möchte seine drei Töchter entlassen und verbannen, die er dann unumwunden beim Namen nannte, und zwar die Hoffart, die Habsucht und die Wollust. In der That bewähren sich diese drei Leidenschaften als die mächtigsten Triebfedern des gemeinen Weltlebens, die man nur deßhalb nicht selten als menschliche Schwächen schildert, weil man dabei an den Zustand des Geistes und seiner sittlichen Willenskraft denkt, die ohne Widerstand von solchen Trieben sich knechten läßt. Darum darf auch Laurentius Justinianus von der Welt aussagen, sie sei gegen Gott widerspenstig, dem Himmel durchaus unähnlich, den Tugenden entgegen, der Heiligkeit feindlich, frommen Gemüthern lästig. Und wer kann diese Aussage der Uebertreibung zeihen? Unendlich höher als alle sonstigen Zeugnisse stehen die feierlichen Worte des Herrn: „Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt. Nur für diejenigen, die du mir gegeben hast, bitte ich; nicht für die Welt, sondern für diese, weil sie die Deinen sind."

Wie entschieden werden hier die Glaubenstreuen, als Gottangehörige, von den Gottentfremdeten gesondert, welche den trügerischen Grundsätzen der Welt so unbedenklich huldigen, und dadurch dem Fürsten derselben eine solche Macht einräumen, daß der Apostel

darin den Grund fand, diesem letztern einen noch höheren Titel beizulegen. Denn er nennt ihn geradezu den Gott dieser Welt, der den innern Sinn der Ungläubigen erblinden macht, damit das Evangelium der Glorie Christi ihnen nicht leuchte, der das Ebenbild Gottes ist *). Aus dieser Inspiration wird auch der grimmige Haß erklärlich, der gegen Christum sowohl als gegen seine Jünger und Gläubigen von jeher gewüthet hat, und den unser Psalm in den Worten schildert: „Als Menschen aufstanden wider uns, als ihr Zorn gegen uns losbrach, dann, wäre nicht Jehova gewesen für uns, hätten sie lebendig uns verschlungen."

Nicht in dieser Stelle allein kommt es vor, daß Menschen reißenden Thieren verglichen werden. Auch in dem prophetischen (21.) Psalme klagt der Dulder, da er von der Wuth seiner Feinde redet: „Mächtige Stiere haben mich umzingelt; sie sperren ihren Rachen auf wider mich, gleich den Löwen zerreißend und brüllend; von grimmigen Hunden bin ich umrungen." Wer es läugnen wollte, daß die Menschen in Erboßung und Rachsucht, oder in gefühlloser, erfinderischer Grausamkeit die wildesten Raubthiere bei weitem übertreffen, der hat weder von den unzähligen Gräuelthaten eine Kenntniß, die dem Weltgerichte verwahrt bleiben, noch bedenkt er, daß Tiger, Panther und Klapperschlangen bloße Naturwesen sind, die unfrei und daher auch schuldlos ihren Trieben folgen.

*) 2. Cor. 4, 4.

Sollte es dennoch entwürdigend und ehrenrührig scheinen, daß Menschen mit Bestien in Vergleich gesetzt werden, so wollen wir, zur Beseitigung dieses zartfühligen Vorwurfs nur der Warnung Christi an die Jünger gedenken: „seid auf eurer Hut vor den Menschen", sowie an den Verweis, welchen der Apostel der Gemeinde von Corinth zu geben für nöthig fand. „Da unter euch herber Eifer und Streit vorhanden, seid ihr nicht fleischlich und wandelt nach Menschenweise, seid ihr nicht Menschen *)?" Bloße Menschen und sonst nichts höheres sind (nach Bellarmin) diejenigen, in welchen der innere Zwiespalt noch vorherrschend geblieben, so daß sie stets nur von natürlichen Triebfedern sich lenken lassen, und für das Göttliche keinen Sinn haben. Nach Menschenweise wandeln Alle, die unberührt von der göttlichen Macht der Gnade, ohne innerliches Leben, ohne Erhebung über selbstische Leidenschaft unbedenklich dem Zuge ihrer Begierden folgen, wie dieß nicht etwa bloß bei Insulanern von Borneo und Neu-Guinea, sondern oft auch unter den sogenannten Gebildeten der Fall ist.

Wenn nun solche Menschen, die weiter nichts als Menschen sind, sich in großen Schwärmen und Völkermassen schaaren, so werden sie mit dem Schwalle der Gewässer, mit den gewaltigen Fluthen und Wogen verglichen. „Die Stimme vieler Gewässer" oder das Getöse, welches die Brandung des Meeres verursacht, bedeutet in der Schrift den betäubenden Lärm einer

*) 1. Cor. 3, 3.

aufgeregten, schreienden und tobenden Volksmenge; die Ströme, das Meer und ihr ungestümes Brausen sind Bilder, welche den Hochmuth, die Gewaltthätigkeit, den trotzigen Widerstand der Welt anzeigen; und es wird im gleichen Sinne gesagt, daß der Herr den Wogenschwall, die Meeresfluth bändigt, und den Stolz Rahabs (der egyptischen und asiatischen Völker) demüthigt und zermalmt *).

Nach einer anderen Beziehung, die mit der vorigen verwandt ist, deutet dieses Gleichniß auf die unstäte, veränderliche Gesinnung der Menge, die wie Fluth und Ebbe wechselt, und von jedem Lufthauch bewegt wird. Von den Atheniensern hat Demosthenes ausgesagt: sie seien in solchem Grade veränderlich, daß man nicht leicht verstehen könne, was sie eigentlich wollen oder nicht wollen. Ein anderer Meister der Redekunst, Quintilian, bezeugt, daß nichts leichter sei, als eine Volksmenge zu jeder Art von leidenschaftlicher Stimmung und Entschließung aufzuregen. Und wenn schon die Stoiker sagten, die Meinung sei der Antheil der Thoren, so hat der Ausspruch des heil. Augustinus noch eine bessere Geltung: das Urtheil der Menge ist des Irrthums voll. Das ist aber um so bedauerlicher, je weniger man die Macht läugnen kann, die der öffentlichen Meinung inwohnt. Der berühmte französische Weltweise Descartes (Cartesius) hat diese Macht nicht verkannt. Im Begriff, eine Abhandlung über den leeren Raum zu veröffentlichen, unterließ er

*) Ps. 92. 4. — 88, 10.

dieses Vorhaben, als ein einsichtsvoller Mann (Mersenne) ihm schrieb: „der leere Raum sei in Frankreich nimmer Mode."

Nicht die Meinungen, die schwankenden Ansichten und Gefühle sind es, auf welchen die wahre Kraft der Gesellschaft ruht, sondern die wesentlichen Pflichten und Autoritäten *). Die öffentliche Meinung ist gewöhnlich nur die Meinung des Tages; was heute für ausgemacht gehalten wird, muß der Ansicht weichen, die an irgend einem nächstfolgenden Tage zur Geltung gelangt. Die Folge dieser Schwankungen, wie Augustinus sie angibt, ist diese, daß die Welt ihre Verehrer zu verschlingen, nicht aber zu tragen gewohnt ist. Auf den Wogen kann man nicht gehen; aber auch eben so wenig sicher auf dem Eise. Von dem Fuchse erzählen die Alten, daß er an die Eisdecke, die er überschreiten will, das Ohr anlegt, und sich ihr nicht anvertraut, sobald er unter derselben das Strömen des Wassers hört. Soviel kluge Vorsicht war den alten Athenern, über deren Leichtsinn Demosthenes klagte, nicht eigen. Zwar waren sie selber dieses Fehlers sich bewußt; allein sie wälzten die Schuld auf den Gott Neptun, den Beherrscher des nahen Meeres, als ob dieser es gewesen wäre, der ihre Leidenschaften gleich den Wogen aufwühlte, und den steten Unfrieden verursachte. Sie nahmen deßhalb zu ihrer heimischen Schutzgöttin Pallas Athene oder Minerva die Zuflucht, damit diese, als Göttin der Weisheit, vor den vielen Thor-

*) Fievée.

heiten, die ihr Gemeinwesen erschütterten, sie bewahren möchte.

Die echte Pallas ist die Jungfräuliche und Hehre, die wir als den lebendigen Sitz oder Thron der Weisheit, den Spiegel der sittlichen Gerechtigkeit, die Spenderin des guten Rathes verehren. Wozu anders rufen wir sie an mit diesen Ehrennamen, als um ihre Fürbitte und Lenkung, damit wir im Glauben und der Erkenntniß nicht wanken oder irre werden, damit der Strom widergöttlicher Lehren und Meinungen uns nicht fortreiße? Allein nur allzuoft gebricht es bei dieser Anrufung am Mitwirken der eigenen Wachsamkeit und Willenskraft, wie das vom Bischof Massillon in einem sehr anschaulichen Gleichniß ausgesprochen wurde. Dieser vielverehrte Mann hatte eben in einer Gesellschaft einen seiner mächtigen Sermone vorgelesen, als eine vornehme Dame ausrief: „wenn ich jemals eine so geistvolle Schrift verfaßt hätte, so wäre ich eine Heilige!" Massillon erwiederte: „vom Geiste zum Herzen, von der Erkenntniß zum Willen führt noch eine ziemlich lange Brücke." Es trat jedoch aus dem Kreise der Hörer noch Jemand hervor, der die Bemerkung hinzufügte: „und von dieser Brücke sind mindestens vier Pfeiler zerbrochen." Nicht immer wird zu dieser Zertrümmerung eine so riesige Gewalt, wie die eines Eisganges oder Hochwassers erfordert; und nicht selten hat es den Anschein, als ob eine solche Brücke, die von der Erkenntniß des Guten zur Vollziehung desselben führt, gar nicht vorhanden wäre.

Stiller und verborgener als die eben beschriebenen feindlichen Gewalten, aber um so gefährlicher, weil sie die sittliche Freiheit und Willenskraft umstrickt, ist diejenige, die in unserm Psalme der Schlinge des Jägers, dem Netze des Vogelstellers verglichen wird. Damit solche Schlingen das beabsichtigte Werk vollführen, müssen sie geschickt angelegt und sorgfältig verborgen sein, die Lockspeise oder der Gesang des Lockvogels muß dabei seine Dienste thun, und überdieß wird noch viel Leichtsinn und Unverstand von Seite derjenigen vorausgesetzt, die der Lockung folgen und in die Falle gehen. Wer von der Sucht nach Reichthum, Glanz und Genuß, also von sündhafter Gesinnung sich beherrschen läßt, den führt jede derartige Lockung der Schlinge nahe; und hat er einmal sich hinreißen lassen zur ungerechten, unsittlichen, sündhaften That, dann ist er im dämonischen Fallstrick gefangen. Als Lockvögel bei diesem, im Finstern schleichenden Geschäfte *) sind nicht bloß die Troubadoure des Sinnenlebens thätig, welche gleich den arabischen Dichtern nur die Rosen, die Nachtigallen, den Frühling, die Ueppigkeit besingen, sondern auch jene Verehrer des Helldunkels, welche Gott in der Natur, die Natur in Gott anbeten, und jene Irrlehrer, welche durch eine ausgesuchte edle Sprache und wohlklingende Reden die Herzen der Arglosen verführen **).

---

*) 2. Timoth. 2, 26. — Ps. 90, 3. 6.

**) Röm. 16, 18.

Von den egyptischen Räuberbanden seiner Zeit berichtet Seneca, daß es ihr Gebrauch nicht war, gleich anderen Wegelagerern mit Tumult, Geschrei und Grimm die Reisenden zu überfallen, um sie von jedem Widerstand abzuschrecken. Sie kamen vielmehr gleichwie durch zufällige Begegnung daher, als wollten sie ebenfalls unter dem Palmenschatten, an irgend einer Quelle Rast halten; sie benahmen sich sehr freundlich, halfen den Pilgern von den Maulthieren und Kameelen herab, und boten sich ihnen als Führer an, bereit, sie in ein Thal zu geleiten, das ganz vorzüglich zum Nachtlager geeignet wäre, um zuletzt die Getäuschten plötzlich zu überfallen und zu ermorden. Ganz ähnlich war auch die Methode der verrufenen Würger oder Thugs in Ostindien, die erst in neuester Zeit durch die Briten vertilgt wurden. Vor solch einer Mörderbrut und der tückischen Freundlichkeit, mit der sie ihre Opfer anlockt und in den Schlummer wiegt, schaudern wir zurück, und finden ihre Bosheit doppelt verdammenswerth. Handelt es sich jedoch um die Angriffe gegen das geistige Leben, um die Ränke jener vorgeblichen Menschenfreunde, die darauf ausgehen, im Namen der Humanität die einzige Religion des Heiles zu vertilgen, und an ihre Stelle den trostlosen Nihilismus zu setzen, so wird die Gesinnung der Welt es nie erlauben, daß man gegen solches Treiben die Stimme der Entrüstung erhebe.

Was ist aber hinwiederum von Solchen zu halten, die so bereitwillig in das Netz jeder Lüge sich einfangen lassen, und einmal darin, keinen Ausweg mehr

finden? Zum Gewerbe des Jägers und vornehmlich des Vogelstellers gehört es, daß er die Eigenheiten der scheuen Thiere erforsche und schlau benütze, um sie hintergehen zu können. So stellt man in den Wäldern Carolina's und anderer Gebiete von Amerika aus einem Gitterwerk von Holz einen großen Käfig auf, mit einem einzigen Zugang, gebildet durch einen etwas abwärts gegrabenen Weg, der in den umgitterten Raum hineinführt, und mit Weizen und Maiskörnern reichlich bestreut wird. Die Truthühner, auf die es dabei abgesehen ist, gelangen, indem sie diesem Futter nachgehen, truppweise in den Käfig, und sind dann darin rettungslos gefangen. Sie flattern zwar rastlos hin und her, um einen Ausweg zu suchen, allein daß der bequemste Ausgang ihnen offen steht, daß sie nur umkehren dürfen, um auf demselben Wege, der sie hinein geführt, wieder hinaus zu kommen, darauf besinnen sie sich niemals, und darum bleiben sie gefangen. Die Anwendung davon auf vernünftige und sittliche Wesen, die aus der Gefangenschaft der Sünde nur deßhalb nicht frei werden, weil sie den einzigen Weg dazu, den der Umkehr, nimmer wissen oder verachten, muß sich Jedem, der sie machen will, von selbst aufdrängen.

So finden wir demnach in unserm Psalme die dreifache Form der Angriffe geschildert, durch welche der Feind der Wahrheit das Gottesreich zu verwüsten, das Glaubensleben zu tilgen sucht, nämlich die Schrecken barbarischer Grausamkeit, die hinreißende Gewalt der Beispiele und der Meinungen, die hinter-

listige Lockung und Verführung. Allen diesen Tentationen müssen die Bekenner Christi beharrlich widerstehen, um weder der Gewalt zu weichen, noch von der Schlauheit sich täuschen zu lassen. In welcher Weise jedoch sie diese Aufgabe zu erfüllen haben, das ist eine Frage, die einer genaueren Erörterung bedarf.

2.

Bei einem siegreichen Einzuge Kaiser Friedrichs II. in eine italienische Stadt geschah es, daß ein überspannter und fanatischer Religiose rasch an den Kaiser heran trat, die Zügel seines Pferdes ergriff, und ihm als einem Verfolger der Kirche die ärgsten Schimpfreden und Verwünschungen ins Angesicht schleuderte. Die Ritter und Grafen, welche das Gefolge bildeten, zeigten große Lust, den Eiferer für solche Erdreistung zu züchtigen; Friedrich aber, dießmal wie David gegenüber dem Semei, nur in anderer Absicht, gebot ihnen Einhalt. Lasset diesen Menschen, sprach er, unbehelligt seiner Wege gehen. Er möchte wohl gern ein Märtyrer werden; allein durch Mich soll er sein Vorhaben nicht erreichen! — Ob er es erreicht hätte, wenn er unter den Schwerthieben jener Krieger gefallen wäre? Wir werden darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Das Märtyrerthum, sagt Chrysostomus, ist unmöglich ohne Liebe, Die Liebe aber ist „nicht selbstsüchtig, nicht unanständig, nicht prahlerisch und aufgeblasen"; sie drängt sich nicht voran, handelt nicht ohne Antrieb und Erleuchtung von Seiten der Gnade. Für die Wahrheit des Heils mit beharrlichem

und freudigem Muthe Verfolgung und Tod erdulden, ist nicht die Sache des auf seine eigene Kraft angewiesenen Menschen, sondern eine Gabe Gottes, und zwar bei außergewöhnlichen Anläßen, in welchen es auf Entschiedenheit und Todesmuth ankommt, und wo alle sonstigen Rücksichten zurücktreten müssen. Denn, wie Augustinus lehrt, alle Jene, die sich geweigert, für das irdische Leben die Wahrheit zu verlassen, haben dadurch, daß sie für die Wahrheit starben, das (ewige) Leben errungen.

Es wäre jedoch ein sehr verfänglicher Irrthum, wenn man daraus schließen wollte, das freimüthige und freudige Bekennen des Glaubens sei nur auf die Zeiten gewaltthätiger Verfolgung beschränkt, während es doch zu jenen Pflichten gehört, die auch unter gewöhnlichen Verhältnissen geübt werden müssen. „Wenn du (so lehrt der Apostel) mit dem Munde Jesum den Herrn bekennst, — wenn du ihn mündlich als den Gottmenschen, den Herrn, den Auferstandenen und über alle Weltmächte Erhobenen anerkennst, — und wenn du zugleich in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Todten erweckt hat (wenn du von dem mündlich Ausgesagten auch innerlich durchdrungen bist) so wirst du selig werden. Denn mit dem Herzen (mit der Einsicht und dem Willen) wird geglaubt zur Gerechtigkeit, mit dem Munde wird das Bekenntniß abgelegt zum Heile *)."

*) Röm. 10, 9.

Die Ursache ist klar. Es gehören nämlich Herz und Mund, Gesinnung und Rede, Glauben und Bekenntniß so wesentlich zu einander, daß sie nicht getrennt bleiben dürfen. Der Glaube im Herzen, der nämlich sowohl im Denken als im Willen Wurzel gefaßt, ist das Prinzip alles Lebens, das zum Heile führt; doch ohne mündliches Bekenntniß genügt er nicht; beide in Gemeinschaft erst bewirken jene gottgefällige Beschaffenheit, welche die Gerechtigkeit genannt wird. Entsteht aber dennoch die Frage, warum auf das mündliche Bekenntniß ein so großer Werth gelegt werde? so erwiedern wir, es geschehe deßhalb, weil es ein Zeugniß ist. Alle Wahrheit des Heils ruht nämlich auf einem zweifachen Grunde: dem äußerlichen (objektiven, realen) der Sicherheit, und dem innern (subjektiven) der Gewißheit. Die Gewißheit ist das Innewerden der von außen mitgetheilten Wahrheit im Bewußtsein und im Denken; die Sicherheit ist die vernünftige Ueberzeugung von der Autorität und Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, die für die überlieferten Lehren und Thatsachen einstehen.

Was waren, Jahrtausende hindurch, die Propheten und Seher anders als Zeugen des sittlichen Gesetzes uud der Verheißung des kommenden Heiles? Worin anders bestand die Sendung und Aufgabe des Täufers, als Zeugniß zu geben dem Wunderbaren, in welchem das Heil bereits erschienen war? Er, der Heiland selbst hat von sich ausgesagt, er sei dazu geboren und dazu in die Welt eingetreten, um für

die Wahrheit Zeugniß zu geben *), der ewigen Wahrheit nämlich, die er als göttlicher Logos bei Gott geschaut. Er berief sich für die Wahrheit seiner Sendung auf das Zeugniß des Vaters, der ihm so wunderbare Werke gegeben, die Niemand Anderer vollbringen kann, sowie auf jenes des göttlichen Paraklet, den er zu senden verheißen. Er hat seine Apostel beauftragt, überall als Zeugen zu verkünden, was sie, die von Anfang her um ihn waren, selber gesehen und gehört und was der Paraklet noch ferner sie lehren werde. Ihnen folgten ihre unmittelbaren Jünger, die apostolischen Väter, Lehrer und Bischöfe, das große Heer der Blutzeugen und Bekenner; und so ging es in einer ununterbrochenen Kette durch alle Zeitalter der Kirche fort, wie das im (18.) Psalme mit den Worten angedeutet wird: „der Tag dem Tage (der vorherige dem nächstfolgenden) überliefert den Ausspruch, eine Nacht bringt der andern die Kunde."

Wenn es nun dahin käme, daß diese Kette abreißt, wenn die Tage und Nächte einander das Wort nimmer zurufen, um es lebend weiter zu fördern in alle Zukunft, wenn aus Gleichgiltigkeit oder Feigheit Niemand den Glauben bekennt und daher auch Niemand das Wort vernimmt, wenn die Väter und Mütter es ihren Kindern nicht einpflanzen, die vorangehende Generation es der folgenden nimmer ins Herz legt, wie soll da noch das einzige den Menschen gesendete Heil auf Erden blühen und gedeihen? —

*) Joh. 18, 37.

Man hat sich neuerlichst wieder an einen schönen Zug im Leben des Landgrafen Karl von Hessen erinnert, und zwar aus der Zeit des Feldzuges, den Friedrich der Zweite in Böhmen geführt. Als der König ihn fragte, was er von den zahlreichen Kreuzen halte, die in jenem Lande an Häusern und Straßen aufgerichtet waren, erwiederte der Prinz: ich bin nicht fester überzeugt, daß ich jetzt vor der Majestät des Königs stehe, als davon, daß Christus, der am Kreuze gestorben, unser Herr und Erlöser ist. Der tapfere Tauenzien aber rief aus: Dank sei Gott; nun habe ich doch einmal erlebt, daß ein ehrlicher Mann den Heiland bekannt hat vor dem König! Dieser gefeierte Krieger wußte es also gar wohl zu würdigen, welch' einen Heldenmuth ein solches Bekenntniß selbst da erfordert, wo es um keine andere Gefahr sich handelt, als die, in den Augen der Stolzen etwas blödsinnig zu erscheinen.

Nun ist ein Bekenntniß soviel als ein aufrichtiges Zeugniß von dem, was man im Herzen denkt und anstrebt; Zeugniß aber heißt nach griechischem Ausdruck Martyrium, und Martyr bedeutet einfach einen Zeugen. Da nun jeder Gläubige ein Bekenner, ein Zeuge seines Glaubens sein soll, so ist er sonach auch verpflichtet, ein Martyr zu sein, weil dieß ja ein und dasselbe sagt. Allerdings läßt sich dagegen etwas einwenden. Hat nicht dieses Wort, im kirchlichen wie im gemeinen Sprachgebrauche, eine ganz bestimmte und ausschließliche Bedeutung gewonnen? Denken wir uns darunter nicht einen Glaubenshelden, der im Kampfe für die

Wahrheit die schwersten Leiden duldet, und für dieselbe sein Leben einsetzt? So ist es in der That, daher wir auch für den Namen Martyr das deutsche Wort Blutzeuge setzen. Allein dadurch wird doch die Forderung nicht aufgehoben, daß im Sinne der Apostel und der Väter jeder Christ ein Kämpfer für den Glauben, und ein Sieger durch den Glauben sein soll. „Alle, die aus Gott geboren sind, überwinden die Welt, und dieß ist unser Sieg (die Kraft, durch die wir siegen): unser Glaube" *).

Die Welt überwinden, ihre Lockungen zurückweisen, ihren Schrecken widerstehen, ihre lügenhaften Grundsätze verachten, ihre drohenden Gewalten besiegen, ist das nicht eine Aufgabe, die über die menschlichen Kräfte hinausgeht? Sicherlich reichen diese Kräfte nicht hin; doch eben darum ist von solchen Menschen die Rede, die aus Gott geboren, und durch diese geistige Wiedergeburt über das gemein Menschliche, d. h. über die Ohnmacht und die innere Zerrüttung des unerlösten Zustandes erhoben worden sind, soferne sie dem Gotteswerk durch persönliches Mitwirken entsprechen. Wir haben früher schon aus dem Munde des Apostels die Mahnung vernommen, daß wir nicht nach gemeiner Menschenweise urtheilen und handeln sollen, dem Zuge der Selbstsucht folgend, sondern wie es Kindern Gottes geziemt, die der heilige Geist über niedrige Gesinnung und Unsitte in die Lebensgemein-

*) 1. Joh. 5, 4.

schaft Desjenigen erhoben hat, der ein vollkommener Mensch und zugleich himmlisch und übermenschlich ist.

Diese Lebensgemeinschaft mit Christo wird aber nur dann eine wahrhafte, innige und heilvolle sein, wenn sie an uns als eine allseitige sich bewährt, sofferne wir nämlich in alle Verhältnisse seines Lebens eingehen und an denselben den Antheil nehmen, der nach Maßgabe unserer Geschicke uns zugewiesen wird. Dieß ist die Lehre, die Paulus entwickelt, und die er als eine zuverlässige und getreue Rede ankündigt. Wenn wir mit Ihm sterben, d. h. wenn wir jede, dem irdischen Menschen eigene sündhafte Gesinnung in uns niederhalten, bezwingen und so gleichsam dem Tode weihen, werden wir auch mit Ihm leben; wenn wir mit Ihm ausdauern und dulden, werden wir auch mit Ihm herrschen. In der Theilnahme an seinem Leiden, d. h. in allen Mühen und Kränkungen, die wir nach seinem Vorbilde und um seinetwillen mit Ergebenheit hinnehmen und tragen, besitzen wir die Bürgschaft, auch von Ihm einst aufgenommen zu werden in seine Herrlichkeit. Im Gegensatz dazu folgt aber auch die Warnung: wenn wir Ihn verleugnen, indem wir unser Zeugniß ihm versagen, oder vollends gegen ihn uns erklären, wird auch er uns zurufen, daß er uns nicht kenne; wenn wir treulos werden, bleibt er dennoch treu, und kann sich selber nicht verleugnen *).

---

*) 2. Timoth. 2, 11—13, — Prof. M. J. Mack in seinem trefflichen Commentar über die Pastoralbriefe theilt mehrere

Ob nun diese Verleugnung überhaupt aus der Furcht vor Leiden, oder aus der Besorgniß hervorgeht, den Menschen zu mißfallen, bei welchen man Ehre oder Schutz und Unterhalt sucht; jedenfalls behält der Ausspruch des heiligen Cäsarius die volle Geltung: derjenige weigert sich, ein Glied am (geistlichen) Leibe zu sein, der nicht den Haß ertragen will in Gemeinschaft mit dem Haupte. Dieß Urtheil trifft daher auch die zahlreichen Unentschiedenen, die mit aller Welt im besten Einvernehmen stehen, bei jeder Partei etwas gelten möchten: die sogenannten Ja-Herren, denen es ungefähr so ergeht, wie dem unglücklichen Wladislaw dem Zweiten, König von Ungarn und Böhmen. Dieser charakterschwache Herr, der ein schlaffes und weichliches Leben führte, war in der magyarischen Sprache nicht bewandert, und daher auch im Umgange schweigsam und einsilbig. So oft nun die ungarischen Standesherren ihm eine Angelegenheit oder Bitte vortrugen, antwortete er kurz mit dem lateinischen Worte „Bene;" waren es hingegen Abgeordnete aus Böhmen und Mähren, so erwiderte er mit dem czechischen „Dobře." Durch diese zwei Worte jedoch, mit denen er Alles gut hieß, gerieth er in ein solches Gewirre von Widersprüchen, daß er viele Städte und

---

Beziehungen mit, nach welchen V. 13. sich deuten läßt; z. B. wenn wir vom Glauben abfallen, vollführt er dennoch sein die Menschheit erlösendes Werk, bleibt seinen Verheißungen treu; — oder: werden wir wankend und irre im Glauben und in der Erkenntniß von ihm, so bleibt er doch derselbe, wird Sich selber nicht ungleich.

Burgen, den Staatsschatz und sein ganzes Ansehen verlor. Wer alles Erdenkliche bejaht und billigt, verwickelt sich in die Fallstricke des uralten Lügners, und zuletzt in die Nöthigung, alles zu verwerfen und zu verneinen; durch solche Gesinnungslosigkeit aber wird er seines Anspruchs auf das Gottesreich verlustig.

Der Sohn Gottes, Christus, wie der Apostel sich ausdrückt, ist nicht bald ja, bald wieder nein, sondern in ihm ist ein stetes Ja*). Darum ist das Ja nur in dem Falle jederzeit gerecht und wahrhaft, wenn es sowohl durch treue Pflichterfüllung als durch die Geduld im Leiden die Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen bekräftigt. Eine in Frankreich übliche sprichwörtliche Redensart, womit man die Fahrlässigen und Säumigen zu ermahnen pflegt, lautet: man werde mit Kreuz und Fahne sie heimsuchen. Ihren Ursprung hat diese Redensart aus einer alten Observanz, die bei dem Domcapitel von Bayeux in der Normandie gebräuchlich war. So oft nämlich einer der Capitularen, zumal an größeren Festen, dergestalt dem Morgenschlummer sich hingab, daß er das Matutinum (die Mette) versäumte, zogen die Uebrigen sämmtlich in feierlicher Prozession, mit Kreuz und Fahne vor seine Wohnung.

Jedem Säumigen und Trägen wird durch diese Symbole zweierlei zu bedenken gegeben. Was nämlich

*) 2. Cor. 1, 19. Er ist nämlich nicht Zusage und wieder Absage; er erweiset sich nicht als einen Solchen, der was er zugesagt und verheißen, nachher wieder zurückgenommen und abgesagt hätte. (H. A. W. Meyer krit. exg. Handbuch. 1856.)

zuerst das Kreuz anbelangt, so ist das Herbeitragen desselben gleichbedeutend mit der ausdrücklichen Rede: „du wolltest nicht zum Kreuze kommen, darum kommt es nun zu dir.“ Je bequemer und behaglicher du dein Leben einrichten, je sorgfältiger du von jeder Beschwerde, Gefahr und Verantwortung dich fern halten möchtest, desto gewisser wird, was du mit solcher Feigheit meidest, hart an dich herankommen. Es ist in dieser Beziehung nicht ohne Nutzen, zwei Psalmesstellen gegen einander zu halten, die sinnverwandt und doch wieder verschieden sind. Die eine dieser Stellen lautet: Trübsal und Bedrängniß haben mich gefunden, doch deiner Gebote blieb ich eingedenk“ *). In der andern hingegen wird gesagt: „Trübsal und Schmerz habe ich gefunden, und den Namen des Herrn angerufen“ **).

Der Gegensatz, den diese Bekenntnisse bilden, ist der Beachtung werth. Drangsale und Leiden finden wir, so oft wir, je nach Maßgabe unseres Berufes, ihnen nicht aus dem Wege, sondern pflichtgetreu entgegen gehen. Der Krieger, der Arzt, der Krankenpfleger, der Priester, Jeder, dem es obliegt, für Wahrheit und Recht, für die öffentliche Sicherheit einzustehen: auf welche Gefahren und Mühen müssen sie nicht gefaßt sein, denen sie nicht ausweichen dürfen! Hier gilt es, den Namen Jehova's anrufen, im

*) Ps. 118, 143.

**) Ps. 114, 4.

Namen Gottes und nach seinem heiligen Willen das Rechte thun und auf seinen Beistand vertrauen. Es gibt aber auch solche Widerwärtigkeiten, die mit unserem Berufe in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, und die wir mit solcher Wahrscheinlichkeit, wie z. B. das Verwundetwerden in der Schlacht, die Ansteckung in einem Lazareth, die Verfolgung, die dem Verkünder der evangelischen Wahrheit droht, nicht voraus sehen können. Solche Leiden und Mißgeschicke, die unerwartet herandringen, sollen nicht bloß uns treffen, sondern uns finden. Sie finden uns aber nur dann, d. h. in gehöriger Stimmung und Vorbereitung, wenn wir, eingedenk der Gebote des Herrn, jederzeit bereit sind, uns dem göttlichen Willen zu unterwerfen, und dem Vorbilde des Heilands nachzufolgen.

In dieser Pflicht der Nachfolge erkennen wir schon den Sinn des andern Symbols: das Verhältniß des Kreuzes zur Fahne, oder aus welchem Grunde das Kreuz von der Fahne begleitet werde. Diese letztere ist nämlich bestimmt, auch diese Bedeutung des Kreuzes anschaulich zu machen, nach der es das Feldzeichen der Gläubigen, als der Streiter oder Diener Christi darstellen soll, damit sie würdige Glieder der Kirche auf Erden seien, welche zwar den Namen der streitenden Kirche trägt, weil sie im Dienste Christi gegen Unheil und Irrthum zu kämpfen hat, aber unter keiner andern Fahne diesen Streit führen darf, als jener des Kreuzes, daher auch mit keinen andern Waffen als jenen des Glaubens, der Unterweisung, der Geduld

und Liebe *). Jeder Gläubige hat den Zuruf zu beherzigen: „Streite den schönen und edlen Streit des Glaubens; ergreife das ewige Leben" **)!

Dieses „ewige Leben," dessen Anfang und Keim die Erkenntniß des Vaters, als alleinigen wahrhaften Gottes, und des göttlichen Erlösers ist ***) muß allerdings im diesseitigen Leben, in der irdischen Zeit ergriffen und fortgebildet werden, was ohne sittlichen Kampf, ohne Ueberwindung des Bösen nicht geschehen kann. Der letzte und entscheidende Kampf jedoch ist jenem Zeitpunkt aufbehalten, der die Bestimmung hat, das ewige Leben aus der Verhüllung des dießseitigen in die Klarheit und den Frieden des jenseitigen Daseins hinüber zu führen. Es ist allerdings ganz naturgemäß, daß wir diesen Zeitpunkt fürchten, und selbst den berühmten Feldherrn, Marschall Turenne, hörte man einmal während einer Schlacht, sich selbst oder eigentlich seinen Leib anreden: du Beingerippe, du Knochengerüste, du zitterst? Gleichwohl muß ich an Orte dich führen, die dir noch weniger gefallen werden! — Aber nicht bloß Fleisch und Blut entsetzt sich vor dem Tode, welcher nicht umsonst der letzte Feind genannt wird †), weil der Urheber der Sünde und

*) Das Wort Kriegsdienst (militia) wird in der biblischen Sprache auf jede Art des Dienstes bezogen, z. B. jenen der Leviten im Tempel (4. Mos. 4, 30) und des gottergebenen christlichen Wandels. (1. Timoth. 1, 18. — 2. Timoth. 2, 4.)

**) 1. Timoth. 6, 12.

***) Joh. 17, 3.

†) 1. Cor. 15, 26.

des Todes sich noch der letzten Augenblicke zu bemächtigen sucht. Als Kaiser Ludwig der Fromme schon in der Agonie dahin lag, rief er, in Gegenwart des Bischofs Drogo, plötzlich mit überlauter Stimme: hus, hus, was in der alten Sprache der Franken soviel als „hinaus" bedeutete; dann erhob er den Blick gen Himmel und starb mit heiterem und freudigem Angesicht. Dieß ist der letzte Sieg, den der lebendige Glaube dem Erdenbürger vermittelt, und dieß der ewige Dank der Freigewordenen und Beseligten: „Gleich dem Vogel aus dem Netze des Jägers ward unsere Seele errettet. Zerrissen ward die Schlinge und wir sind gerettet worden. Unsere Hilfe war im Namen Jehova's, der Himmel und Erde erschaffen."

X.

Der 119. Stufenpsalm.

„Zu Jehova in meiner Drangsal rufe ich, und er erhöret mich. Rette, o Herr, meine Seele von lügenhaften Lippen, von trügerischer Zunge."

Eingang.

Von dem Krieger und Gesetzgeber Pittakos, der zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt wird, berichten die Alten, daß ein egyptischer König ihm erlaubt habe, von einem eben geschlachteten Opferthiere denjenigen Antheil sich auszuwählen, der seines Dafürhaltens das Beste und zugleich das Schlimmste sei. Pittakos wählte die Zunge. In der That kann diese unter den Organen des Leibes als das Beste oder Vorzüglichste gelten, sofern sie zur Verherrlichung des göttlichen Namens, zu Aussprüchen der Weisheit und des Friedens benützt wird; hingegen auch wieder als das Schlimmste, wenn sie gleich einer scharfen oder vergifteten Waffe bösen Absichten dient. So hat es auch der Krieger Thearidas verstanden, als er, vor der Pforte seines

Hauses sein Schwert schleifend, von einem Vorübergehenden gefragt wurde, ob es scharf sei? Er gab zur Antwort: schärfer als die Verläumdung.

Diese verderbliche Macht ist es, die den Psalmensänger drängt, die Hülfe Gottes anzurufen: „Zu Jehova in meiner Drangsal rufe ich, und er erhöret mich. Rette o Herr meine Seele von lügenhaften Lippen, von trügerischer Zunge.“ Und kaum wird Jemand, der etwas in der Welt erfahren, noch die Frage nöthig finden, was wohl so Arges und Unheilvolles an bloßen Worten und Reden sei, die ja in der Luft verhallen? Ueberdieß beschränkt sich unser Psalm keineswegs auf die Schilderung der Uebel, welche die tückische Zunge in den irdischen Kreisen der Menschen anstiftet; in diesen Niederungen des alltäglichen Lebens verweilt er nicht, sondern erhebt sich in einem Aufschwung, der ihm prophetische Weihe und Bedeutung verleiht. Die Leiden, welche die tückische Zunge dem Menschensohne, dem göttlichen Mittler und Dulder bereitet hat; sein Kampf, sein Sieg, sein Vorbild: dieß sind die Erkenntnisse, welche die nähere Betrachtung des Psalmes uns vermitteln wird.

1.

Zu einem erleuchteten Menschenkenner, der die Gabe besaß, in die Tiefen der Seelen zu blicken, dem Anachoreten und Abt Johannes kam einst ein bejahrter Mann, um sich Auskunft über eine Frage zu erbitten, die ihm sehr am Herzen lag. Da eine jegliche Menschenseele, so sprach er, eine solche Menge von Fehlern

und Gebrechen in ihrem eigenen Zustande findet, wie kommt es, daß die Leute sich dennoch nicht scheuen, von ihren Nächsten übel zu urtheilen und so viel Arges auszusagen? Der Abt erwiederte und belehrte den einfachen Mann mittelst einer faßlichen Parabel. Ein dürftiger Landmann, so erzählte er ihm, hatte die Früchte seiner Garten- und Feldarbeit in einem Kahn auf dem Markt von Alexandria gebracht und seine beiden Schwestern zur Begleitung mitgenommen. Weil aber diese in ihrer armseligen Kleidung, die nur aus Lappen und Fetzen bestand, eine sehr traurige Figur machten, so befahl er ihnen, auf dem Kahne zu bleiben und hinter den Fässern und Geräthen sich verborgen zu halten. Allein die eine derselben ersah sich um Mittag, da wegen der Sonnengluth der Strand einsam geworden, die günstige Gelegenheit, ihren Versteck zu verlassen; sie suchte einige alte Linnen und Gewandstücke zusammen, die auf dem Marktplatz liegen geblieben, bekleidete sich damit so anständig, als es mit so armseligen Behelfen thunlich war, und ging dann, als der Markt wieder anfing, beherzt unter den Leuten umher. Die Andere, die zurück geblieben, ward darüber entrüstet. Da sehet einmal, rief sie höhnisch, wie lächerlich die Alberne in ihrem groben Kittel umher stolzirt, ohne sich zu schämen! Der Landmann aber mahnte sie an ihre eigene Thorheit. Deine Schwester, sprach er, hat doch wenigstens ein Gewand, das sie bedeckt; wie kann es dir in deinem schmählich zerlumpten Anzug noch einfallen, sie zu verhöhnen? — In dieser Weise, so beschloß der Abt die Erzählung,

benimmt sich jeder schonungslose Tadler und Verläumder, der nur die Fehler der Anderen ins Auge faßt, die eigenen aber nicht sieht oder nicht sehen will.

Je greller nun bei solchen Urtheilen die absichtliche Verfälschung oder Uebertreibung hervortritt, desto tiefer und schmerzlicher ist die Kränkung, die sie zur Folge hat: „Nichts ist grausamer, nichts giftiger, als herbe, bittere, verletzende Reden." So hat der heilige Valerianus (Bischof von Hippon) sich ausgedrückt, und es bedarf keines sonderlichen Nachdenkens, um zu erkennen, wie nahe die gehässigen Worte mit gewaltthätigen Angriffen verwandt sind. Die Sprache ist nämlich die erste Aeußerung, durch welche irgend eine Leidenschaft aus der Verborgenheit hervortritt. Die alten griechischen Helden und jene von Troja schmähten und verhöhnten einander vor dem Beginn des Treffens, und bei den Maori in Neuseeland blühte noch vor wenigen Jahren zwischen feindlichen Stämmen der Brauch, gegen einander die Zunge hervor zu recken. Durch unsittliche, feindselige, aufreizende und lügenhafte Reden wird die Zunge in der That ein Werkzeug des Unheils, und daher vom Apostel Jakobus ein zerstörendes, weit um sich greifendes Feuer, ein Universum, d. h. eine Gesammtheit, ein Inbegriff aller Ungerechtigkeit genannt. „Wenn sie", so lehrt er, „von der Hölle entflammt worden, so entzündet sie das von der Geburt an im Umlauf begriffene Rad des Lebens *)".

*) Jak. 3, 6.

So fremdartig diese Ausdrücke scheinen, wird doch ihr Verständniß leicht gefunden. Das stetig umlaufende Rad des Lebens, gleichsam ein durch centrische Kraft und Bewegung erhaltener Mechanismus, ist ein Bild des leiblichen oder organischen Lebens, das nur durch eine fortlaufende Rotation, durch den ununterbrochenen Kreislauf des Blutes, und der geheimnißvollen Nervenströmungen unterhalten wird, von welchen der Wechsel der Stoffe, die Wärme- und Kraftentwicklung abhängt. Weil aber das organische Leben des Menschen durch ein dem Schöpfer allein bekanntes Band mit jenem des Geistes verflochten ist, und als die Region, in welcher beide sich durchdringen, das Gemüthsleben bezeichnet werden kann, so geschieht es, daß die Zunge gar oft die Achse bildet, um welche die gesammte Lebensbewegung sich dreht, insoferne sie in das ganze Gebiet der Neigungen und Leidenschaften erregend und maßgebend einwirkt. Es wird von dieser Achse gesagt, sie könne von der Hölle entflammt werden, weil der Fürst der Finsterniß nicht bloß dem Herrn der Ewigkeit Trotz bietet, sondern die düstere Gluth seines Hasses auch gegen die Menschen wendet, und als Diabolos, d. h. als Ankläger der Brüder *) kein anderes Bestreben kennt, als diese in seine eigene Bosheit und Unseligkeit hinab zu ziehen. Aus diesem Namen schon, den die Schrift ihm beilegt, könnte das zahlreiche Heer der Verläumder und Klätscher erkennen, welcher Unheimliche ihr Meister und Führer sei, und

*) Offenb. 12, 10.

welch eine Verwüstung im Gebiete des Lebens sie anrichten.

Die Zunge, sagt mit Recht der Syracide, hetzt friedliche Menschen gegen einander; sie hat ehrbare Frauen aus dem Hause gestoßen, feste Städte zerstört, die Macht der Völker gebrochen und ganze Nationen zerrüttet *). Und daß es auch metallene Zungen gibt, aus Eisen, Blei und Antimon, die ähnliches zu bewirken vermögen, kann Niemanden unbekannt sein. Sicherlich also war es ein schweres Leid, eine herbe Drangsal, welche die flehentliche Bitte hervorrief: „rette o Herr meine Seele von lügenhafter Lippe, von tückischer Zunge!“ Da gegen Lüge und Trug, gegen Beschimpfung und falsches Zeugniß Niemand sich zu schützen vermag, und die erfindungsreiche Schlauheit der Verläumdung bei Böswilligen und Leichtgläubigen so leicht Eingang findet, so kann die Enthüllung der Wahrheit, die Rettung aus den Anschlägen der Bosheit wohl nicht anders als nur durch das Einschreiten der göttlichen Vorsehung bewirkt werden.

Es wird aber, zur Warnung für die Feindseligen, auch noch hinzugesetzt, welch' eine Strafe und Vergeltung der tückischen Zunge, d. h. dem Verläumder von Seite Gottes gebühre und drohe. „Was soll er (der Herr) dir geben und was noch hinzufügen, o tückische Zunge? Scharfe Pfeile des Starken, mit (an denselben befestigten) glühenden Kohlen“ **). Diese

*) Eccles. 28, 16.

**) Diese Stelle ist sehr verschieden gedeutet und übersetzt worden, z. B. als Schilderung der Größe des Uebels. Nach der

Kohlen, näher bezeichnet als solche von hartem Pfriem- oder Ginstergehölz der Wüste, welche die Gluth länger bewahren, und die mittelst der Pfeile an ihr Ziel gelangen, sind nicht allein das Bild qualvoller, Mark und Bein durchdringender Schmerzen, sondern deuten auch eine Vergeltung an, die der verübten Bosheit und ihren Folgen entspricht. Wer nämlich durch unflätige aufreizende Reden die Gluth der Begierlichkeit oder des Hasses angefacht, der sammelt sich selber den Brennstoff zu einem Feuer, das nicht verlischt; und wer in scharf verletzenden unheilvollen Worten und Witzen brennende Pfeile abgeschossen, dem drohen andere Pfeile, die ihr Ziel nie verfehlen, weil sie von der Hand des Starken, d. h. des Allmächtigen gesendet werden.

Diese göttlichen Strafgerichte sind den Böswilligen nicht bloß durch das Wort der Offenbarung angedroht, sondern auch durch die Mahnung des unversöhnten Gewissens; doch werden sie nicht beschleunigt; sie ziehen gleich düsteren Gewitterwolken herauf, deren Saum aber noch von der Sonne der göttlichen Langmuth erleuchtet wird, die den Frevlern zur Besinnung die Zeit gönnt. Wenige beherzigen das in dem Grade, daß sie dem bösen Hange ein Ziel setzen; weßhalb auch, wie Augustinus gesagt hat, das Gerede der Leute der alltägliche Gluthofen bleibt, der die Gerechten läutert. Jedenfalls ist das Zusammenleben mit

---

Vulgata: „Was wird dir gegeben und vergolten werden für die falsche Zunge." Aber die Anrede ergeht an die falsche Zunge selbst.

pöbelhaften, scheelsüchtigen und lieblosen Menschen ein schweres und leidenvolles Geschick, welches den Dulder zu der Klage bewegt: „Wehe mir, daß ich verweilen muß unter dem Volke der Moscher, daß ich wohne in den Gezelten Kedar's." Die alten Moscher waren ein Nachbarvolk der grausamen Sarmaten; die Kedarener (Agarener) ein Stamm der räuberischen Ismaeliten, die heutigen Beduinen. Da jedoch die Moscher in den Landstrichen zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wohnten, während die Kedarener als Nomaden in den Wüsten Arabiens und Syriens umher zogen, der Psalmensänger also nicht gleichzeitig unter beiden seinen Aufenthalt haben konnte, so sind jene Namen nur im bildlichen Sinne zu fassen, in welchem sie überhaupt Barbaren, oder Leute von völlig fremder Sprache, roher und wilder Gemüthsart bedeuten.

Wenn nun ferner die Klage folgt: „Lange genug wohnt meine Seele bei den Friedenshassern; ich bin Friede, und so oft ich zu ihnen rede, sinnen sie auf Krieg;" — so lauten diese Schlußworte so eigenthümlich, daß sie unseren Gedanken eine ganz andere Wendung geben. Wem ist es erlaubt, von sich auszusagen: „ich bin der Friede?" Wohl einzig nur dem, welcher den Jüngern seinen Frieden mitgetheilt, und von welchem bezeugt wird, er und kein Anderer ist unser Friede *). Und sintemal Friede und Heil gleichbedeutend sind, wer darf sagen: ich bin das Heil, als

*) Ephes. 2, 14.

allein der Heiland? Dadurch nun gewinnt der Psalm für unser Verständniß den vollen prophetischen Sinn, wonach er nichts geringeres als den Kampf der Welt und ihres Fürsten gegen den Fürsten des Friedens schildert.

Ein menschenfreundlicher, höchst wohlwollender Mann, Namens Joannikios, der gegen Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts die Lebensweise der Anachoreten führte, war durch Weisheit und übernatürliche Gaben so berühmt geworden, daß die Gebirgswälder des asiatischen Olymps bei Brussa nicht schattig genug waren, ihn zu bergen, und täglich eine bedeutende Menge den Weg zu seiner Hütte aufsuchte, um Rath, Trost und Hilfe zu finden. Noch ein anderer Einsiedler hatte in der Nähe sich eine Hütte gebaut, der aber wirklich einsam blieb, da Niemand zu ihm sich gezogen fühlte. Diesem Scheinfrommen war das Ansehen, das sein Nachbar erworben, zum Stein des Anstoßes geworden; sein Neid und Grimm steigerte sich in solchem Maße, daß er endlich in der Stille der Nacht in dem dichten Gesträuche, welches die Wohnung des Joannikios umgab, an verschiedenen Orten Feuer anlegte, damit die Hütte sammt dem verhaßten Bewohner von den Flammen verzehrt würde. Der Gottesdiener, rechtzeitig erweckt, entging dieser Gefahr; allein die eigene Rettung genügte ihm nicht; er wollte nun den Versuch machen, auch seinen Feind aus den Flammen zu retten, und Böses mit Gutem zu vergelten. Er ging also zu ihm hinüber und sprach in aller Sanftmuth:

Freund Epiphanius, warum willst du mein Feind sein? Der Wüthende wollte in keine Unterredung sich einlassen; seine Antwort bestand darin, daß er sein Messer gegen Joannikios erhob, der aber auch dießmal dem Vorhaben des Mörders entging.

Unwillkürlich werden wir hier an die Frage erinnert, die der Herr an seine grimmigen Gegner, die Pharisäer gerichtet: „Viele schöne und treffliche Werke habe ich von meinem Vater euch gezeigt; um welches derselben seid ihr im Begriff, mich zu steinigen?“ Und fragen wir diese für gelehrt und heilig geachteten Männer um den Grund ihres unversöhnlichen Hasses, so haben sie ja selbst sich darüber erklärt: „weil dieser Mensch viele Zeichen und Wunder wirkt, weil das ganze Volk ihm nachläuft.“ Er hingegen, als er sah, daß ihre mörderischen Anschläge zur Reife gediehen, hat ihnen auch das Endurtheil gesprochen: „Wäre ich nicht gekommen und hätte zu ihnen geredet, so hätten sie keine Sünde; nunmehr jedoch haben sie keine Entschuldigung. Wer Mich hasset, der hasset auch meinen Vater. Hätte ich die Werke unter ihnen nicht vollführt, die Niemand Anderer gewirkt hat, so hätten sie keine Sünde. Nun aber haben sie (diese Wunder) gesehen und hassen doch wie Mich, so meinen Vater. Und so geht die Rede in Erfüllung, die in ihren Urkunden geschrieben: ohne Grund haben sie mich gehaßt.“ Diesen Worten ganz ähnlich oder sinnverwandt ist der Schlußvers unseres Psalmes: Ich bin Friede, und während ich (Worte des Friedens)

zu ihnen rede, sinnen sie auf Krieg, brüten sie mörderische Pläne.

Aus diesem Verse, mit welchem der Psalm nicht sowohl abzuschließen als abzubrechen scheint, wird das Verständniß des Ganzen sich entfalten. „Zu Jehova in meiner Drangsal rufe ich, und er erhöret mich." Als Erdenpilger und makelloser Dulder, als Menschensohn und Mittler, der die Leiden der sündhaften Brüder sich aufgebürdet und für Alle sich dargegeben, hat er während der Nächte, die er im Gebete durchwachte, so auch am Grabe seines Freundes Lazarus, dann in Gethsemani und auf Golgotha zu seinem Vater empor gerufen. Und mit welchem Erfolge? Darüber sagt uns der Apostel: als er in den Tagen seines Fleisches (seines Erdenlebens) sein inbrünstiges Gebet mit lautem Rufe und mit Thränen Dem darbrachte, der aus dem Tode ihn zu befreien Macht hatte, ist er erhört worden um seiner Ehrerbietung willen." Denn aus der Todesmacht der Verwesung ward er befreit durch die Auferstehung und Verherrlichung; und nachdem er durch diese Erhebung seiner Menschennatur zur Vollendung gelangt, ist er Allen, die ihm angehören, der Urheber des ewigen Heils geworden *). So lange er jedoch vor dieser Vollendung unter den Irdischen wandelte, war er als Menschensohn tagtäglich zu der Bitte veranlaßt: „rette meine Seele von lügenhaften Lippen, von tückischer Zunge," weil er von allen Seiten den giftigen Geschoßen des Hasses und der

*) Hebr. 5, 7—9.

Verläumdung sich preisgegeben sah, die ihn als einen Lästerer Jehova's, als ketzerischen Samaritan, als Verbündeten des Belzebub, und zuletzt als politischen Verbrecher und Aufwiegler aus der Welt zu tilgen beabsichtigten.

Aus demselben Grunde war auch nur er berechtigt, im absoluten Sinne von Sich auszusagen: „ich wohne unter dem Volke Mosoch, in den Gezelten Kedar's.“ Wenn es der schroffe Abstand zwischen Gebildeten und Barbaren, sowie die Fremdheit der Sprache, der Mangel alles wechselseitigen Verständnisses ist, worüber in diesen Worten geklagt wird; wie groß, ja unendlich erst der Abstand zwischen Jenem, der sich den Sohn des Menschen nannte, und den Sterblichen, die er heimgesucht! Der ewige Logos ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt; der Himmlische unter den Irdischen, der Gerechte und Makellose unter den Sündern, zu denen er auch sprach: Ich bin von oben, ihr seid von unten; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt. Auch als Menschensohn war Christus von oben, weil er dem Fleische nach nicht auf dem Naturwege, sondern durch einen erneuerten Schöpfungsakt ins Dasein getreten, um in der Menschheit einen neuen Anfang und Lebensgrund zu bilden. Und eben darum, weil er der Himmlische war, die Uebrigen irdisch und vom gemeinen Weltsinn beherrscht, lagen ihre Gedanken und Absichten offen vor ihm, während ihnen die seinen verborgen blieben. Mehr als einmal hat er auch dieß an seinen Gegnern ausdrücklich gerügt: Warum

versteht ihr meine Rede nicht? Weil ihr meine Lehre nicht hören, nicht ertragen könnt. Ihr, die ihr euch einbildet, Kinder Gottes zu sein, seid eurer Gesinnung nach aus einem Vater, welcher der Böse ist, und die Gelüste dieses Vaters, nämlich Lüge und Mord, sind es, die ihr erfüllen wollt *). Wenn er überdieß auch anderwärts sich äußerte: o ungläubiges Geschlecht, wie lange werde ich bei euch sein, wie lange noch euch dulden **)? so stimmt auch diese Klage zu dem Psalmvers: „Lange genug schon wohnt meine Seele bei den Hassern des Friedens. Ich bin Friede, und so oft ich zu ihnen rede, sinnen sie auf Krieg." In naher Beziehung dazu steht auch die Rede des Herrn an seine Jünger: in Mir (in meiner Lebensgemeinschaft) werdet ihr den Frieden besitzen, in der Welt werdet ihr Bedrängniß erfahren ***). Wie unbeschreiblich war die Bedrängniß, die er selbst geduldet, und worin er aller Schmähung und Mißhandlung nichts anders entgegen setzte, als Hingebung und Vergebung! So wird sein erhabenes Dulden vom Apostel geschildert: „Als man ihm fluchte, gab er den Fluch nicht zurück; als er litt, drohte er nicht, sondern überließ sich Dem (stellte es Dem anheim), der gerecht richtet †), er trug

*) Joh. 8, 43.

**) Mark. 9, 18.

***) Joh. 16, 33.

†) 1. Petr. 2, 23. Die übliche Lesart: „er übergab sich dem, der ihn ungerecht verurtheilte" (nämlich dem Pilatus) ist als eine mißverständliche und Sinnentstellende verwerflich. Der gerecht Richtende ist der ewige Vater, dem sich der Mittler im sühnenden Gehorsam hingab.

(stellvertretend) unsere Sünde an seinem Leibe bis auf das Holz (bis zum Tode am Holz des Kreuzes), damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben." Und gerade im Hinblick auf diesen seinen Tod, am Abend vorher, sprach er zu den Jüngern: Vertrauet, ich habe die Welt überwunden. — Erscheint uns das nicht immer wieder von neuem befremdlich und räthselhaft? Schweigen, dulden, verzeihen, alles dem unsichtbaren Gebieter überlassen, der gerecht richtet: soll dadurch schon der Sieg über das Unheil, das Werk der Erlösung zu Stande kommen; soll dieß die Norm und Grundregel unseres Wandels sein? Darüber wollen wir die nähere Verständigung suchen.

2.

Die halbwilden Völker, welche über die weiten Gebiete im Westen von Nordamerika zerstreut sind, haben die Gewohnheit noch nicht aufgegeben, ihre Gefangenen zu verbrennen. Diese Grausamkeit verübte ein Krieger der sogenannten Fuchsindianer an seinem eigenen Oheim aus dem Stamme der Tschippewäh, den er in einem mörderischen Kampfe zum Gefangenen gemacht. Er band diesen Gegner an zwei starke Pfosten, zündete rings um ihn her Feuer an, schürte fleißig die Gluth, und verschärfte die Qual noch durch die höhnischen Worte: du siehst, wie gut ich dir's meine, und wie ich bemüht bin, bei dem frostigen Wetter dich zu erwärmen. Da noch rechtzeitig die Gluth verlosch, kam der Unglückliche mit dem Leben davon; seine Brandwunden heilten wieder, und bei einem erneuerten

Kriegszug gelang es ihm, seinen Quäler zu fangen. Nach den Begriffen dieser rohen Stämme war nun die Reihe an ihn gekommen. Er band den Grausamen ganz nackt an zwei Pfähle, holte dann ein frisch abgezogenes, mit einer dicken Fettschicht belegtes Fell eines Elenn (des großen hirschähnlichen Elennthieres) hielt dasselbe über das Feuer, bis es ganz in Flammen aufloderte, und warf es ihm über die Schultern, wobei er die Unthat mit der Erklärung erläuterte: Als ich in deinem Dorfe war, hast du mit einem guten Feuer mich erwärmt; zum Dank dafür gebe ich dir diesen Mantel, der dich warm halten wird. Der Indianer verbrannte bis zur Asche, und vielleicht brannte ihn schmerzlicher noch der Spott und Hohn, der ihm zu Theil ward.

Auch der Herr hat einst sich geäußert, daß er gekommen sei, ein Feuer auf Erden anzuzünden, und wie sehnlich er wünsche, daß es schon auflodern möchte! Er meinte damit die Flamme der heiligen Liebe, welche die Herzen läutert und erneuert, und die vom Himmel zur Erde herabkommt, um von der Erde zum Himmel empor zu steigen. Böses mit Bösem vergelten, Schimpf und Gewaltthat mit gleichen Rückschlägen erwiedern, ist Grundsatz der Welt, und jedenfalls sehr natürlich, wie alles was unter der Herrschaft der Leidenschaft oder des Triebes steht. Selbst der Jünger Simon Petrus ließ sich davon noch hinreißen, als er, nicht ohne Verwegenheit, so vielen Bewaffneten gegenüber, das Schwert zog. Der Herr hingegen verwies ihn zur Ruhe mit der Frage: „Meinst du wohl, ich könnte

nicht meinen Vater bitten, und er würde mir sofort mehr als zwölf Legionen der Engel zu Hülfe senden?" Der Einen Cohorte römischer Söldner, die gegen ihn ausgezogen, setzte er ganze Legionen himmlischer Geister und Gottesboten entgegen, und die Anzahl dieser Legionen nannte er im Gegensatz zu der Zwölfzahl der dürftigen und wehrlosen Apostel. Allein diese Machtentfaltung wäre das rechte Mittel nicht gewesen, um das befreiende Werk der göttlichen Liebe zu vollführen.

Mein Reich, so hat der Erlöser feierlich erklärt, Mein Königthum stammt nicht (gleich den anderen Reichen) aus dieser Welt, aus den Verhältnissen, wie sie auf Erden vorhanden. Wäre das der Fall, so würden die Krieger und Söldner, die mir dann zu Gebot stünden, für mich kämpfen; nun aber stammt mein Reich nicht von da her. Die Reiche dieser Welt bedürfen, um den Unbotmäßigen im Innern, den Feinden von Außen abzuwehren, der Zwinggewalt und physischen Macht, ohne die sie keinen Bestand hätten. Das Gottesreich hingegen hat keine Mittel der physischen Bewältigung. Indem es die Willensfreiheit als wesentliche Bedingung des geistigen Lebens voraussetzt und achtet, kennt es keinen Zwang, sondern nur den freien Gehorsam der Liebe. „So Jemand mir nachfolgen will, wer mein Jünger sein will" — dieß ist die Ausdrucksweise, mit welcher der König des Messianischen Reiches seine Untergebenen beruft. Nicht durch die bewaffnete Hand der Krieger, sagt Athanasius, erringt die Wahrheit den Sieg, sondern durch überzeugende Rede; während der Lügenfürst,

da er nichts Wahrhaftes besitzt, mit Gewalt durch die Pforten bricht. Aehnlich haben auch Hilarius, Ambrosius und andere große Lehrer der Vorzeit sich ausgesprochen, und daß selbst der gewaltige Gothenkönig Theodorich es eingesehen, das hat er durch die Aeußerung bezeugt: Wir können den Glauben durch kein Machtgebot (kein Kommando) anbefehlen.

Der Kampf des Herrn gegen die Feindschaft der Welt konnte also kein solcher sein, der mit den Waffen und Wehrkräften dieser letzteren geführt wird. Unmittelbar vor seinem Hingang hatte er den Jüngern eröffnet: „Der Fürst dieser Welt kommt an mich heran, und er besitzt an mir nichts;" er findet an mir nichts von allem dem, was seinen lügenhaften Vorspiegelungen, seinen Verlockungen und Schrecken einen Erfolg vermitteln könnte. Eben dadurch aber, daß der Feindselige sich vermaß, gegen den Gerechten und Heiligen, der keiner Sünde zugänglich, seine letzten Gewaltmittel aufzubieten, ward seine Macht und sein beziehungsweises Recht erschöpft und aufgehoben; wie das der Herr in den Worten angekündet hat: „nun ist das Gericht der Welt, nun wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen." Auf dem Gipfelpunkte aller erdenklichen Qualen und Leiden, in äußerster Schmach und Todesnoth, von den Menschen verläugnet und zertreten, von Gott, der Empfindung nach, hülflos der eigenen Ohnmacht anheim gegeben und verlassen, und demungeachtet bis in den letzten Augenblick von der Ehrfurcht des Gehorsams gegen Gott, von der Liebe zu den Menschen nicht ablassend,

hat er in dieser wunderbaren Ausdauer sein Sühnopfer vollbracht, und das Werk der Versöhnung der Menschen mit Gott vollendet.

Unter den Jüngern des heiligen Abtes Zosimas befand sich ein störrischer und eigensinniger Mensch, an dem auch um anderer Fehler willen viel zu bessern war. Einmal jedoch fühlte er sich dermaßen von Dank und Ehrfurcht ergriffen, daß er zu seinem Führer und Lehrer sprach: Mein Vater, ich liebe dich von ganzem Herzen, und viel inniger, als mit Worten sich sagen läßt! Zosimas schien wenig darauf zu geben. Bis jetzt, sagte er, wurde ich von keinem Menschen in dem Maße wieder geliebt, in welchem ich ihn liebte. Und sei dessen versichert: so bald irgend etwas dazwischen kommt, was dir mißfällt, wirst du in deiner Liebe nicht beharren; Mich hingegen wird nichts von der Liebe, die ich zu dir hege, abwendig machen. In der That ließ die Erfüllung dieser Vorhersage nicht lange auf sich warten. Durch eine gerechte Rüge zum Zorne gereizt, streute der thörichte Mensch über Zosimas die gehässigsten Urtheile und Verläumdungen aus, welche dieser, dem nichts verborgen blieb, in Sanftmuth ertrug, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Es ereignete sich aber, daß der hämische Schwätzer mit einem Geschäfte beauftragt wurde, das ihn nach Cäsarea führte, weßhalb er, um für die Reise den Segen zu erbitten, vor dem Angesichte des Abtes erscheinen mußte. Das war für ihn ein saurer Gang. Allein statt der strengen Rüge, die

er zu befürchten hatte, wurde er mit einer so unbefangenen väterlichen Güte und Freundlichkeit aufgenommen, daß diese Großmuth dem Verstockten mächtig zu Herzen ging. Reuevoll fiel er dem Altmeister zu Füßen, und unter einem Strom von Thränen rief er: Viel Abscheuliches und Böses habe ich dir nachgeredet; mögest du um Christi willen barmherzig sein, und mir verzeihen! Zosimas erwiederte: erinnere dich an das, was du dazumal von mir vernommen, als du deine Liebe zu mir in so hochtrabenden Worten rühmtest. Und damit ich dir ein Wahrzeichen gebe, wie viel größer meine Liebe zu dir sei, als deine Gegenliebe, so höre, was ich dir erzählen will. Ich litt an einem sehr schmerzlichen Uebel der Augen; da rief ich Jesum an, er möchte von dem Uebel mich frei machen um Deinetwillen, und augenblicklich fühlte ich mich geheilt!

Wer solch ein Zeugniß von sich ablegen kann, wie dieser Weise und Edle, der steht allerdings schon dem Erlöser sehr nahe. Denn im vollgültigen und absoluten Sinne werden wir doch nur von diesem Einen aussagen dürfen, daß er die Menschen insgesammt unendlich mehr uud inniger liebt, als sie jemals ihn wieder zu lieben vermögen. Darum soll unsere Gegenliebe mindestens darin sich bewähren, daß wir in seine Gesinnung eingehen, von ihr uns erleuchten, lenken und bestimmen lassen, um mit Ihm, durch Ihn über alles Böse zu siegen. Das Licht ist mächtiger als die Finsterniß, weil es dieselbe durchbricht und verscheucht; das Ja ist stärker als das Nein;

die Einigung mit Gottes ewigem Willen übt eine größere Macht als Läugnung und Widerspruch. In Kraft dieses Grundgesetzes ward der Starke und Gewaffnete, der die sündhafte Menschenwelt als sein Besitzthum gehütet, durch den Stärkern, der (von oben) über ihn kam, überwunden und seiner Waffen beraubt; der Gerechte gewann den Sieg über den Führer der Ungerechten; die himmlische Liebe hat den Bösen und das Böse, der Friede den Zwiespalt überwunden.

So ist demnach, was wir an Zosimas bewundern, und was er eigentlich nur nach dem Vorbilde des göttlichen Meisters gethan, jedem Gläubigen zur Aufgabe gesetzt; wie denn auch der Apostelfürst mahnt, nicht Böses mit Bösem, Fluch mit Fluch zu vergelten, sondern im Gegentheil mit Segnung, weil wir berufen sind, den Segen als Erbtheil zu besitzen *). Der Glaube nämlich, der uns belehrt, daß wir zur Erlangung des Segens und Heils berufen sind, soll unsere Herzen dazu bewegen und bestimmen, daß wir, soviel an uns ist, auch Anderen diesen Segen nahe zu bringen, oder durch unser Benehmen ihr Verlangen nach demselben zu erwecken suchen. Und dieß ist der Grund der vielbekannten, wenig beherzigten Vorschrift: „Lasse dich nicht überwinden vom Bösen, sondern überwinde das Böse durch das Gute. Wenn dein Feind hungert, so speise ihn, wenn er dürstet, reiche ihm den Trank; so handelnd wirst du glühende Kohlen

*) 1. Petr. 3, 19.

auf seinem Haupte sammeln *), d. h. den Schmerz der Selbsterkenntniß und der aufrichtigen Reue in ihm erwecken, die durch sittliche Läuterung das Heil und den Frieden bewirkt.

Bleibt dieser Erfolg aus, beharrt der Gegner in der Gesinnung des Hasses, Gutes mit Bösem vergeltend, so erübrigt sonst nichts, als die Schlichtung der Sache Dem anheim zu geben, der in seiner unfehlbaren Weisheit gerecht richtet **), dessen strenges und endgiltiges Gericht jedoch der Christ nicht wünschen darf, sofern er nicht durch Lieblosigkeit und Rachsucht das nämliche Urtheil verschulden will. Dieß hat eine treffliche Gottesdienerin, Margarethe von Beaune in Burgund ***), gar wohl eingesehen, die in ihrer einfach kindlichen Unschuld mit der unsichtbaren Welt in einem fortwährenden, durch die auffallendsten Vorgänge erwiesenen Verkehr und Umgang lebte. Es kam ihr zur Kenntniß, daß ein zügelloser und boshafter Mensch sich ein Geschäft daraus machte, sie überall zu lästern, und über ihren Wandel die schändlichsten Gerüchte zu verbreiten. Weil es ihr um den Bösewicht leid war, der durch sein ruchloses Treiben dem ewigen Unheil entgegen ging, so bat sie die beiden Vorsteherinnen des klösterlichen Hauses, ihn ins Sprachzimmer rufen zu lassen und ernstlich zu ermahnen: „daß er an die göttliche Barmherzigkeit sich wenden

---

*) Röm. 12, 20.

**) 1. Petr. 2, 25.

***) Geboren 1619, gestorben 1648.

möge, widrigenfalls die Gerechtigkeit ihn treffen und strafen werde.“ Beide Frauen lachten über diese Bitte, deren Gewährung ihnen unnütz schien; weil, wie sie sagten, um solch ein verstocktes Gewissen zu rühren, eine weit andere Predigt vonnöthen sei. Da erhob Margaretha ihren Blick gen Himmel, und sprach in ihrer unbefangenen Weise: So bitte ich dann euren Schutzengel, daß er an eurer statt das thun möge, dessen ihr euch weigert. Und siehe, gleich am nächstfolgenden Morgen kam der Verläumder ganz reumüthig und zerknirscht an die Pforte, und ließ bei den Frauen sich anmelden, um sie von dem, was ihm geschehen, zu unterrichten, und ihre Verzeihung zu erbitten. Er hatte nämlich in seinem abgelegenen einsamen und fest verschlossenen Schlafgemach einmal um Mitternacht, das zweite Mal gegen Morgen eine furchtbare Stimme vernommen, die ihm zurief: „Gedenke der göttlichen Barmherzigkeit, sonst wird die Gerechtigkeit dich treffen! Es war genau dieselbe einfache Mahnung, welche Margaretha ihm zugedacht; und sie erwies sich mächtig genug, sein Herz zu erschüttern.

So hat also jene himmlische Seele kein Mittel der Selbsthülfe gesucht, sondern mit der Bitte sich begnügt: befreie, o Herr, meine Seele von lügenhaften Lippen, von tückischer Zunge.“ Und weil sie diese Bitte nicht sowohl für sich als für den böswilligen Gegner darbrachte, ward ihr der selige Lohn, auch ihn von der finstern Macht der Lüge befreit zu sehen. Hier ist die Gipfelhöhe christlicher Tugend, die über alles Selbstische und Gemeine hinausragt. Es ist

unter den trefflichen Lehrsprüchen, die der ehrwürdige Guigo hinterlassen *), die schöne Mahnung aufbehalten: „Einige gehen nach Jerusalem, um die heiligen Stätten zu besuchen; Bethlehem, den Oelberg, den Kalvarienberg. Gehe du noch weiter: bis zur Geduld und Demuth. Jene Orte liegen innerhalb der Welt; diese Tugenden hingegen liegen außer und über der Welt"; weil sie eben nicht irdisch, sondern himmlisch sind. Und darum haben wir gar sehr nöthig, nach der Anleitung des Apostels zu bitten: der göttliche Geist möge unsere Herzen lenken, damit sie erfüllet werden von der standhaften Geduld und der heiligen Liebe Christi Jesu **).

*) Guigo starb im Jahre 1188. Die Schrift, die diese Lehrsätze enthält, ist Scala claustralium betitelt.

**) 2. Theff. 3, 5.

XI.

Der 132. Stufenpsalm.

„Siehe wie gut ist's und wie lieblich, wenn Brüder einmüthig zusammen wohnen."

Eingang.

Von dem Seelsorger einer französischen Dorfgemeinde ist in alten Geschichten die sehr eigenthümliche logische Einleitung aufbehalten, die er einstmals seiner Homilie voranschickte. Meine Absicht, so begann er, ist heute, von drei Dingen zu euch zu reden. Das erste versteht Ihr, ich aber verstehe es nicht. Das zweite verstehe ich ganz gut; ihr hingegen begreift es nicht. Das dritte begreifen wir Einer so wenig als der Andere. Nun folgte die Auseinandersetzung. Das erste ist, daß ihr während der Predigt und des Gottesdienstes größtentheils außerhalb der Kirche euch aufhaltet, plaudert, hin und wieder gehet, auch wohl dem Gasthause euren Besuch macht. Das möget Ihr vernünftig finden und verstehen, ich meinerseits verstehe es nicht. Das zweite, was ist meine, ich eure Pflicht und

Schuldigkeit, Haus und Gesinde emsig zu überwachen, auf Zucht und Sitte zu achten, die Kinder in die Schule zu schicken, allerhand Uebelstände zu beseitigen. Von allem dem sehe ich die Nothwendigkeit vollkommen ein; ihr hingegen versäumt es und versteht es nicht. Nun erübrigt noch das dritte, von dem ich gesagt habe, daß Ihr es nicht versteht und ich eben so wenig; und dieses ist — das Evangelium.

Was der wackere Mann mit dieser ironischen Wendung gemeint hat, bleibt in allen Zeitläufen wahr. Nur den Armen, d. h. jenen, die ihrer Heilsbedürftigkeit sich ehrlich bewußt sind, wird das Evangelium mit Frucht verkündet; den Uebrigen, die sich entweder an Natur- und Geisteswissenschaft überreich dünken, oder, in das Sinnenleben versenkt, von der Armuth ihres innern Lebens gar nichts ahnen, bleibt es seinem Wesen nach verborgen. Im Allgemeinen versteht die Welt das Evangelium nicht, weil sie es eben nicht verstehen will. Ihren innern Unfrieden, ihre unaufhörlichen Wirren und Kämpfe, das blinde Spiel der Willkür und der Zufälligkeiten, dem sie unterworfen, vermag sie dennoch nicht zu läugnen. Man hat deßhalb von jeher vielerlei Ansichten, Grundsätze, Principien ausgesonnen, die geeignet schienen, Ordnung, Gerechtigkeit und Eintracht in der menschlichen Gesellschaft zu befestigen. Allein bei all diesen, an sich rühmenswerthen Bestrebungen wollte man nur das eine nicht erwägen, daß nämlich das echte und einzige Princip des geselligen Lebens, und zwar im Evangelium, schon längst geoffenbart und gegeben sei.

Sehr anschaulich und unbestreitbar ist, was darüber der heilige Augustinus bemerkt. Die da behaupten und meinen, das Christenthum sei mit der Gesellschaft oder dem Staate im Widerspruch, die mögen ein Heer sich denken, aus solchen Kriegern bestehend, wie sie nach der Lehre Christi beschaffen sein sollen: ferner Eltern und Kinder, Herren und Diener, Fürsten, Richter und Amtswalter, von solchem Verhalten, wie Christus ihnen es vorgezeichnet. Anstatt dann noch die Behauptung zu wagen, diese Lehre sei der staatlichen Ordnung entgegen, werden sie vielmehr bekennen müssen, daß sie die größte Wohlfahrt derselben vermittle und verbürge. — Nun ist aber, wie Jedermann weiß oder mindestens sagt, das Wesen und Lebensprincip des Christenthums die Liebe. „Die Liebe Gottes, wie der Apostel lehrt, ist ausgegossen in unseren Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist *)". Dieser Ausspruch kann in zweifacher Weise verstanden werden, nämlich entweder von der Liebe Gottes zu uns, als der Quelle und Ursache, oder von Unserer Liebe zu Gott und den Mitmenschen, als Wirkung der ersteren. Von der einen wie von der andern ist in dem kleinen Stufenpsalm die Rede, der mit dem vielbekannten Verse beginnt: „Siehe wie gut ist's und wie lieblich, wenn Brüder einmüthig zusammen wohnen!" Dieser erste Vers schildert die Wirkung

*) Röm. 5, 5. Es handelt sich hier, wie in vielen anderen Stellen, um die Unterscheidung der subjektiven oder objektiven Beziehung des Genitivs.

und das Wahrzeichen unserer Liebe zu Gott; die folgenden Verse hingegen bezeichnen die Mittel und Wege der Liebe Gottes zu uns. Das eine wie das andere werden wir, bei dem großen Umfange des Gegenstandes, nur in gedrängter Uebersicht betrachten können.

1.

In den befestigten Plätzen oder Presidios, welche die Spanier im Rifflande, an der afrikanischen Küste, besetzt halten, ist der Spruch üblich: mit den Mauren (den arabischen Landesbewohnern) entweder Silber oder Blei, Handel oder Krieg *). Jeden Morgen nämlich kommen die Eingebornen mit den Früchten und den übrigen Erzeugnissen ihrer Landwirthschaft zum Markte, der unten an einem ebenen Orte abgehalten wird. Die Spanier wagen sich dann aus ihren Festungen hervor und mengen sich ohne Furcht unter diese Leute, um ihren Bedarf einzukaufen, und man vernimmt dann nur ein friedliches Wortgefecht; das Feilschen und Schreien der Käufer und Verkäufer wird sogar oft von Scherz und Lachen unterbrochen. Dieß ist die silberne Seite des Verkehrs, die jedoch alsbald der bleiernen Raum macht. Denn kaum hat eine Glocke das Zeichen gegeben, daß die dem Geschäfte bemessene Zeit zu Ende, als schon das ganze lebhafte Gewühl sich auflöst. Die Spanier beeilen sich, in ihre Citadellen zurück zu kehren, deren Thore geschlossen

*) „Con los moros plomo o plata."

werden, die Mauren und Kabylen packen ihre Körbe, laden sie den Maulthieren wieder auf und ziehen fort; die Jüngeren und Rüstigen hingegen verbergen sich hinter den nächsten Gebüschen und Zwergpalmen, wo sie ihre Flinten niedergelegt, und lauern dort, um gegen jeden Spanier sie loszudrücken, von welchem hinter den Wällen auch nur der Hut oder Czako zum Vorschein kommt.

Blankes Silber oder tödtliches Blei: dieß ist, wenn man einen gewissen glänzenden Blüthenschmuck abstreift, der eigentliche, sehr nüchterne und trostlose Ausdruck für den Grundsatz, der von manchen Nationalökonomen und Meistern der Sozialwissenschaft als Princip der menschlichen Gesellschaft aufgestellt wird. Wenn man den geoffenbarten schöpferischen Willen und somit des Menschen eigentlichste Würde und Bestimmung außer Acht läßt, so bleibt dann allerdings kein anderes Band übrig, als das Bedürfniß oder der Nutzen (das Interesse) der Einzelnen, und die wechselseitige Abhängigkeit des Einen von dem Andern: wobei zwar feindliche Gegensätze nicht ausbleiben können, die jedoch im Ganzen sich ausgleichen. Dieser Ansicht gemäß wird dann gelehrt, jedem Einzelnen sei die Sorge für sein eigenes Selbst schon angeboren, wie ja dasselbe auch in der Thierwelt stattfinde. Darum ziele auch alles menschliche Streben darauf ab, so wenig als möglich zu thun, und soviel als möglich dafür zu gewinnen. Dieses Bestreben sei die bewegende Macht; die andere, dieses Chaos ordnende (regulirende) Macht ergebe sich aus dem Gegen- und

Zusammenwirken der einzelnen Bestrebungen von selbst. Die Gesellschaft gestalte sich sonach wie ein Gewebe, das aus Milliarden einander durchkreuzender Fäden gebildet wird, indem je Einer der Arbeit, des Talents, oder der Beihülfe des Andern bedarf, und zugleich Einer zum Andern in Verhältniß gegenseitiger Berechtigung steht.

So scharfsinnig jedoch diese Grundzüge durchgeführt werden, so ist doch damit nichts anderes erreicht, als die Ansicht, die den Organismus der Gesellschaft als einen großen Bau unzähliger geschäftiger Ameisen oder Termiten betrachtet. Ein Bauwerk oder System dieser Art ist auf keinem Felsengrund, sondern nur auf Sand, oder auf vermodertem Holze errichtet, weil es die Milliarden der Einzelnen nicht sowohl als sittlich geistige Persönlichkeiten, sondern als bloße Individuen in die Berechnung nimmt, und vorzugsweise nur auf die sinnlich egoistische Richtung des irdischen Menschen sich gründet. Man hat zwar nicht übersehen, daß dieses engherzige, vereinzelte Selbst über sich erhoben und veredelt werden müsse; allein indem man als Mittel dazu das Aufgehen in dem gemeinsamen Volk- und Sprachstamm erwählte und der Nationalität einen höhern Werth als dem christlichen Berufe beimaß, hat man dadurch anstatt der Geselligkeit nur die Trennung der Völker und einen gegenseitigen Haß gefördert, in welchem ein bedenklicher Rückschritt zur Unsitte des Heidenthums sich bemerklich macht.

Um solchen Uebeln abzuhelfen, führen die Herolde des neu erfundenen Heils die drei großen Worte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Munde, die gleich Zauberworten die Welt umwandeln sollen, denen jedoch, wie der edle Donoso Cortes bemerkt hat, nur insofern die Kraft der Wahrheit innewohnt, als sie ihre Bedeutung und Weihe auf der Opferstätte von Golgotha empfingen. Die Freiheit behauptet weder Würde noch Werth, wenn sie nicht, durch Selbstbeherrschung und Lossagung von der Knechtschaft der Sünde, im sittlichen Geiste verstanden und geübt wird. Die Gleichheit aber und in ihrem Gefolge die Brüderlichkeit: wie sollen diese Gedanken oder Principien im Boden des Weltlebens Wurzel fassen, von dem sie, nach der thatsächlichen Ordnung der Dinge, als nichtige Schwärmerei verworfen werden?

Es hat sich vor alter Zeit ereignet, daß zwei ihrem Aeußern nach höchst verschiedenartige Männer, von denen bisher keiner den Andern jemals gesehen, gleichsam von ungefähr einander begegneten. Und was geschah? Mit freudeglänzendem Angesicht eilten sie einander entgegen, umarmten sich als innigste Freunde, oder vielmehr als Brüder, schieden dann nach einer kleinen Weile und zogen Jeder seines Weges, ohne mitsammen auch nur eine Sylbe gesprochen zu haben. Als man über dieses seltsame Benehmen sie ausforschte, war ihre Antwort: sie hätten einander alles, was sie zu sagen gehabt, innerlich im Austausch der Gedanken mitgetheilt; Worte seien nicht nöthig gewesen. Wer waren diese beiden? Der eine, ein

mächtiger Gebieter und ein tapferer Feldherr: König Ludwig IX., der Andere, ein bettelhaft gekleideter, mit einem Strick gegürteter Mensch: der arme Bruder Aegidius. Ihre im Aeußern ausgeprägte Verschiedenheit oder Ungleichheit war grell nnd auffallend genug; worin bestand ihre Gleichheit und daher auch ihr herzliches innerstes Verständniß? Gewiß nur darin, daß eine und dieselbe Kraft der Gottesliebe sie belebte und sie durch Erleuchtung von oben als Gleichgesinnte und als Kinder Eines Vaters sich erkannten. Einzig nur die Ordnung des Gottesreiches ist es, in welcher durch die Gnade Christi die Gleichheit und Brüderlichkeit ins Leben treten kann, und dereinst auch zur vollen Wirklichkeit gelangen wird *).

Als der bereits erwähnte Staatsmann, der früher bloß der profanen (humanitarischen) Weltweisheit zugethan gewesen, am Sterbelager eines geliebten Bruders in sehr auffallender Weise von der Gnade ergriffen ward, und dem positiven christlichen Glauben entschieden sich zuwandte, fragte ihn ein frommer Spanier, ob er aus dem früheren Leben keines Umstandes sich erinnern könne, der ihm zum Verdienst angerechnet, und mit einer so außerordentlichen Erleuchtung und Weckung belohnt worden sei? Donoso Cortes erwiederte: von seinem bisherigen Lebenswandel habe er nichts besonders Verdienstliches aufzuweisen; das einzige Gute, dessen er sich bewußt sei,

*) Wissenschaftlich ist dieser Gegenstand behandelt in Prof. Ehrlich's Vorlesungen über das Socialitäts-Prinzip. Prag 1858.

bestehe darin, daß er niemals vor seiner Thürschwelle einen Dürftigen erblickt habe, ohne daran zu denken, daß er in demselben einen Bruder vor sich sähe. Er hat demnach, gleich dem Römer Cornelius in der Apostelgeschichte, im Werk und in der That schon geübt, was er im vollen Lichte noch nicht erkannte. Denn die Gleichheit der Menschen vor Gott und die brüderliche Liebe ist eine Grundidee des Evangeliums, und die auch schon in dem ersten Verse unseres Psalmes ihren Ausdruck gefunden hat.

„Siehe wie gut ist's und wie lieblich, wenn Brüder einmüthig zusammen wohnen!" Diese Begriffe: gut und lieblich, oder heilvoll und süß, hat der heilige Bernhard nach ihren Beziehungen geschieden und gesichtet. Gut, heilsam, aber nichts weniger als süß ist die Geduld und Ausdauer, die Entsagung, die strenge Zucht. Süß, oder dem natürlichen Zuge angenehm, aber keineswegs heilsam, ist die Wollust, die Befriedigung der Eitelkeit, des Fürwitzes, der Neugier, der Schadenfreude. Weder gut und nützlich, noch süß ist der Neid, die Scheelsucht, die Traurigkeit, die geist- und muthlose Trägheit. Gut und lieblich zugleich ist die Ehrbarkeit, der gute Ruf, die sittliche Lauterkeit, die heilige Liebe. Es ist ja zu diesem Zwecke die Gnade Gottes heilbringend (erlösend und belehrend) allen Menschen erschienen, und hat uns zurecht gewiesen, daß wir der Gottlosigkeit und den weltlichen (der Gott entfremdeten Welt eigenen) Lüsten absagen, und nüchtern oder besonnen, in weiser Zucht

und Selbstbewachung, gerecht und gottselig in dieser Welt wandeln *).

Erst durch den wiederhergestellten Verkehr des menschlichen mit dem göttlichen Leben wird dieß alles möglich; erst die Einigung der Menschen mit Gott kann die Eintracht derselben in wechselseitiger Liebe bewirken. Eben deßhalb schildert auch der Apostel das Erlösungswerk als die in der Fülle der Zeit zur Ausführung gediehene göttliche Veranstaltung, Alles wieder zusammen zu fassen im Himmel und auf Erden, in Christo **). Dieser Ausdruck ist nicht ohne Grund so eigenthümlich gewählt. Vor dem Abfall nämlich waren alle geistigen Geschöpfe Gottes unter der Einen Herrschaft der göttlichen Liebe vereinigt, um in derselben durch freien Gehorsam sich zu befestigen, und so, wie es sittlichen Wesen zukommt, durch persönliche Thätigkeit nicht nur sich selbst zu vollenden, sondern mittelbar auch die Naturwelt (Physis) in die Einheit des Weltganzen zu erheben. Diese ursprünglich bestimmte Einigung wurde zuerst in jenen himmlischen Regionen der Schöpfungswelt, von denen uns nur der Glaube Kenntniß gibt, durch den Widerspruch und die versuchte Selbstverherrlichung der abtrünnigen Geister gestört; sodann in Folge der Verführung, die von diesem ausging, durch den Abfall der Menschen. Der Riß und die Trennung erweiterten sich immer

*) Tit. 2, 11. 12.

**) Ephes. 1, 9. 10. Das instaurare der Vulgata hat denselben Sinn. Vergl. Röm. 13, 9.

mehr, je entschiedener diese der Anbetung vergöttlichter Naturmächte sich hingaben, und durch diese Nationalgötter nicht minder als durch klimatische Verhältnisse, Naturell und Sprache in vereinzelte, einander fremde Stämme und Völker auseinander fielen.

Die Heilung dieses Risses, die Wiedervereinigung der getrennten Glieder, die Wiederherstellung der Einheit des gesammten Gottesreichs, welche der Apostel unter dem erneuerten Zusammenfassen versteht, hat mit dem Werke der Erlösung, mit der Sendung des göttlichen Geistes den Anfang genommen. Im vollen Gegensatz zum Geschicke der Noachiden, welche bei dem titanischen Unternehmen ihres Thurmbaues in die Vielheit der Naturreligionen, Racen, Sprachen und Völker geschieden und zerstreut wurden, hat in Sion das Werk der Wiedervereinigung begonnen. Durch die feurigen Zungen, die auf die Apostel sich herabsenkten, ward die neue, Allen gemeinsame einheitliche Sprache des Glaubens und göttlichen Lobes angekündet; durch die Erneuerung der Menschen nach dem Vorbild ihres geistigen und himmlischen Hauptes war, vorerst für die Ansicht der Apostel, die innere Scheidung und Trennung der Völker aufgehoben. Anstatt jenes Thurmes aber, durch welchen der Uebermuth, der göttlichen Hülfe entsagend, sich selbst zu verherrlichen gestrebt, erhob sich, Erde und Himmel verbindend, der Bau aus lebendigen Steinen, der in der verklärten Menschheit Christi sich befestigt und zusammen schließt. Und da in der Neugestaltung der Dinge von dem alten Unterschiede zwischen Juden und Heiden, Bar-

baren oder Skythen, Sklaven und Freien nicht mehr die Rede ist, sondern in Einzelnen und Allen Christus *), so hat erst durch das große Pfingstwunder auf Sion das Psalmenwort den ganzen Umfang seiner Bedeutung gewonnen: „Siehe wie gut und wie lieblich, wenn Brüder einmüthig beisammen wohnen!“

Wenn dieser Vers, wie Augustinus bezeugt, zu seiner Zeit überall im Munde der Landleute war, so ist das ein Beweis, daß die Gläubigen von jeher den darin enthaltenen Grundgedanken anerkannten, der auch jedenfalls in den ersten Gemeinden und den zahlreichen Ansiedlungen der Anachoreten sich verwirklichte, so lange jener sittliche Rückschritt nicht eintrat, welchen der Herr in prophetischer Rede das Erkalten der Liebe genannt hat. Denn je mehr dieß der Fall, desto schroffer muß die egoistische Richtung der Einzelnen, sowie die nationale Besonderung der Völker wieder zu Tage treten. Nachdem aber diese dem Geiste des Evangeliums widersprechende Sinnesart neuerdings die vorherrschende geworden, wie sollte da nicht der Zweifel erwachen, ob die befreiende, bildende, einigende Macht des Christenthums noch immer ihre Wirksamkeit entfalte?

Die Erörterung dieser Frage ist viel zu umständlich und verwickelt, als daß wir uns nicht darauf beschränken müßten, nur einige der wesentlichsten Grundzüge hervor zu heben, die hier als entscheidend

*) Koloss. 3, 11.

zu erachten sind *). Vergleichen wir nämlich die Zustände der alten, und überhaupt der heidnischen Welt mit jenen der christlichen, so sehen wir vor allem, wie das Christenthum Tugenden, die früher, wie z. B. die Demuth, die allgemeine Nächsten- und Feindesliebe, zum Theil selbst dem Namen nach unbekannt waren, in die Welt eingeführt, und dagegen Laster gebrandmarkt hat, die früher keinen Anstoß erregten, oder, wie Ueppigkeit, herrischer Stolz, Blutrache, trügerische Schlauheit, sogar für ehrenhaft galten. Die Würde reiner Sittlichkeit und uneigennütziger Liebe wird überall wenigstens grundsätzlich anerkannt; Unsitte und Lüge wagt Niemand zu rühmen. Durch die christliche Glaubenslehre sind auch die höchsten übersinnlichen Erkenntnisse zum Gemeingut geworden; und ein wohl unterrichteter Knabe weiß über das Verhältniß der Welt zu Gott und des Menschen Bestimmung unendlich Besseres als die sämmtlichen Weltweisen von Memphis, Delhi und Athen. Echte Geistesbildung, Wissenschaft, Kunst und Technik sind (mit Ausnahme einiger besonderer Fertigkeiten) ausschließlich nur bei den christlichen Völkern heimisch. Durch die Achtung und Wahrung der persönlichen Rechte der Einzelnen, durch die Würde der Frauen, die sittliche Ordnung der Ehe und Familie ist das gesellschaftliche Leben veredelt und vor gewaltthätigen Uebergriffen rechtlich geschützt; und so sind es eben nur die christlichen Staaten,

*) Ausführlich in Prof. J. N. Ehrlich's Fundamental-Theologie. Prag 1859—62. Band II. Abth. 2.

welche (ihrem Principe nach) Gesittung und gesetzliche Freiheit fördern, für das Gedeihen der Wissenschaft, für Erziehung und Volksschulen sorgen, und für Krankenpflege, für Dürftige und Sieche, für Verwaiste, Taubstumme, Blinde und Irrsinnige wohlthätige Anstalten gründen, die den heidnischen Völkern größtentheils fremd geblieben.

Wenn es nun überdieß (durch geschichtliche und statistische Forschungen) erwiesen ist, daß die Ideen von echter Sittlichkeit, berechtigter Freiheit und probehältiger Tugend immer reiner sich ausbilden, so werden die Wirren der Gegenwart uns nicht zu der trostlosen Meinung verleiten, als ob die christlichen Gedanken, aus denen alle humane Bildung hervor gegangen, an ihrer Wirksamkeit verloren hätten. Mögen immerhin die Gegner des positiven Christenthums, welche, indem sie Andere verführen, selber verführt werden *), die Lehren und Thatsachen desselben läugnen oder umdeuten, verflachen, verkehrt anwenden; selbst die Spaltungen und Zwiste, die sie veranlassen, sind heilsam, damit die Probehältigen und Bewährten offenbar werden **). Die ewige Wahrheit aber wird durch keine Läugnung erschöpft, und die Macht, die dem verklärten Haupte der Menschheit gegeben auf Erden wie im Himmel, kann durch irdischen Widerspruch nicht besiegt werden. Diese Macht der erleuchtenden,

---

*) 2. Timoth. 3, 13.

**) 1. Cor. 11, 10.

versöhnenden, das Unheil richtenden, jederzeit triumphirenden, erlösenden Liebe wird in ihrer irdischen Wirksamkeit durch die sichtbare Veranstaltung getragen, die allein die Einheit und brüderliche Eintracht der Sterblichen begründet und verbürgt, und deren bildliche Schilderung in den übrigen Versen unseres Psalmes dargelegt ist.

2.

Wie nicht alles, was als Geschichte sich ankündet, auf unbedingten Glauben Anspruch hat, weil es mit oder ohne Absicht gar oft verfälscht wird, so darf man hinwiederum nicht alles und jedes, was die Legende erzählt, auf Grund dieses Namens abläugnen. In der Legende, die von dem Leben und Martyrium der heiligen Cäcilia handelt, wird berichtet, daß sie den Valerianus, ihren Verlobten, beredet habe, dem Papst Urbanus, dessen Aufenthalt in den Katakomben sie ihm entdeckte, sich vorzustellen, um von ihm in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden. Während nun Urbanus freudig niederkniete, um dem Herrn zu danken, ward plötzlich ein ehrwürdiger greiser Mann in blendend weißem Gewande sichtbar, der eine beschriebene Pergamentrolle in der Hand trug und dem Valerianus gebot, die Schrift zu lesen. Es waren die bekannten Worte aus der Epistel an die Epheser: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller.“

Es wäre sehr unnütz, über die historische Gewißheit dieses Vorgangs, der nichts weniger als verbürgt

ist, einen Streit zu führen. Die Verehrung der heil. Cäcilia, welcher die Tradition auch den Umgang mit den Himmlischen und die Meisterschaft der Tonkunst zuschreibt, ist so allgemein, und obwohl diese jungfräuliche Heldin schon im Jahre 230 von hinnen schied, noch fortwährend so lebhaft, daß man immerhin aus dem reichen Inhalt ihres Lebens auch das Uebergewöhnliche zu glauben berechtigt ist. Inzwischen kommt es darauf nicht an, da in jener Erzählung jedenfalls eine große Wahrheit enthalten ist. Wie es nur Ein Menschengeschlecht giebt, aus Einem Urpaar entsprossen *), so hat der (dem Wesen nach) Eine und einzige Gott auch nur Einen Heilsbeschluß für Alle; und es ist daher nur „Ein Mittler Gottes und der Menschen, der Mensch Christus Jesus" **), der, mit Ausnahme der Sünde seinen Brüdern ähnlich geworden, diesen die Huld des Vaters und die Wiederaufnahme in das Eine Reich der ewigen Liebe erworben hat, welches unzählige sittliche Geschöpfe zu vielstimmiger Harmonie umfaßt und einigt. „Siehe wie schön und

*) Für das positive Christenthum ist diese Thatsache eben so wesentlich, als für die Anthropologie d. h. für die echte Idee vom Wesen des Menschen. Nach den Forschungen von Lotze, Waiz, Steinthal u. A. lassen sich die Unterschiede der Racen, bei den unzähligen Mittelstufen und Uebergängen, durchaus nicht mit Genauigkeit feststellen. Die Menschenracen sind nicht verschiedene Arten (species) Einer Gattung (eines genus) sondern Varietäten, die Einer und derselben Species angehören.

**) 1. Timoth. 2, 5.

wie lieblich, wenn Brüder einmüthig beisammen wohnen!"

Als Brüder, Geschwister sollten, wie in den Anfängen der apostolischen Zeit, auch jetzt die Gläubigen einander betrachten, sofern sie ihren Beruf als Kinder Gottes zu würdigen wissen. Allein dieses Grundgesetz wird von der überwiegenden Mehrzahl lediglich als ideelle Wahrheit angesehen. Soll es inmitten der herben und harten Wirklichkeit, in welcher so viele selbstische Bestrebungen gegen einander ankämpfen, ermöglicht und ausführbar werden, so ist das von Seite der Gläubigen davon abhängig, daß sie ihres Berufes würdig wandeln, in Schonung und Langmuth, mit Wohlwollen einander ertragend, und sorgfältig bemüht, die Einheit des Geistes (der Gesinnung) zu bewahren im Bande des Friedens *). Allein die Tugenden, die hier gefordert werden, sind übernatürlicher Art; sie bedürfen der Mithülfe von oben, oder der Heilsgaben der Gnade, deren Ursprung und Mittheilung von unserem Psalme in zwei dem Orient eigenen, aber auch im Abendlande verständlichen Bildern geschildert wird: im duftigen Salböl (Chrisma) und im erfrischenden Thau des Morgens. „Wie das köstliche Salböl auf dem Haupte, das herabträufelt auf den Bart Aarons, das herabträufelt auf den obern Saum seines Gewandes; wie der Thau des Hermon, der herabfällt auf das Gebirge Sions.

*) Ephes. 4, 1—3.

Denn von dort hat Jehova den Segen entboten, und das Leben, das ewiglich währet."

Das Salböl, das nach dem vorbildlichen Ritus über das Haupt Aarons, sowie eines jeden Hohenpriesters ausgegossen, und welches aus Myrrhen, Cassia und anderen gewürzigen Stoffen bereitet wurde, ist überhaupt ein Symbol der Weihe und Heiligung. Insbesondere deutet es auf die ewige Vorerwählung und Heiligkeit Dessen, der ausschließlich der Messias oder Christus, d. h. der Gesalbte genannt wird, der ewige König und Hohepriester im Reiche Gottes. Es war deßhalb eine höchst bedeutungsvolle, typisch prophetische Handlung, als Maria Magdalena auf das Haupt des Herrn das köstliche Nardenöl goß, wenige Tage bevor er mit dem Sühnopfer seines eigenen, getödteten und wieder belebten Leibes in das göttliche Heiligthum einging. Es wird darum auch gesagt, daß dieses Salböl vom Haupte Aarons herab fließt auf seine Gewande, weil Christus, über alle irdischen und himmlischen Mächte erhoben, das Haupt der gesammten Gemeinde oder Kirche ist, so daß in jenem Bilde die geistige und leibliche Gemeinschaft der Gläubigen mit ihrem Haupte sich darstellt, von welcher ihre Rechtfertigung und Neubelebung bedingt wird, und zwar sowohl durch die Theilnahme an dem Opferverdienste des Herrn, als durch die Mittheilung des Geistes, der von Ihm und dem Vater ausgeht. Aus seiner Fülle, wie Johannes aus eigener Erfahrung bezeugt, haben wir Alle empfangen, Gnade um

Gnade*) d. h. immer neue und reichere Gaben. Diese Mittheilung ist es, die vorzugsweise unter dem Symbol der Salbung verstanden wird. Darum erklärt auch derselbe Apostel den Gläubigen: er schreibe ihnen nicht in der Absicht, als ob die geoffenbarte Wahrheit ihnen unbekannt wäre, sondern als Wissenden **): „Denn ihr habt vom Heiligen (von Christus) das Chrisma (den heil. Geist) empfangen und wisset alles; und wenn ihr in Ihm bleibt, so habt ihr nicht nöthig daß Jemand euch belehrt, sondern sein Chrisma (der Geist der Heiligung) belehrt euch über alles, d. h. über alles dasjenige, was wesentlich zum Heile gehört.

Es ist zu dieser Stelle kaum die Bemerkung nöthig, daß man sie nicht mißbrauchen dürfe, um darauf die falsche Ansicht zu gründen, als ob der göttliche Paraklet jedem Einzelnen eine solche Fülle der Erleuchtung gewährte, daß ihm dadurch in Glaubenssachen ein unfehlbares Urtheil verbürgt wäre. Nicht an vereinzelte Gläubige, sondern an die gesammte, von ihren Bischöfen geleitete große Gemeinde in Mittel-Asien hat Johannes sein Sendschreiben gerichtet; und nur der in ihrer Gesammtheit vertretenen Kirche hat der Herr die Lenkung seines Paraklets und dadurch die Unfehlbarkeit verheißen. Am bündigsten hat darüber ein großer Gewährsmann, der heil. Vincenz

---

*) Joh. 1, 16.

**) 1. Joh. 2, 20. 27. „Non ut vos haec doceam, sed ut doctos confirmem." M. s. Prof. G. Maier's in Bamberg Kommentar zu dieser Stelle.

von Paul, in seiner schlichten Weise sich vernehmen lassen. Wenn man sagt, die Kirche werde vom heil. Geiste geleitet, so ist das im Allgemeinen zu verstehen, wenn sie in den Concilien versammelt, und im Einzelnen, wenn die Gläubigen dem Lichte des Glaubens und den Grundsätzen der christlichen Gerechtigkeit folgen, weil sie widrigenfalls dem Geiste widerstehen, und zwar noch Glieder, aber nur todte Glieder der Kirche sind *).

Wie demnach das Symbol des Salböls nur bei Jenen zur Wahrheit wird, die in Gerechtigkeit und Glaubenstreue die Gaben des heil. Geistes wirklich besitzen und bewahren, so erfüllet sich dasselbe Symbol an ihrem Wandel und Beispiel, auch nach einer andern, dem Salböl wesentlichen Eigenschaft, daß es nämlich nicht bloß lindernd und kräftigend wirkt, sondern auch einen wohlthuend lieblichen Duft verbreitet. In dieser Beziehung vergleicht Paulus die zunehmende Erkenntniß Christi einem erquickenden Wohlgeruch, der sich durch die Wirksamkeit der Apostel überall hin ausbreitet; und von dieser letzteren selbst sagt er, daß sie als ein von Christo ausgehender Wohlgeruch Gott genehm sei **).

Wir können uns bei diesem Anlaß an einen armen Hirten im Gebirge der Auvergne, seines Namens Walaric oder Valerius, erinnern, der, nachdem er lediglich durch eigene Bemühung lesen gelernt, in das

*) Maynard a. a. O.

**) 2. Cor. 2, 14.

Kloster des heil. Abtes Columbanus aufgenommen wurde, wo ihm die Obsorge des Gartens anvertraut wurde. Unter seiner emsigen Pflege gediehen nicht allein die Baumfrüchte und Gemüse auf's trefflichste, sondern auch die Blumen, die er mit besonderer Liebe zog, entwickelten sich zu einer seltenen Fülle und Farbenpracht; das Wunderbare aber dabei war, daß der süße Duft derselben, wohin er immer ging, auf jedem Schritte ihn begleitete. So geschah es einmal, daß er in den Capitelsaal eintrat, wo eben Columbanus, dieser große und scharfsinnige Meister der christlichen Tugend, der versammelten Ordensgemeinde die Lehren der Weisheit vortrug. Als nun der köstliche Blüthenduft, der mit Walaric sich eingefunden, den ganzen Raum erfüllte, wendete sich Columbanus zu dem einfachen Gärtner und sprach: der rechte Vorstand und Obere dieses Hauses bist Du! Er wollte ihn damit den Uebrigen als Meister und Vorbild des christlichen Wandels vorstellen. Wie der Geruch vor allen Sinneseindrücken derjenige ist, der am seltensten getäuscht wird, und der mithin das sicherste Anzeichen von dem, was wirklich vorhanden ist, gewährt, so daß es nicht verborgen bleiben kann, so auch wird im Wandel derjenigen, die wahrhaft und wirklich in Christo leben und ihm angehören, seine himmlische Wirksamkeit irgendwie sich kund geben, und die Liebesgaben des heil. Geistes werden ihre Kraft an ihnen offenbaren müssen.

Außer dieser geistigen, durch die Gnade des Paraklets getragenen Lebensgemeinschaft, die im Salböl

angedeutet wird, muß zwischen dem Haupte und den Gliedern, um der vollkommenen Theilnahme willen, auch eine leibliche oder leibhafte Gemeinschaft fortdauern, wie Christus, als neuer Lebensgrund und Ernährer der Menschheit, auch in der That sie eingesetzt hat; und diese ist es, die in dem andern Bilde: dem Thau vom Hermon, ihren symbolischen Ausdruck findet. Verweilen wir bei diesem Symbol, so wird unsere Aufmerksamkeit vor allem darauf gelenkt, daß der Thau, der reinste Niederschlag atmosphärischen Wassers, den Bewohnern der glühend heißen und dürren Gefilde des Orients nicht minder segensreich als geheimnißvoll erscheinen müsse. Nur in ganz heiteren, sternenhellen, kühlen Nächten und gegen Anbruch des Tages senkt er sich in zahllosen Tropfen nieder, die in der Morgensonne in den Farben der Iris schimmern, und alles was grünt, beleben und erfrischen. Ueberall in der Schrift wird der Thau des Himmels unter die Gaben gerechnet, die den Segen Jehova's bilden; aber auch die schöpferische Macht, welche die Todten erweckt und belebt, wird vom Propheten geschildert als der Thau aus den Licht- und Lebensquellen Gottes *) und der erhabenste der Messianischen Psalmen vergleicht die jugendlichen Schaaren, die dem ewigen König und Hohenpriester folgen (die aus dem heil. Geiste wiedergeborenen Gläubigen) dem frischen Thau, der aus dem Schooße der Morgenröthe herabquillt.

---

*) Jesai. 26, 19.

Der Thau ist demnach das Bild des von oben kommenden neuen Lebens, oder der Kraft, die das leibliche Leben in verklärter Gestalt wieder herstellt. Der Quell dieses Lebens ist der Erlöser, als Menschen- und Gottessohn, in der Herrlichkeit seines verklärten Leibes; die Theilnahme an demselben, oder die leibliche Lebensgemeinschaft ist daher das Unterpfand der Auferstehung und Verklärung, von welcher die Unsterblichkeit und die selige Lebensfülle des ganzen Menschen bedingt wird. Nach dieser Beziehung ist auch die eigenthümliche Wahl des Ausdruckes zu erklären, daß der Thau des Hermon auf das Gebirge Sions herabsteigt. Als wirklicher, nämlich physischer Vorgang ist das schon an sich unmöglich, weil der Thau nur bei stiller Luft, also senkrecht fällt, und nicht gleich dem Regen vom Winde weiter getragen wird, und weil überdieß der Hermon, im Norden Palästinas, den Höhen Jerusalems bedeutend ferne liegt. Eben deßhalb kann dieß Herabsteigen des Hermonsthaues auf Sion auch nur bildlich verstanden werden, und zwar im Hinblick auf den zweifachen Gegensatz, der hier sich hervor stellt. Was nämlich die beiden Bergeshöhen selbst betrifft, so überragt der, zum Gebirgszuge des Libanon gehörende Hermon (Dschebel el Scheich) die Berge Sions wohl um das vier- oder fünffache, so daß sein Gipfel oft von den Wolken verhüllt wird. Vom Thau aber ist es bekannt, daß er in höheren Gebirgsgegenden, die mit einem üppigen Pflanzenwuchs bekleidet, viel reichlicher fällt, als in niedern und wenig bewachsenen Landstrichen.

Auf den Grasfluren des reich bewaldeten alpinischen Hermon sammelt sich daher der Thau in großer Menge, während auf den felsigen und dürren Höhenrücken im Süden nur ein geringer Niederschlag sich bilden kann.

Diese Gegensätze sind es, aus welchen der Sinn des Gleichnisses sich entfaltet. Wie der Hermon ferne vom Sionsberge, und diesen weit überragt, so ist Christus, als Menschensohn in seiner leiblichen Verklärung über die Erdenwelt erhöht. Aber in unerschöpflicher Fülle, gleich dem Hermonsthau, und gleich dem Manna in der Wüste theilt er sich der dahin welkenden, vom Tode beherrschten Menschenwelt mit, indem er mit der Wesenheit seines verklärten Leibes als lebendiges und belebendes Brod vom Himmel herab auf Sion, d. i. auf die Kirche des neuen Bundes sich herabläßt; denn „von hier hat Jehova den Segen entboten, und das Leben, das ewiglich währet." Hier ist es nämlich, wo die Gläubigen nicht bloß die belebende Mittheilung des heil. Geistes empfangen, sondern wo der Herr auch die andere Verheißung erfüllt, durch die nachbildliche Feier seines Opfers, und die durch selbe vermittelte eucharistische Opfergabe wesenhaft und leibhaft in unserer Mitte zu weilen.

„Ein Brod ist es (das uns gereicht wird), Ein Leib sind wir, die Sämmtlichen, die wir an Einem Brode theilnehmen" *). Ob der Apostel von der

*) 1. Cor. 10, 17. Die Uebersetzung: „Ein Brod, Ein Leib sind wir Alle ꝛc." gewährt kein rechtes Verständniß.

Gestalt oder Erscheinung des Brodes redet, welche das Mysterium verhüllt, ob er dieß letztere selbst als die Wesenheit des verklärten Leibes des Herrn, mit diesem Namen bezeichnet, darauf kann es hier nicht ankommen, da jedenfalls unter der sakramentalen Hülle jene Wesenheit sich birgt. Was man aber als Wesen (Substanz) bezeichnet, das kann nur durch seine Wirkungen oder Erscheinungen erkannt werden; an und für sich bleibt es der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglich oder unsichtbar, und darin liegt auch der Grund, daß die Eucharistie vorzugsweise das Mysterium des Glaubens genannt wird, der ja eben in der Versicherung oder Ueberzeugung von Dingen und Thatsachen besteht, die nicht zu sehen sind.

Zwar fehlt es hier an Ausnahmen nicht. So weiß man von einem der ehrwürdigen und gelehrten Victoriner (Hugo von St. Victor), daß er in seinen letzten Lebenstagen vergeblich nach dem Empfange des heil. Abendmahls seufzte, das seine Mitbrüder, die Chorherren, ihm nicht zu reichen wagten, weil das stete Brechwürgen, an dem er litt, keinen Versuch der Art zuließ. Da jedoch der Kranke von seinen Bitten nicht abließ, entschlossen sie sich endlich zu einer Handlung, die höchstens nur damit sich entschuldigen läßt, daß sie ihn zu beruhigen wünschten, ohne dabei die Ehrfurcht vor dem Sacrament zu verletzen. Sie brachten ihm nämlich, mit Beobachtung aller üblichen Feierlichkeiten, eine Hostie, die nicht konsekrirt war. Allein kaum hatte Hugo darauf hingeblickt, als er

schon in gerechtem Unwillen ausrief: möge Gott euch gnädig sein; warum wollt ihr mich täuschen? mein Herr ist hier nicht gegenwärtig! — Solche und ähnliche, zu den Seltenheiten gehörende Fälle sind dennoch nicht objektiv, d. h. aus irgend einer Erscheinung an den äußerlichen Gestalten, sondern aus inneren Ursachen zu erklären, weil die leibliche Gabe als eine wesenhafte und geistig verklärte der irdischen Erscheinungswelt nicht angehört.

Indem aber dieses Mysterium die Bestimmung hat, nicht bloß die Lebensgemeinschaft jedes Einzelnen mit Christo, sondern zugleich die wechselseitige Gemeinschaft und Einigung der Gläubigen zu bewirken, so ist es auch vorzugsweise dasjenige, das uns zu dem dankbaren Bekenntnisse bewegen soll: Gepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn, dafür, daß er uns jegliche geistige Segnung mitgetheilt aus himmlischen Regionen, in Christo (durch Christum), damit wir heilig seien vor ihm in Liebe *). Wie es jedoch mit dieser himmlischen Absicht in der gemeinen und schlechten Wirklichkeit sich verhalte, darüber hat schon der heil. Cyprianus in einem Sendschreiben an die Christen von Carthago (um das Jahr 250) sich erklärt. Der Herr, so schrieb er, hat mich einer Offenbarung gewürdigt. Ich vernahm eine Stimme, die dem Volke befahl: Bittet, und ihr werdet empfangen. Das Volk gehorchte zwar, allein in seinem Gebete war weder eine harmonische Einigung der Stimmen, noch

*) Ephes. 1, 3.

die Eintracht der Gesinnung bemerkbar, und dieser arge Mißklang fand vor dem Rufenden kein Wohlgefallen. Würde in der Gemeinde jene Einigkeit herrschen, wie sie dem Frieden, den Christus gegeben, entspräche, so hätten wir vom Gotte der Barmherzigkeit längst schon alles erlangt, um das wir gebeten!

„Herr", so rief einst (wie Benjamin Constant erzählt) ein Schiffbrüchiger: „ich bin nicht so unbescheiden, daß ich mir herausnähme, um die Rettung Aller zu bitten; rette nur mich allein!" In solch einer Gesinnung ist nichts Gutes und Liebliches, sie verbreitet keinen Wohlgeruch christlicher Großmuth, sie erquickt nicht mit dem Thau des Lebens, und es kann auf ihr keine Segnung ruhen. Diejenigen hingegen, die um das Heil Anderer nicht minder, als um das eigene sich kümmern, die neidlos am Wohle derselben sich freuen, und in Christo allein ihr wahrhaftes Leben suchen, denen rufen dereinst die Himmlischen zu: „Die Segnung des Herrn sei über euch; wir segnen euch im Namen Jehova's *)!"

*) Ps. 128, 8.

XII.

Der 125. Stufenpsalm.

„Als der Herr heimführte die Zurückkehrenden Sions, da war uns zu Muthe wie Träumenden."

Eingang.

In einem dreifach verschlossenen Kerker lag der Apostel gefesselt zwischen zwei Kriegern, und am nächsten Morgen schon hatte er einen qualvollen Tod zu erwarten; dennoch schlief er auf dem harten Lager in ungetrübter Ruhe. Als er nun mitten in der Nacht geweckt ward und den Befehl vernahm, rasch aufzustehen und sich anzukleiden, als die Ketten von seinen Handgelenken fielen, die eisernen Thorflügel aufsprangen, und er, der Erscheinung des Engels folgend, ins Freie hinaustrat, da mußte er sich erst besinnen und sammeln, weil er nicht recht wußte, ob das alles in Wirklichkeit geschehen, oder ob es nur ein lebhaftes Traumgesicht war. Aehnlich erging es den Gefangenen und Vertriebenen aus Jerusalem und Judäa, die in den Uferlanden des Euphrat und Tigris in

der Verbannung wohnten, als ihnen ganz unerwartet ein Beschluß oder Dekret des gewaltigen Perserkönigs Cyrus die ehrenvolle Rückkehr in die Heimat bewilligte, und zugleich auch für die Mittel und Behelfe die Fürsorge traf, die ein so langwieriger und so viele Familien umfassender Umzug erheischte. Diese plötzliche und wundersame Wendung ihres Geschickes konnte ihnen bei der ersten Kundgebung nur wie ein täuschender Traum erscheinen, und die Erinnerung an diese überraschende Freudenbotschaft ist es, die der Stufenpsalm hervorruft und feiert. „Als der Herr heimführte die Zurückkehrenden Sions, da war uns zu Muthe wie Träumenden. Da ward unser Mund voll der Freude, unsere Zunge voll des Jubels. Großes hat der Herr an uns gethan, deß sind wir fröhlich worden."

Aber so groß und gerecht diese Freude, ward sie dennoch durch einen zweifachen Kummer beengt und getrübt. Rückwärts blickend mußten die Heimgekehrten der vielen Exilirten gedenken, die entweder aus Trägheit, oder weil es ihnen dort besser gefiel, und sie von ihren Hütten und Gärten nicht scheiden mochten, im fremden Lande zurückgeblieben waren, und deren sie sowohl zur Kultur als zur Vertheidigung der Heimat gar sehr bedurften. Auch war es ihnen schmerzlich, von jenen Glaubensgenossen und Brüdern getrennt zu bleiben, und sie der Gefahr des Rückfalls in das Heidenthum ausgesetzt zu wissen. Sie bitten und flehen deshalb, der Herr möge diese Zögernden durch inneren Antrieb zur Heimkehr in das entvölkerte Heimatland bewegen und ermuntern, damit sie in großer Zahl und

rastloser Eile sich aufmachen und kommen „gleich den Strömen des Regenwassers in mittäglichen Landen" *). Vorwärts schauend können sie die Arbeiten, Mühen und Sorgen sich nicht verhehlen, die ihnen bei der Urbarmachung und Bestellung des in eine Wüste verwandelten Bodens noch bevorstehen. Darauf beziehen sich die Sprüche der Ermunterung uud Hoffnung: „Die da aussäen mit Thränen, werden mit Jubel erndten. Hin und wieder schreiten sie weinend, ausstreuend das Saatkorn; wiederkehrend kommen sie mit Frohlocken, empor tragend ihre Garben".

In wohlberechtigter und höher reichender Deutung dieser Sinnsprüche gestalten sie sich zu Symbolen des christlichen Wandels und Lebens. Wer aus dem Exil der Gottesentfremdung oder (subjektiven) Gottesferne, aus dem Gebiete des Unglaubens und des widergöttlichen Lebens in die rechte Heimat des Geistes, in das Reich des Lichtes und der göttlichen Vaterhuld zurückberufen wird, dem ergeht es anfänglich wie einem Träumenden; er weiß sich nicht gleich zu fassen; er ist nicht wach genug, um unklare Gedanken abzuweisen, überwallendes Selbstgefühl und vorlauten Eifer zu mäßigen; bis er in zunehmender Erkenntniß und Erfahrung die innere Freudigkeit des Glaubens und mit dieser die echte Geduld erlangt. Beides ist in unserem Psalme dargelegt. F r e u d e und Frohlocken inmitten

---

*) Wenn nämlich in der Regenzeit die trockenen Betten der Bäche (Wadis) sich füllen, und dann ihre Fluthen rasch sich fortwälzen.

der Leiden und Thränen, und hinwiederum Leiden und Thränen inmitten der Freude; dies sind die Angelpunkte, um welche hienieden das Leben der Gläubigen sich bewegt.

1.

Nach einer im ascetischen Sinne erfundenen Geschichte, wie die alten Anachoreten sie erzählten, hat irgendwo ein mächtiger König gelebt, dem alles, was er unternahm, so trefflich von statten ging, daß Glück und Ruhm ihn umstrahlten, und den man dennoch nie anders als tiefsinnig und von Gram und Kummer gebeugt sah. Von einem jüngeren Bruder oft und angelegentlich um die Ursache solcher Schwermuth befragt, entschloß er sich endlich, mit der Antwort nicht länger zurückzuhalten. Zu diesem Zwecke ließ er eine tiefe Grube mit glühenden Kohlen füllen, und auf die leichten Dielen, womit sie bedeckt ward, einen gebrechlichen Sessel stellen, über welchen ein Damoklesschwert herabhing. Vor dem Sessel erhob sich eine mit leckeren Gerichten und köstlichen Weinen reich besetzte Tafel, an deren Ecken Krieger mit blankem Schwerte standen; dicht nebenan wurden die Klänge einer fröhlichen Musik vernommen. Auf diesem Sitze, vor diesem Tische mußte der junge Mann Platz nehmen; allein, wie ein verschollenes Sprichwort sagt: die lustigste Musik vertreibt keinen Zahnschmerz; der Prinz äußerte weder Eßlust, noch sonst ein Behagen; Angst und Furcht entstellten sein Angesicht. Der König aber belehrte ihn nun und sprach: Von jetzt an wundere dich nimmer,

wenn du mich gedrückt und traurig siehst. Ueber mir gewahre ich das Schwert des göttlichen Richters, dem ich Verantwortung schulde; unten in der Tiefe bedroht mich das Feuer, das nicht verlischt; rings um mich her erblicke ich die vielgestaltigen Waffen und Hilfsmächte des Todes; wie könnte da der Frohsinn in mein Inneres einkehren?

Die Nutzanwendung, auf welche es in dieser Parabel abgesehen, hat in ihrem düstern und abschreckenden Inhalt wenig Empfehlendes; glücklicherweise hat sie auch keinen Anspruch auf unbedingte Geltung. Im Lichte des Glaubens und der berechtigten christlichen Hoffnung müssen die schwarzen Schatten verschwinden; die Ansicht des Lebens und seines Ausgangs muß eine heitere werden. Denn „wir haben nicht neuerdings den Geist der Knechtschaft empfangen in der Furcht, sondern jenen der Aufnahme zur Würde der Gotteskinder"; und es hat ja eben deshalb der Urheber des Heils an unserer Sterblichkeit Theil genommen, „um uns von der Todesfurcht zu befreien, die uns bis dahin stets in Knechtschaft gehalten" *). Was aber die übrigen Gefahren und Drangsale betrifft, die während des Erdenlebens an uns heran kommen, so haben wir ja die Versicherung, daß die Leiden dieser Zeit von gar keinem Belang oder Gewichte sind, im Vergleiche mit der Herrlichkeit, die an uns enthüllt werden wird **)!

---

*) Röm. 8, 15. — Hebr. 2, 15.

**) Röm. 8, 18.

Eine Christin, die im buchstäblichen Sinne zu den weisen Jungfrauen zählte: die heilige Sabina, befand sich in einer Versammlung von Gläubigen, Katechumenen und Heiden, welche letzteren der Priester Pionius für das Gottesreich zu gewinnen sich bemühte. Einige setzten seinen Unterweisungen verschiedene Zweifel und Einwürfe entgegen; Andere äußerten bloß ihre Furcht, indem sie auf den Verlust ihrer Güter und selbst des Lebens hinwiesen, der den Bekennern des Glaubens bevorstünde. Diese bedenklichen Reden kamen ihr so albern vor, daß sie des lauten Auflachens sich nicht zu erwehren vermochte. Darüber erzürnten sich einige der Neubekehrten. Was lachst du, riefen sie, zu so ernsthaften Dingen? Bescheiden erwiederte sie: es ist nicht aus leichtfertigem Muthe geschehen. Denn wir sind Christen, und die in der Standhaftigkeit des Glaubens dem Heiland treu bleiben, werden in Ewigkeit fröhlich sein.

In der That ist diese Hoffnung der einzige haltbare Grund der Freude inmitten der Leiden, der Quell einer innern Heiterkeit, die von äußerlichen Zufälligkeiten, von Stimmung und Laune nicht abhängt. Denn, wie der Apostel lehrt, „nicht den Geist (die Gesinnung) dieser Welt haben wir empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist, damit wir wissen, was von Gott uns geschenkt worden" *), nämlich die Güter der Heilswahrheit, der belebenden Gnade und der künftigen Glorie. In ähnlicher Beziehung bittet

*) 1. Cor. 2, 2.

er für die Gläubigen: der Herr möge die Augen ihres Herzens (ihr Bewußtsein, ihren vernünftigen Geist) erleuchten, damit sie wissen, von welcher Beschaffenheit die Hoffnung ihres Berufes sei und welche Reichthümer der Herrlichkeit, die ihnen verheißen **). Von solcher himmlischen Klarheit erleuchtet sprach die hehre Jungfrau, die Gesegnete unter den Frauen, die begeisterten Worte: meine Seele bringt Ruhm und Preis dem Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland; denn er hat Großes an mir gethan, der mächtig ist, und dessen Namen heilig.“ War sie damals, da ihr Mund von solchem Jubel überströmte, über die irdischen Leiden schon erhöht, von Kummer und Herzensqualen befreit? Haben nicht jetzt vielmehr diese Leiden erst recht den Anfang genommen?

Aehnlich, mindestens dem Wortlaut nach, rufen die Verbannten nach ihrer Heimkehr: „Großes hat Jehova an uns gethan, deß sind wir fröhlich geworden“. War ihr Triumph schon vollständig, ihre Freude von keiner Störung getrübt? Gerade von jetzt an fanden sie sich genöthigt, Leben und Eigenthum gegen barbarische Völker zu vertheidigen, in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert zu halten, den Tempel, die Stadtwälle, die Wohnhäuser zu bauen, das harte Erdreich umzupflügen und mit der Saat zu bestellen; und bei so vielen Gefahren und Zwischenfällen, die gar oft ihre Mühen vereitelten, wie konnten sie alles dieß anders vollbringen, als unter Kummer

*) Ephes. 1, 7.

und Thränen? Allein der belebende Gedanke, der sie stets wieder ermunterte, ist ausgeprägt in dem bildlichen Spruche: Die in Thränen aussäen, werden im Jubel erndten.

Dieß ist das Symbol der Hoffnung und zuversichtlichen Ausdauer, das auch in den Schriften der Apostel oft angewendet wird. „Wer da pflügt, muß pflügen in der Hoffnung" *), weil ohne diese, den Boden vorbereitende Mühe an keine Aussaat zu denken ist. Aehnlich ermahnt Jakobus, geduldig auszuharren bis zur Parusie des Herrn, gleichwie der Landmann die Reife der kostbaren Frucht der Erde erwartet. Und wiederum Paulus: Wer in Segnungen (in reicher Fülle des Wohlthuns) aussäet, wird auch eben so reichliche Früchte gewinnen. Und wie der Landmann, gleichsam auf gut Glück, das Saatkorn aufgibt, indem er es in die Erde streut, so verhält es sich auch mit jeglicher Aufopferung und guten That, deren Erfolg nicht in unserer Macht und Berechnung steht. Genug, daß unter jener Aussaat alles sittlich Gute begriffen wird, was der Einzelne in sich und in Anderen zum Aufbau und Gedeihen des Gottesreichs zu wirken und beizutragen vermag.

Was ist jedoch der Grund, daß dieses Aussäen von Leid begleitet wird? Warum soll ein Wirken, das solche himmlische Früchte verbürgt, nicht an sich schon lauter Freude sein? Wir dürfen für's erste darauf antworten, daß etwas der Art bei Seelen, die von

*) 1. Cor. 9, 10.

allem selbstischen Wesen frei geworden, ausnahmsweise sich ereignen könne, insofern die Freudigkeit ihres Willens die Leiden weit überwiegt, die alle Mühen versüßt, die Lasten erleichtert. Ein schönes Beispiel solcher fröhlichen Stimmung hat der apostolische Diener der Charitas, Vincenz von Paul, der selber von dieser Freudigkeit beseelt war, an der Schwester Andrea (Andrée) beobachtet und dann ihren Ordensschwestern erzählt *). Als diese rastlose Pflegerin der Kranken und Dürftigen dem Tode nahe war, hielt er für gut sie zu fragen, ob sie in ihrem Gewissen keinen Vorwurf, keine Unruhe fühle? Nein, mein Vater, erwiederte sie; das einzige, was mich beunruhigt und mir Sorge macht, ist der Umstand, daß ich eine allzu große Lust und Freude daran gehabt, den Armen zu dienen. Wie dann, fragte Vincenz, weiter nichts als dieses? — Nein, mein Vater, nichts anderes sonst, als daß an meinem Thun nichts Verdienstliches war, und daß ich den Lohn dafür schon dahin habe. Es machte mir gar zu viel Vergnügen. So oft ich die Dörfer durchwanderte, um diese guten Leute heimzusuchen, vermeinte ich gar nicht mit meinen Füßen zu gehen; mir war, als hätte ich Flügel, vor lauter Fröhlichkeit flog ich nur so herum! Lächelnd erwiederte Vincentius: Meine Schwester, gehe hin in Frieden!

Diese treffliche Seele hatte also darin ein Bedenken gefunden, daß sie in ihrer mühevollen Thätigkeit nichts sah, was ihr als ein Opfer vorgekommen

*) Maynard a. a. O.

wäre. Uns Anderen hingegen, die wir in unserem Innern viel Widerstand vorfinden, ist dadurch das Mittel gegeben, die Verdienstlichkeit oder den echten Werth unserer guten Werke an dem Maße der Ueberwindung zu beurtheilen, die sie uns gekostet. Es kann das an einem Beispiele klar werden, das zwar räumlich aus weiter Ferne herbei geholt ist, sittlich jedoch uns sehr nahe liegt. In einem uralten indischen Buche, welches in dichterischer Form die Geschichte der Insel Ceylon erzählt, ist von einem siegreichen König die Rede, der in friedlichen Zeiten sein Leben vorzugsweise mildthätigen und frommen Werken gewidmet hatte, allerdings nur nach der seltsamen Weise, wie die sogenannte Religion des Buddhismus sie vorschreibt. Auf dem Sterbelager wendete er sich an seinen alten Vertrauten und Waffengefährten und sprach: Nun muß ich allein und einsam in den Kampf ziehen gegen den Tod, und dieser ist ein Feind, den ich nicht besiegen werde. Weil nämlich die Buddhisten glauben, daß eine Seele, die nicht von der Ichheit geläutert und ganz in die Gottheit verschwommen ist, nach dem Tode in den Leib eines Tigers oder einer giftigen Copaschlange übersiedeln müsse, so ist ihre Todesfurcht nicht gering, und dieß war der Kummer, der jenen König beängstigte. Der Freund bemühte sich, ihn dadurch zu trösten, daß er ihn an seine zahlreichen frommen Werke und Opfer erinnerte; er ließ zu diesem Zwecke das weitläufige Verzeichniß derselben herbei bringen und dem Gebieter vorlesen. Da waren neun und neunzig Wiharas (klösterliche Häuser) angeführt, die er hatte

erbauen lassen, mehrere große und prächtige Tempel, eine dreimal wiederholte neue Bekleidung der sämmtlichen Buddhapriester, die Schenkung zahlreicher Lampen und anderer Tempelgeräthe, die Hingabe des ganzen Schatzes, um während einer Hungersnoth große Vorräthe von Reis anzukaufen und zu vertheilen, und vieles Andere mehr. Allein der sterbende König ließ sich dadurch nicht beruhigen. Alles dieß, seufzte er, vermag mir keinen Trost zu bringen; es sind Werke, die ich vollbracht habe, da ich mächtig und reich war. Nur zwei Almosen können mich trösten; es sind die, welche ich während einer Zeit gespendet, da ich selber in Armuth und Elend mich befunden *).

Wir erkennen hier einen Zug, dem die Zartheit des religiösen Gefühls nicht abzustreiten, und der an den Heller der armen Witwe im Tempel erinnert. Freigebigkeit in der Armuth wird vom heil. Bernhard ein Märtyrerthum genannt, weil sie die Gesinnung des Opfers in sich trägt. Aber auch dem Bemittelten und Reichen wird es an Anlässen und erschwerenden Umständen nicht mangeln, die das Verdienst seiner wohlthätigen Bestrebungen um ein Großes erhöhen. Es erscheint nämlich das gute Werk um so edler und heilvoller, je mehr es bei persönlicher Ausübung die Gestalt eines Opfers annimmt; je größer nämlich die Mühe und Entsagung, die es erfordert, je geringer die Anerkennung oder der Dank, die ihm folgen, je

*) Sir James Emmerson Tennent in seinem Werke über die Insel Ceylon. 1859.

stiller und verborgener es geschieht, so daß die Linke nicht weiß, was die Rechte thut — alles dieß in jener Gesinnung des erbarmenden Mitgefühls, die höher geachtet wird, als jede äußerliche Opfergabe, sowie in jener aufrichtigen Demuth, die den Geist der Buße in sich trägt, und kraft welcher auch der großmüthigste Geber und Wohlthäter, Gott gegenüber, sich seiner innern Dürftigkeit bewußt bleibt.

Sehr treffend ist die bekannte Bemerkung des heiligen Augustinus: Wer in geordneter Weise Almosen geben will, der muß bei sich den Anfang machen, und vor Allem sich selber die Wohlthat erweisen, die er am dringendsten benöthigt. Er wird nämlich seine vornehmste Aufgabe darin suchen müssen, daß er sich bemühe, nicht außerhalb des Gottesreichs zu bleiben, sondern die Jedem dargebotene Gnade auch sich anzueignen; denn erst, wenn er diese Bedingung erfüllt, wird er durch den Reichthum guter Werke eine feste Grundlage sich bauen, von wo er das ewige Leben erfassen und gewinnen kann *). Diese Grnndlage, dieses Fundament ist die untrügliche Sicherheit der Hoffnung, von welcher der Apostel sagt: Wir rühmen uns (einzig) in der Hoffnung auf die Glorie der Kinder Gottes.

Er unterläßt jedoch nicht, alles das beizufügen, was zur Verbürgung und Sicherheit dieser Hoffnung gehört. „Wir erfreuen uns aber auch inmitten der Trübsale, sintemal wir wissen, daß die Trübsale die

*) 1. Timoth. 6, 19.

Ausdauer bewirken, die Ausdauer wirkt die Bewährung (Erprobung), diese aber die Hoffnung; die Hoffnung aber (die aus der Gewißheit der Rechtfertigung hervor geht) läßt nicht zu Schanden werden *). Bündiger noch ist das in der Mahnung ausgedrückt: in Kraft der Hoffnung freudig, in Drangsalen standhaft zu sein **). Denn gerade die Leiden und Drangsale sind es, welche, im Geiste des Glaubens standhaft ertragen, in dieser seligen Hoffnung uns befestigen, dieser innerlichen Freudigkeit Halt und Dauer geben. Daß aber im jetzigen Zeitlauf das Leben der Gläubigen nur so und nicht anders sich gestalten könne, nämlich als Kummer und Leid inmitten der Hoffnungsfreude: darüber wird der weitere Gang der Betrachtung uns belehren.

2.

Im ersten Jahre des jetzigen Jahrhunderts starb in Regensburg ein in der griechischen und römischen Literatur vielbewanderter Mann, der nicht blos wegen seiner gründlichen Gelehrtheit, sondern mehr noch um seiner reinen Herzensgüte willen allgemein geehrt ward; er hieß Johann Philipp Ostertag. Nahe vor seinem Scheiden sprach er, wahrscheinlich in scherzender Hinweisung auf die vielen Werke oder Bücher, die er geschrieben: Ich habe ein großes Werk zu vollenden; meine Augen sehen das Land der Freiheit. Und im

*) Röm. 5, 3—5.

**) Röm. 12, 12.

letzten Augenblicke noch vernahm man von ihm die Worte: jetzt bin ich frei. Ohne Zweifel wird ein Jeglicher, der im Frieden Christi die irdische Welt verläßt, eine ähnliche Vision erfahren; in einer unermeßlichen, unserer jetzigen Vorstellung unerfaßbaren Weise wird rings um seinen Geist sich alles wunderbar verändern.

Eine schöne poetische Legende vom blindgebornen keltischen oder bretonischen Harfner und Sänger Herveus (Hervé) erzählt, daß in den letzten drei Tagen vor seinem Tode seine Augen sich eröffnet haben, so daß er von Staunen und Entzücken ergriffen ward, als er zur azurnen Himmelswölbung, und Nachts zu dem Gefunkel des Sternenheers empor sah. Mit solcher Ueberraschung und Wonne werden auch die hienieden Geläuterten das wunderbare Land der Freiheit schauen; und in diesem raschen Uebergange werden auch sie an sich erfahren, was in jenen Psalmesworten gesagt ist: „Als der Herr heimführte die Zurückkehrenden Sions, da war uns zu Muthe, wie den Träumenden".

Wir werden uns jedoch nicht zu der Meinung verleiten lassen, daß damit schon alles und jedes gesagt sei. Ist mit dem Augenblicke, da der Geist, wie man sich auszudrücken pflegt, von der Hülle oder den Banden der Leiblichkeit frei geworden, die Seligkeit des Abgeschiedenen schon vollendet? Oder hat jener ehrenhafte Gelehrte, der den Namen Ostertag geführt, am Ende seines Erdentags den Ostertag der Menschheit schon erlebt? Dieser großer Schlußtag (der letzte aller Abende) mit dem Uebergang in den neuen Morgen wird noch erwartet, und zwar mit derselben Gewiß-

heit und Ungewißheit, mit der ein Jeglicher dem Ende seines Erdenweges entgegen sieht, und es in eine nebelgraue Ferne verlegt. Auf jenes Harren und Erwarten des großen Welttages ist jedoch ein Jeglicher angewiesen, der das Ziel des Erlösungswerkes kennt, und der, obwohl er die Aufgabe des Erdenlebens nicht unterschätzt, doch oft genug sich darauf besinnt, wo er seine wahre und bleibende Heimat zu suchen habe. „Unser heimatliches Reich, lehrt der Apostel, ist im Himmel, von wannen wir auch den Erlöser erwarten, unsern Herrn Jesum Christum, der den Leib unserer Erniedrigung umwandeln und dem Leibe seiner Herrlichkeit ähnlich gestalten wird, mittelst der Macht, durch die er alle Dinge sich unterwerfen kann *).

Sehen wir uns diese Stelle näher an, so darf uns der üblich gewordene Ausdruck: unser Wandel ist im Himmel **) nicht zu der irrigen Ansicht verleiten, als ob damit gesagt sein sollte, daß unser Leben in den himmlischen Regionen sich bewege, und daß wir des Umgangs mit den seligen Geistern uns erfreuen, wovon ja die Wirklichkeit das Gegentheil beweist. Der Ausdruck, den der Apostel anwendet, bezeichnet nie etwas anderes als das, was man die politisch-bürgerliche Ordnung, die staatliche Einrichtung oder Verfassung nennt, deren höchster Zweck: die vollkommene, durch Gerechtigkeit und Liebe harmonisch geordnete

*) Philipp. 3, 20.

**) Was mit Wandel, conversatio, übersetzt wird, ist eigentlich politeuma d. h. Staat.

Gesellschaft, hienieden nie erreicht werden kann. Das wahre Verständniß demnach ist dieses, daß unser Staat, der Gottesstaat, in welchem wir gemeinschaftlich mit den seligen Geistern für immer und ewig heimisch sein sollen, und dessen Bürgerrecht wir, der Verheißung und Hoffnung nach, jetzt schon besitzen, nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen ist, von wannen wir auch die zweite Ankunft des Erlösers oder die Offenbarung seiner Herrlichkeit erwarten, durch die er sein Werk der Erneuerung erst vollenden wird.

Seinem jetzigen Zustande nach wird unser Leib ein Leib der Erniedrigung genannt, weil er nur mittelst eines steten Wechsels der Stoffe sich erhält, von den Elementen der Natur abhängig, der Schwere (Gravitation), die ihn an die Erde fesselt, unzähligen krankhaften Störungen, dem Tode und der Verwesung unterworfen ist. Die Erlösung, als vollendetes Werk, ist die Wiederherstellung des ganzen Menschen, dessen Wesen in der persönlichen (formalen) Einheit des geistigen und leiblichen Lebens beruht. Die Erlösung unseres Leibes*) ist demnach die Wiedererweckung desselben in einem Zustande der Verklärung, worin er unter der Vorherrschaft des Geistes, über die Gewalten der Außennatur erhoben und von ihnen unabhängig geworden. Und eben erst diese Neugestaltung ist es, auf welche die Schlußverse des Psalmes hinweisen, und aus der sie das volle Licht ihrer allumfassenden Bedeutung gewinnen. Gleich dem Säemann

*) Röm. 8, 23.

hin und her schreitend in den Sorgen und Leiden des irdischen Wandels gehen sie weinend, ausstreuend das Saatkorn in Glauben und Hoffnung; wiederkehrend, zum neuen Leben erweckt, wenn die große Erndte eintritt und das Unkraut vom Weizen gesondert wird, kommen sie mit Frohlocken, empor tragend ihre Garben.

Wie groß und erhaben ist das Mysterium, bei dem wir hier angelangt! Es enthält nichts Geringeres, als das Ziel des ganzen Erlösungswerkes und die Hauptlehre der Apostel, auf welche sie das größte Gewicht legen, und wohin sie vorzugsweise den Blick der Gläubigen wenden, so daß man es nicht umgehen oder läugnen kann, ohne den Boden des positiven Christenthums zu verlassen. Wie verhält es sich nun mit unserm Glauben und Hoffen? Zu welchem Grade ist die Ueberzeugung gediehen, die uns im Glauben an diese Thatsache der Zukunft befestigt? —

Im fünften christlichen Jahrhundert hat am Hofe der Könige von Persien ein vornehmer und reich begüterter Mann gelebt, der als Christ den Namen Jakob führte, der aber unter dem Schah Isdegerd, durch die Verfolgung wankend gemacht, den Glauben verläugnete. Unter dem Schah Varannes V. bekannte er sich wieder öffentlich als Christ, und da jeder Versuch zur Erschütterung seiner Treue mißlang, wurde er zu der grausamen Strafe verurtheilt, daß ihm ein Glied nach dem andern abgehackt werden sollte. Er ließ sich durch den Anblick der Mordwerkzeuge, die man ihm vor Augen legte, nicht abschrecken: die Vollstreckung des barbarischen Urtheils nahm ihren Beginn und

Fortgang. Nachdem die Schergen ihm einen Daumen abgeschnitten, sprach er laut betend: Erlöser der Menschen, nimm gnädig hin diesen Zweig des Baumes, der in Vermoderung sinken, aber dereinst wieder aufgrünen wird! So wiederholte er bei jedem Beilhiebe, der ein Glied von seinem Körper abschlug; und nachdem er an Armen und Füßen verstümmelt worden, munterte er noch die bestürzten und zögernden Schergen auf, ihre Arbeit zu vollenden. Wohlan, rief er, da die Aeste des Baumes gefallen, so hauet nun auch den Stamm nieder; lasset euch nicht vom Mitleid hemmen; meine Seele ist bei Gott!

Dieser Bericht vom Martyrtode des heiligen Jakobus Concisus (des Zerstückten) ist ein wohlverbürgter, und sehr bezeichnend ist das Bild, in welches er das Bekenntniß seiner Hoffnung kleidete. Der Baum mit der Wurzel in der Erde sich festigend, aus ihr sich nährend, mit dem Stamm und Gezweige zum Lichte des atmosphärischen Himmels aufstrebend, ist ein Symbol des Menschen, in welchem das geistige Leben über das irdische sich erheben, und dieses letztere verklärend in sich aufnehmen soll. Darauf beruht nun auch die Gewißheit der Auferstehung des Leibes, die wir nach drei Beziehungen, nämlich nach ihrer Möglichkeit, Nothwendigkeit und Wirklichkeit näher beleuchten können *).

---

*) Theilweise ist hier auf einen Vortrag von F. Seiler „Die Auferstehung der Todten", Berlin 1855, Rücksicht genommen, der manches Lehrreiche darbietet.

Was zuvörderst die Möglichkeit anbelangt, die so vielfach und meist mit sehr haltlosen Gründen angestritten wird, so ist dieselbe schon längst in der Gleichnißrede des Apostels dargelegt: wenn du säest, säest du keineswegs den Leib, der ja erst werden wird*). Wir säen den Samen, nicht die Pflanze, die aus demselben sich erst entwickeln soll. Wo ist für unser Auge die Aehnlichkeit zwischen dem Weizenkorn und dem fröhlich grünen, blühenden Halme? oder zwischen dem unscheinbaren Samen und der mächtigen Ceder, der weitschattenden Ulme, der schlanken Palme, der prachtvollen Magnolia? Und doch sind der Same und der daraus erwachsene Baumriese dem Wesen nach eins und dasselbe, worüber uns nicht der Augenschein, sondern die fortgesetzte Beobachtung und Erfahrung belehrt. Wie wir weder im Kiel noch im keimenden Samen die Gestalt und Schönheit der Lilie erblicken, so kann auch an dem menschlichen Leibe, nach seinem jetzigen Zustande, die Herrlichkeit nicht zum Vorschein kommen, die der verklärte Leib besitzen wird, ohne doch ein dem Wesen nach anderer zu sein. Obwohl durch einen eigenen Schöpfungsakt von Gott gegründet, und einzig zur Einigung mit dem (erschaffenen) Geiste bestimmt, ist er doch immer ein Gebilde aus dem Boden der Natur oder Physis, die ihrem Wesen nach stets eine und dieselbe bleibt; daher auch, was einmal aus ihr entstanden, durch des Schöpfers Geheiß wieder hervorgebracht werden kann.

---

*) 1. Cor. 15, 37.

Wenn wir nämlich vom Leibe reden, so verstehen wir wohl darunter einen lebendigen Organismus, in welchem jeder einzelne Theil dem Ganzen dient und im Ganzen lebt, sowie das Ganze in jedem Theile. Wir denken dabei an eine überaus mannigfaltig gegliederte Einheit und Grundgestalt, mit einer eigenthümlichen Kraft oder Selbstmacht, durch welche sie alle Stoffe, deren sie bedarf, von außen aufnimmt, ihren Lebenszwecken unterwirft oder aneignet, und das Unbrauchbare oder Verbrauchte wieder ausscheidet. Durch den steten Wechsel der Stoffe werden außer der Lebenswärme auch die Kräfte hervorgerufen, die der Bewegung dienen. Es geht also ein unaufhörliches Hindurchziehen der Stoffe vor sich, von dem das jetzige Leben, das ein fortwährender Kampf gegen den Tod ist, in seinem Fortbestand bedingt wird.

Dieser Thatsache sollten nun diejenigen eingedenk sein, die gegen die Möglichkeit der Auferstehung immerfort den alten, sehr albernen Einwurf wiederholen: wie und auf welche Weise es geschehen solle, daß alle die Milliarden in die weite Welt zerstreuter Stäubchen und Atome, die dem zerfallenen Leibe ehedem angehört, wieder von allerwärts her sich zusammen finden? Sie vergessen eben nur, daß auch die Athmungs- und Ernährungstoffe, die wir in das lebendige Laboratorium des Leibes aufnehmen, nicht bloß aus Luftschichten und Regenwolken, die von hohen und fernen Räumen herab kommen, sondern auch aus weit entlegenen, sogar überseeischen Landstrichen und aus dem Ocean selbst zu uns gelangen.

Wie zahlreich sind die Baumfrüchte, die Cerealien, die Seefische, die Getränke und Gewürze, die der Handel aus dem Süden Europa's, aus der Levante, aus Arabien, Ostindien, China, Java, Portorico, Brasilien herbei führt, und die beinahe ein so allgemeines Bedürfniß geworden, wie das Küchensalz, das bekanntlich auch nicht überall in der Nähe sich findet! Und wollen wir mit solchen Betrachtungen noch weiter gehen: wie unentbehrlich ist dem Leben das physische Licht; und es möge nun von der Sonne ausströmen, oder als Aetherschwingung von ihr erregt werden, wie fern von uns ist seine Quelle?

Es ergibt sich daraus von selbst, wie gering und nichtig das Gewicht sei, das jenem Einwurf beizumessen. Das Geheimniß, in welches das organische Einzelleben des Leibes gehüllt ist, und welches durch das Wort Lebenskraft nur angedeutet, aber nicht erklärt wird, bleibt, wie diese selber zugeben, auch für die größten Naturforscher und Physiologen unenthüllbar. Was hat man demnach für einen Grund, das andere Geheimniß, nämlich jenes der Wiederhervorrufung dieses leiblichen Daseins zu läugnen? Was Einmal gewesen, kann aus denselben in der Natur unverwüstlich vorhandenen Elementen wiederkehren, sobald das Machtgebot des Schöpfers es anordnet. Handelt es sich aber um den Zweck und die Form dieser Wiederkehr, so ist dabei zu bedenken, daß die planetarische oder Erdennatur in ihrem höchsten organischen Gebilde nicht umsonst mit einem freien, selbstbewußten und an sich unsterblichen Wesen, nämlich

dem menschlichen Geiste vereinigt wurde. In ihm und durch ihn sollte sie von der steten Bewegung des Bildens und Zerfallens zur Beständigkeit, Ruhe und Vollendung gelangen. Daraus folgt, daß der wiederkehrende Leib, dem Wesen nach derselbe, der Form nach verklärt, über die Gewalten der Außennatur erhoben, von dem Stoffwechsel nicht mehr abhängig, daher auch dem Tode nimmer unterworfen, und kein Leib der Erniedrigung mehr sein werde. Aus demselben Grunde ergibt sich nun auch die Nothwendigkeit der Auferstehung. Der Leib ist nicht der Kerker, sondern das Organ des Geistes, da dieser mittelst der Sinnenempfindung und willkürlichen Bewegung zur Kenntniß und Beherrschung der Natur gelangt; und da es die Einheit des leiblichen und geistigen Lebens ist, die den ganzen Menschen ausmacht. Mit der Seligkeit des Geistes, so lange dieser vom Leibe gesondert bleibt, ist daher die Erlösung keineswegs vollendet, und eben darum hat der Logos die Menschennatur angenommen, um den Tod zu überwinden und das unverwelkliche Leben ans Licht zu bringen.

Durch ihn aber und in ihm ist schon das dritte, nämlich die thatsächliche Wirklichkeit der Auferstehung gegeben. Dadurch, daß er von den Todten erstanden, ward er, als zweiter und neuer Adam, zu einem lebendig machenden Geisteswesen *), d. h, zu einem vergeistigten oder (richtiger gesagt) in die Freiheit

*) 1. Cor. 15, 45.

und Seligkeit des Geistes erhobenen Leibe, von welchem für Alle, die ihm angehören, die Kraft der Lebenserneuerung den Ursprung nimmt. „Ich lebe, sprach er zu den Jüngern, und auch ihr werdet leben *)", d. h. ihr werdet des nämlichen Lebens, wie ich es besitze, theilhaftig werden. Der begnadigte Sohn, der nach langen Irrwegen wieder an die Pforte des Vaterhauses gelangt, darf nicht früher in dasselbe eintreten, als bis er des alten übel zugerichteten Gewandes, des Leibes der Erniedrigung entkleidet, und mit dem neuen Feierkleide der leiblichen Verklärung angethan worden. Wenn Christus, der unser Leben ist, erscheinen wird, werden auch wir mit ihm erscheinen in der Glorie **).

Um auf diese große Zukunft den Blick der Gläubigen zu richten, hat der Herr nicht bloß im Lehrwort sie angekündet, und seine eigene Urstände vorher gesagt; er wollte seine schöpferische und neu belebende Macht schon während seines Erdenwandels offenbaren in der Erweckung der Todten. Aber wie alle seine übrigen Heilungswerke, so vollführte er auch dieses nicht ohne tiefinnerste Wehmuth. Als er vor dem Grabgewölbe seines Freundes Lazarus stand, zeigte er sich von diesem Todesfall und dem Grame der beiden Schwestern tief bewegt, und weinte stille Thränen ***). War er denn der Wiederbelebung des

*) Joh. 14, 19.

**) Kol. 3, 4.

***) Joh. 11, 35. Wenn in V. 33 berichtet wird: „er ergrimmte im Geiste" (infremuit) so ist das von seinem Zürnen

Freundes nicht absolut versichert? Allein er dachte nicht bloß an die Todesleiden dieses Einzelnen, und den Kummer der vereinsamten Geschwister, sondern sein Mitleid umfaßte die gesammte, dem geistigen und leiblichen Tode unterworfene Menschenwelt. Welch eine unabsehbare, vielfach verwickelte Kette von verschuldeten Uebeln, die hier seinem Auge sich darstellte, und die, so lange der Tod nicht vollkommen besiegt, durch alle Zeitalter sich fort erstrecken muß!

Ein überaus gütiger und genialer Oberhirte, Bartholomäus, mit dem Beinamen de Martyribus, Erzbischof von Braga in Portugal, hatte einmal den Einfall, sich den Arzt von vierzehnhundert Spitälern zu nennen, unter welchen er die Parochien oder Pfarrsprengel seiner Diözese, als eben so viele geistliche Heilanstalten verstand. Was ist aber die Erde, insofern sie den Menschen zur Wohnung dient, anders als ein großes Siechen- und Krankenhaus? Aber auch das Haus selbst ist so beschaffen, daß Kraft und Gesundheit auf die Dauer in ihm nicht erblühen kann. Die ganze irdische Natur ist bis jetzt noch der Hinfälligkeit und Ohnmacht unterworfen, und harret auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes, d. h. auf die Auferstehung und Verklärung derselben, um von der Knechtschaft der Verderbniß befreit zu werden *).

gegen die (vornehmen und pharisäischen) „Judäer“ zu verstehen, die den Schwestern Maria und Martha ihr schmerzliches Mitgefühl heuchelten, während sie gleichzeitig gegen Christum den giftigsten Haß im Herzen nährten.

*) Röm. 8, 19—23.

Denn nicht auf der Erde in ihrem jetzigen Zustande, in welchem sie den Namen eines Thales der Thränen erworben, sondern erst auf der erneuerten, zu ewiger Frühlingsschönheit verklärten Erde, auf welche das himmlische Jerusalem sich herabsenken wird, kann das beseligte Menschenleben seinen Aufenthalt gewinnen.

Jene rastlose Unruhe der Natur, gleichsam ein stetes Ringen und Seufzen, wie es im Wechsel des Erstehens und Vergehens, im Wirbel der Stürme, im Verwittern der Felsen, im Heben und Senken der Erdrinde, in Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, im steten Kampfe der Elemente sich kund gibt, wird vom Apostel mit den Wehen der Geburt verglichen. Und auch von denjenigen, welche die Gaben des göttlichen Geistes schon empfangen haben, sagt er, daß sie gleichfalls noch im Innern erseufzen, indem sie mit Sehnsucht darauf harren, daß die Würde und Seligkeit der Kinder Gottes auch an ihrem Leibe sich darstelle, im unverwelklichen, von allen Gebrechen frei gewordenen Leben. Dieß ist daher auch der Weg der Leiden und der Thränen, den sie zurück zu legen haben mitten im Lichte der beseligenden Hoffnung.

Den Gipfel und zugleich den Wendepunkt ihrer verderblichen Macht hat die Schuld erreicht in der grauenvollen Gewaltthat gegen den Heiland. Und als es der dämonischen Lüge und Bosheit gegönnt war, ihren vermeintlichen Triumph zu feiern, da stand die schmerzenreiche Mutter wie ein starker Fels mitten in den Wogen der tobenden Brandung, bestürmt von der furchtbarsten irdischen Noth, gekräftigt vom

himmlischen Frieden, schmerzvoll in Seligkeit, selig in Schmerzen. Und in diesen unsäglichen Wehen, in dieser Theilnahme an dem Opfer ihres Sohnes, in der Geburtsstunde des neuen Lebens, ist sie die Mutter der Menschen geworden. Mit inniger Empfindung wird dieß anerkannt in dem schönen, einem deutschen Herzen entquollenen Gebete: „Zu dir empor rufen wir verwiesene Kinder Eva's; zu dir seufzen wir weinend in diesem Thale der Thränen." Wo sollten wir die Gränze der Ehrerbietung und der kindlichen Liebe nachweisen, zu der wir ihr verpflichtet sind? —

Die heil. Mathilde, Witwe Kaiser Heinrich's I., wurde einst, als sie in Nordhausen sich aufhielt, von ihrem Sohne, dem Kaiser Otto, durch einen Besuch erfreut. Vor seiner Abreise begaben beide sich in die Kirche, und nahmen dann, nach geendigtem Gottesdienste mit Thränen von einander Abschied. Während nun ihr Sohn nebst seinem Gefolge zu Pferde stieg, ging sie in die Kirche zurück; dort an dem Orte, wo sie gemeinschaftlich gebetet, kniete sie nieder und küßte die Fußstapfen ihres Sohnes. Kaum aber hatte der Graf Witigo dem Kaiser dieß gemeldet, als er wieder vom Pferde sprang und in das Gotteshaus zurückeilte; hier fiel er seiner Mutter zu Füßen und rief: Ehrwürdige hohe Frau, womit vermag ich Euch jemals diese Thränen zu vergelten! — Fragen ähnlich auch wir, womit wir und wodurch wir der heiligen Jungfrau die Leiden vergelten können, die sie um

unserer willen erduldet, so wird sie uns wahrscheinlich erwiedern: dadurch, daß wir unser Leben weder so ansehen, als sei es uns lediglich zum Vergnügen verliehen, noch als zu lauter Betrübniß und Qual bestimmt, sondern als eine von Gott uns gesetzte Aufgabe, der wir im Gehorsam des Glaubens treu bleiben sollen, indem wir den Fußstapfen des Erlösers folgen. Sofern wir im Thun des Guten nicht lässig sind, werden wir, wenn die Zeit gekommen, die unvergängliche Frucht einernten *). Hinwandelnd durch das Erdenleben gehen die Gerechten, den Samen des Guten streuend, nicht ohne Herzleid und Weinen; wieder zurückkehrend am Tage der Auferstehung, der großen Ernte, kommen sie frohlockend, empor tragend die reichen Garben.

*) Galat. 6, 9.

Inhalt.

Druck von Carl Ueberreuter in Wien.

Druck von Carl Ueberreuter in Wien.